The University of Chicago
Library

Gift of the
CATHERINE LINDSAY DOBSON
BOOK FUND

Mein Freund Roſenkreutz

Fränkiſche Novellen

von

Sophie Hoechſtetter

Einhorn Verlag Dachau bei München

Hof-Buch- und -Steindruckerei von Dietſch & Brückner in Weimar

Inhaltsverzeichnis

Die Damen von Irmelsleben . . . . . Seite 7
Das Memoire von Schwaningen . . . . . Seite 25
Rebekka Elkan . . . . . Seite 59
Der Mond . . . . . Seite 93
Aus blauer Vergeſſenheit . . . . . Seite 104
Das alte Buch . . . . . Seite 126
Der Sonneborn . . . . . Seite 138
Fernanda Banner . . . . . Seite 170
Das Fräulein von Sombreuil . . . . . Seite 207
Weil ich Sie liebe, Gospodin . . . . . Seite 224
Epilog . . . . . Seite 239

Die beiden anderen Bände der Novellen von Sophie Hoechſtetter „Das Erlebnis" und „Der Weg nach Sansſouci" erſchienen in gleicher Ausſtattung bei Koehler & Amelang, Leipzig.

Ich will denen, die es von mir hören mögen, ein wenig von einem lieben Freund erzählen, ſo gut ich es kann. Denn Worte ſind ja immer nur ein Erinnern und faſſen es ſelten, was unſer Herz am meiſten bewegt hat. Worte ſind arme Läufer, die den Wind und die Gebärde und die Sehnſucht einfangen wollen — arme Läufer hinter dem Schickſal her und durch Sternennächte, in denen man Gott ſucht oder das Glück oder der Seele letzte Seligkeit.

Darum können ſie nur bedingt vermitteln, und aus dem Wort muß ſich der Hörer das Weſen, aus dem Einzelereignis eines Lebens das Ganze formen. Vielleicht erwächſt ſo aus den Einzelgeſchichten von und über Georg Roſenkreutz dem, der ihnen nachgehen mag, ſeine Geſtalt. Wie aus allem, was ein Menſch tut und ſpricht, nur nachfühlender Wunſch endlich ſein letztes Weſen und ſeine tiefſten Worte hören kann — jene tiefſten Worte, die niemals geſprochen werden.

Die Damen von Irmelsleben

Mein Freund Roſenkreutz und ich waren, wie es ſich von Zeit zu Zeit fügte, in Ansbach, der alten fränkiſchen Markgrafenſtadt zuſammen. Wir ſaßen in einem der Rieſenzimmer des „Sterns", wo einſt der geſpenſtiſche Lord Stanhope gewohnt hat. Draußen, vor den Fenſtern ſchliefen die Straßen und Häuſer. Da ſagte Roſenkreutz: „Ich habe Ihnen etwas mitgebracht. Es iſt ein verſchollenes Geſchichtchen von Kaſpar Hauſer." Ich freute mich darüber, denn der Kaſpar iſt uns fränkiſchen Menſchen der wunderlichſte Landsmann.

„Sie wiſſen," fuhr Roſenkreutz fort, „daß ich eine Freundin habe, die unabläſſig Schlöſſer ſucht. Ich bin alſo neulich wieder in einer ſolchen Miſſion auf Reiſen geweſen und fand in einem alten, verwahrloſten Bau, der vor Zeiten ein Damenſtift war, unter vielem Papier das Tagebuch einer früheren Abtiſſin. Mit dieſer Dame kam ich in das herzlichſte Einvernehmen und ich habe mir einige Stellen aus ihren Aufzeichnungen abgeſchrieben.

Die Abtiſſin der Damen von Irmelsleben wird es mir verzeihen — —"

Wir zündeten Kerzen an, und ich behauptete, die Leuchter, in denen ſie ſteckten, hätten gewiß noch Stanhope gedient.

„Dann paßt ja alles," meinte Roſenkreutz, „aber ehe ich leſe, muß ich Sie noch ein wenig unterrichten über die Perſonen des Tagebuches: es tritt ein Kammerherr auf und dieſer iſt der

Stiftshauptmann, wozu man meiſt einen nachbarbegüterterten Edelmann wählt, der der Finanzobere des Ganzen iſt und den Damen auch ſonſt mit Rat beiſteht, alſo ungefähr der Schirmherr des Stiftes iſt.

Die Hauptperſonen unſerer Geſchichte, die meiſt etwas kurz benannt werden, heißen mit ungeſchmälertem Anſpruch:

Claudia Freiin von Irmelsgrün,

Dorette Heinrike von Katzenhüpfenhauſen, ein uradeliges Fräulein,

die Ehrendame Louiſe Anaſtaſie Gräfin von Hackerode-Hockerode.

Der Stiftshauptmann und Kammerherr heißt:

Auguſt Wedig, Freiherr v. Backhaus-Lohndorff.

Sonſtiges Perſonal an Stiftsdamen iſt:

Die liebe Donaueſchingen, die arme Küllerhagen, die gute Kneſebeck uſw.

Und nun will ich beginnen mit der Lektüre:

Aus dem Tagebuch der Gräfin Itzeda

Die Zeitungen zu leſen, worein Leute, die nicht unſeres Standes ſind, ihre Anſichten, die uns nichts angehen, ſchreiben, iſt niemalen meine Gewohnheit geweſen. Denn was das Vaterland angeht und die Welthändel, ſoweit ſie uns berühren, hören wir von den Unſrigen in der correspondence, und Unglücksfälle häufen ſich in der connaissance genug, ja allzuviel, als daß man noch fremde ausgemalt vernehmen müßte. Uber den ſogenannten Kaſpar Hauſer habe ich ſchon lange von der edlen Feilitzſch und der trefflichen Seckendorff aus Ansbach gehört, daß man dort in unſern Kreiſen ſehr kopfſchüttelt über das Intereſſe, das an dem Subjekt genommen wird, und ein wenig den Spleen des Peer of England Stanhope belächelt. Jede Zeit hat ihre Farce, dachte ich mir. Der Beginn des Jahr-

hunderts hat einen König von Rom geſehen — unſere guten dreißiger Jahre reden von einem Kind von Europa.

Mag die Zeit ihre Poſſen haben, dachte ich mir. Aber was ich heute hörte, das bringt mich denn doch in Wallung — und weil ich dem Kammerherrn Schweigen gelobt habe, ſo muß ich mich auf dem Papier ausſprechen, welches mich auch beruhigt. Der Kammerherr kam mir ſchon ſo apoplektiſch vor, als er eintrat. Lieber Kammerherr, ſagt' ich, eine Limonade?

Liebe Gräfin, ſagte er, ein delikates Anliegen. Und ſtottert, obwohl es dem guten Backhaus ſonſt nicht an der Rede gebricht, ſtottert eine ganze Weile recht aus Diskretion von den häuslichen allures ſeiner Hausehre, ſagt, daß der zukünftige Tochtermann, der junge Heldrungen, den Winter über bei ihnen auf dem Gut ſei, (was ich nicht goutiere) und verlangt endlich mein Schweigen, wobei er ſehr transpirierte, obwohl bei mir niemalen überheizt iſt. Nun weiß ein jeder von uns in der Landſchaft, daß der Kammerherr nicht auf Roſen gebettet iſt bei ſeiner geborenen von Lehnin. Die Lehnins ſind immer Zankeulen geweſen, Gott verzeihe mir das Urteil. Ich brauche es der Landſchaft nicht zu erzählen, wer Herr im Hauſe Backhaus iſt.

„Das Sekrete kommt wohl erſt, lieber Kammerherr," ſagt' ich freundlich.

Da brauchte er noch mal ſeinen mouchoir, verſchnaufte, ſtand auf und ſagte:

„Als ich noch Kammerjunker war — unter dem ſeligen Herzog Auguſt, iſt am Hof als Dame der Frau Herzogin die Gräfin Hackerode-Hockerode geweſen, unſere Ehrendame. Ja, liebe Gräfin — nicht wahr, ein Kavalier vergißt die alten Zeiten nicht, wenn eine Dame von damals, mit der man weiland befreundet war, um eine kleine Gefälligkeit bittet."

„Die Gräfin will das Stift ein wenig aufſuchen?" fragt' ich — eigentlich ganz gedankenlos.

Ein Diplomat iſt unſer Kammerherr nie geweſen. Er platzte heraus: „Sie meint, das Stift wäre nicht der Ort, darum will ſie zu uns. Aber bei uns geht das nicht, beſte Gräfin, es geht nicht —"

Die weiland Befreundung, dünkte mich ſogleich, iſt wohl eigenartig geweſen und ſeine geborene von Lehnin will weiland ſolche Freundinnen nicht zu Logierbeſuch. Es wird ihn jetzt reuen, daß er die Ehrengräfin nicht geheiratet hat.

So dacht' ich, und ſchreibe es als Buße her, weil ich dem Kammerherrn Unrecht getan.

„Gräfin," ſagt' er — „der Herzog, Gott habe ihn ſelig, nun ja — ſeine Jugend ſpielt noch in die Zeiten von Friedrich Wilhelm des Zweiten Majeſtät hinein. So deutlich darf ich nicht werden — aber es gab da öfter Doppelehen, von der Kirche ſanktioniert — wenn auch nicht immer offiziell. Und da war — Sie verſtehen mich, Gräfin — ein Sohn. Man hat ihn aufs Land — ja — und auf einmal hieß es, er ſei tot.

Zu den böſen Zeiten damals von 1812 oder 13 — was waren da Nachrichten privater Art — wer konnte ſie prüfen?"

Der Kammerherr ſchnaufte ſehr. Er fuhr dann fort: „Die Gräfin Hackerode — es gebührte ihr wohl eine andere Titulatur — und der Kaſpar Hauſer — Gott mag es wiſſen — kurzum, begreifen Sie, Gräfin, ſie will den Kaſpar Hauſer ſehen, und zwar bei uns." —

„Bei uns? den Kaſpar Hauſer?" fragt' ich.

„Jawohl," ſagte der Kammerherr. Alleine traut ſie ſich die Alteration nicht zu. Mich will ſie als männlichen Beiſtand. Kurz heraus, ich habe ſchon dorthin geſchrieben, an den Herrn von Feuerbach, der ein Intereſſe nimmt — und weil noch was Ähnliches ſchwebt — ich darf noch nicht verraten wo — und der Kaſpar Hauſer mit ſeinem Polizeileutnant ohnedies eine Reiſe macht."

Der Kammerherr war wieder puterrot, als er das ſagte, und er braucht ſich nun doch eigentlich nicht zu genieren für den faux pas der Ehrendame, der doch ein ſolcher bleibt, wenn auch eine Doppelehe vorlag. Denn in ſolchen Sachen war bei allem Reſpekt des hochſeligen Königs von Preußen Majeſtät kein exemple.

Ich mußte mich faſſen. Ich dachte aber an die geborene von Lehnin, die auch kein exemple iſt und es wahrſcheinlich nicht leidet, daß die Ehrengräfin in ihr Haus kommt.

„Wenn unſere Ehrendamen das Stift beſuchen wollen, ſo haben ſie ein Recht darauf, Herr Kammerherr," ſagt' ich, doch nun etwas förmlich. „Und wenn der Herr Stiftshauptmann bei dieſer Gelegenheit der Ehrendame einen jungen Menſchen vorſtellen will, ſo iſt das eine Sache des Herrn Stiftshauptmanns."

„Aber liebe Gräfin," ſtöhnte da unſer guter Kammerherr — „um eine ſo froiſſierte Aufnahme habe ich nicht geſprochen. Wo ich doch das Geheimnis der Gräfin Hackerode in Ihre Hände legte — hofft' ich auf Wärme für das Vertrauen."

„Ich will mich ja faſſen," ſagte ich darauf. „Alſo in Gottes Namen. Wenn es eine Ehe vor Zeugen war mit des ſeligen Herzogs Hoheit, ſo iſt ja, am Ende nichts gegen die Reputation."

Der Kammerherr ſah zum Fenſter hinaus und gebrauchte wieder den mouchoir.

Nachher trank er den Kaffee mit uns. —

den 18. Januar.

Von dem Subjekt, dem Kaſpar Hauſer, den man am Ende noch einen Prinzen titulieren muß, ſcheint jetzt viel die Rede zu ſein in der Welt. Denn der Buchhändler hat unſrer ſanften Katzenhüpfenhauſen eine Schrift geſchickt, die den Herrn von Feuerbach zum Verfaſſer hat und heißt: „Kaſpar Hauſer oder

ein Verbrechen am Seelenleben." Bruder Kuno, der doch als Miniſter das beurteilen kann, ſchätzt den Herrn von Feuerbach ſehr, und wenn ein ſolcher Mann etwas drucken läßt über einen namens Hauſer, ſo muß an dem doch etwas ſein, und die Seckendorff und die Feilitzſch haben mich nicht gut informiert, oder aber es iſt ein Umſchwung in der Meinung über den Kaſpar Hauſer eingetreten. Die Katzenhüpfenhauſen brachte mir das Büchlein errötend wie ein junges Mädchen, was ſie trotz ihrer reichlich vierzig Jahre immer noch tut, wenn ſie ein wenig geniert iſt. Und geniert iſt ſie ſehr oft. Man ſollte denken, ſie habe gar keine Tournüre, während man doch weiß, daß die alte Katzenhüpfenhauſen eine grande dame war und ihre Töchter auch zu erziehen wußte.

Ich war nun wirklich neugierig, las die recht überſchwengliche und ſentimentaliſche Schrift und fragte nachher, als ich ſie gerade in der Rüſternallee traf, wo die Sonne ganz warm ſchien:

„Na, was halten Sie denn von Kaſpar Hauſer, liebe Katzenhüpfenhauſen. Haben Sie ſchon gehört, daß der Musjöh itzo bald auf Reiſen geht, weil ſich viele Leute für ihn intereſſieren, ja geradezu ein faible für ihn faſſen?"

Denn, dacht' ich mir, geſagt muß es ja doch einmal werden, daß er hierher kommt.

Aber mit der Katzenhüpfenhauſen läßt ſich wirklich keine Konverſation machen. Sie wird rot und blaß, ſagt ach und oh, und damit war auch diesmal unſer Diskurs am Ende.

Als ihr nachher endlich etwas einzufallen ſchien und ſie ſich etliche Male räuſperte, was ich in den Tod nicht leiden kann, weil man immer meint, ſie litte an einem Bruſtübel, wo es doch nur die gêne iſt, hatt' ich keine Luſt mehr und gab ihr das Büchlein, ſie ſolle es nur auch noch den anderen Damen zeigen.

Der Kammerherr war wieder da und hat herumgedrückt, ich möchte doch um Gottes willen zu unſerer kommenden Ehrengräfin kein Wörtlein von ihrer linkshändigen Ehe mit der ſeligen Hoheit ſagen, es ſei der Gräfin ewiger Kummer, daß die Heirat eine ſekrete habe bleiben müſſen aus Staatsraiſon und ſie nie nach außen die Rechte einer linkshändigen Gemahlin habe genießen dürfen. Nur die Ehrendamenſtelle bei uns, die habe ſie erhalten, trotzdem ſie ja eigentlich ſtiftsunfähig ſei, infolge einer Mesalliance ihres Herrn Großvaters.

Ich hatte auf der Zunge, die Morgengabe, die in einer Stiftsſtelle beſtand, ſei ſowohl originell als ſparſam. Aber ſolche Reden, obwohl ich ſie manchmal gern von mir ließe, unterdrücke ich mit Fleiß. Denn wenn ich bei uns noch ſolche Töne anſchlüge, dann wäre es bald nicht mehr auszuhalten. Dann täte man Tag und Nacht hier nur noch Liebſchaften und Heiraten beſprechen, beſonders ſeit die Donaueſchingen die ſämtlichen Gothaiſchen Kalender hat, in denen man noch alles nachſchlagen kann.

„Ich fange nicht davon an, lieber Kammerherr," ſagt' ich. „Ich kann es ſtets erwarten, daß man mit ſeinen Neuigkeiten zu mir kommt."

Der Kammerherr räuſperte ſich verlegen.

„Ich habe Nachrichten aus Ansbach," berichtete er dann. „In dieſen Tagen will der Polizeileutnant Hickel mit ſeinem Schützling aufbrechen, um zunächſt an den Hof von Gotha zu reiſen. Es hängt nun von allerlei Umſtänden ab, wielange er dort bleibt — und es mögen wohl noch gegen zwei Wochen bis zu ſeiner Hierherkunft vergehen. Ich habe hier im Orte ſchon Zimmer beſtellt, im Ratskeller iſt man ja ganz gut aufgehoben. Wir werden die beiden dann ins Stift zu Tiſch einladen für die Dauer ihres Aufenthaltes, und ich werde ſelbſtredend zu dieſen

Veranſtaltungen herüberkommen. Das heißt, liebe Gräfin, ſo dachte ich es mir, da Sie ja doch ſchon gütigſt eingewilligt haben, ſollten Sie andere Wünſche haben, ſo ſind mir dieſe ſelbſtredend Befehle."

den 23. Januar 1833.

Die Schrift von Herrn von Feuerbach hat nun ihren Turnus durch unſere Reihen gemacht und bildet das Tagesgeſpräch. Mir wird ein wenig ſchwach dabei, denn das alles iſt doch nur ein Aufbauſchen von Vermutungen, die weder ſchön noch erhebend ſein können. Aber die Irmelsgrün iſt ganz aus dem Häuschen. Ein Geſicht hat doch Züge, ſagte ſie mir, in den Zügen eines Menſchen müſſe man ſeine Abkunft leſen können. Ich dachte mir, Gott ſei Dank, ja nicht immer. In der Reſidenz des hochſeligen Herzogs wäre ſonſt allzuviel in den Zügen der Untertanen zu leſen, bei allem Reſpekt.

Die arme Kullerhagen, die ſelbſt eine ſo freudloſe Jugend hatte, bedauert den Findling ſehr, die gute Kneſebeck hingegen bewundert den Lord Stanhope, die Donaueſchingen allein findet, ihr ſei das alles tout égal.

Ich bin gar nicht unzufrieden, daß das Schriftchen ins Stift kam, denn wie ſollte man es ſchließlich darſtellen, den Menſchen einzuladen, wenn man nicht das Intereſſe für ihn kultiviert hätte?

Am Tage von Mariae Lichtmeß 1833.

Der Kammerherr war hier: mit dem Schlitten. Er ließ gar nicht erſt ausſpannen, ſo eilig hatte er es. Alſo der Polizeileutnant Hickel hat ihm unterm 29. Januar aus Gotha geſchrieben, daß er ſeine Miſſion dort als negativ betrachten könne und — einmal in der Gegend — nichts gegen ſeine Inſtruktion und Wünſche der Gönner des Kaſpar Hauſer ſehen könne, wenn er die kleine Spritztour mache.

Hierauf hat der Kammerherr ſogleich eilige Botſchaften an

die Gräfin und an den Hickel geſchickt und in drei bis vier Tagen wird wohl hier die Zuſammenkunft ſein. Ich muß es wohl nun unſeren Damen annoncieren.

Am 4. Februar.

Ich habe die Nachricht ſo gegeben: daß der Kaſpar Hauſer auf einer Reiſe mit ſeinem, faſt hätte ich geſagt Adjutanten, alſo mit ſeinem Polizeileutnant in hieſigem Orte eine Raſt mache und zu uns eingeladen würde, weil meine Freundin Seckendorff der Frau Präſidentin von Stichaner in Ansbach das Verſprechen gegeben, dem Kaſpar Hauſer Empfehlungen auf ſeinen Reiſeſtationen zu beſchaffen.

Ob dieſer Mitteilung iſt ein großer Tumult entſtanden, eine freudige und aufgeregte Neugier. Nur die Donaueſchingen ſagte, die Seckendorff hätte auch etwas Geſcheiteres tun können, als den Kerl an unſer Stift empfehlen.

Ich konnte nichts erwidern, weil ich doch eine Notlüge ſagte, denn unmöglich durfte ich doch aus Diskretion auch nur eine Andeutung machen, daß unſere Ehrendame den ſo überaus delikaten Wunſch hat, den Hauſer zu ſehen.

Am 5. Februar.

Unſere Ehrendame iſt angekommen. Seit vielen Jahren hat die Gräfin Hackerode nicht mehr das Stift beehrt. Nun bildet ſie das Intereſſe des Tages: „Meine gute Hackerode, haben Sie ſchon gehört?“ — „Meine teuere Gräfin — wiſſen Sie ſchon — —“ ſo umſchwirrt es ſie. Es bleibt mir alſo erſpart, mit nichtsahnenden allures der Ehrendame wieder die Notlüge von dem Empfehlungsbrief, der aus Ansbach für den Kaſpar Hauſer eingetroffen ſei, zu erzählen.

Die Hackerode iſt recht wohl konſerviert, ein gewaltiger Unterſchied gegen den Kammerherrn ſeine geborene von Lehnin. Er kam höchſt complaisant und à quatre épingles ſogleich herüber, die ſchöne Jugendfreundin zu begrüßen.

Ich hoffe nur, die Königin ſeines jugendlichen Herzens und die offizielle, die geb. v. Lehnin betrachten das Stift nicht als Schloß Fotheringhay, um ſich auszuſprechen, wie Eliſabeth von England und Maria Stuart.

Es iſt Abend. Vor einer Viertelſtunde iſt der Poſtwagen hereingefahren mit den Reiſenden aus Ansbach. Gott ſteh mir bei — ich freue mich auf das Mittageſſen wirklich nicht.

Mitternacht.

Meine Hand zittert — und in meinem Kopf iſt es ganz desperat. Ich wünſche den Kammerherrn herbei — ja wenn es nicht eine ſo unſchickliche Stunde wäre — ich ließ ihn rufen.

Ich muß mich faſſen — beim Schreiben gelingt mir das am beſten.

Alſo — die Irmelsgrün, die ſchon wieder, als der Kaſpar Hauſer auf dem Tapet war, bei Tiſch gerufen hatte, ein Geſicht habe doch Züge, und aus Zügen müſſe man Abkünfte ableiten können, ſtürzt, nachdem ich den Damen kurz geſagt hatte, der Fremde käme morgen mit ſeinem Begleiter zu Tiſch — und mich zurückgezogen, ſtürzt hierher ins Zimmer. Und ſtürzt mir zu Füßen, ehe ich nur irgend etwas begreife, und ſchluchzt und ſchreit — ihr Herz laſſe ihr keine Ruhe — anno 13, ihr Bräutigam ſei ins Feld und gefallen — und die Stunde des Abſchieds war ihre heilige Ehe — und der Geliebte ſei bei Leipzig gefallen — und das Knäblein hätte nicht von ſeinem Vater ſanktioniert werden können — ihr Vater aber habe die Heirat mit einem Bürgerlichen für null und nichtig erklärt und eine Schurkerei von einem Feldprediger, aber habe ſie ins Stift verſtoßen, und das Kind, ja das ſolle ſpäter geſtorben ſein — aber das wäre eine Lüge, es lebe und ohne Zweifel ſei es der Kaſpar Hauſer.

Ich fand keine Worte. Deſto mehr fand ſie. Ich nötigte ſie,

wenigſtens aufzuſtehen — ich ſagte endlich: „Baroneſſe Irmelsgrün — gehen Sie auf Ihr Zimmer. Ich habe nichts gehört. Ein Dämon iſt über Ihnen. Sie raſen. Ihre Phantaſie iſt krank. Verlaſſen Sie Ihr Zimmer nicht, bis ich morgen komme und ſprechen Sie mit niemand.“

Dann bin ich noch in den Garten — ich mußte gehen, mich etwas zu beruhigen. Wenn nur der Kammerherr da wäre — ſo etwas darf es doch nicht geben, bei uns, im Stift — ich zittere am ganzen Körper — noch eine Mutter des Kaſpar Hauſer weilt in dieſen Mauern — und das mit dem Feldprediger — der alte Baron wird ſchon im Recht ſein, daß es keine Kopulation war — o Gott, mein Gott, das in unſerem Stifte!

Und wenn nun wirklich, wenn der Kaſpar Hauſer der Sohn der unſeligen Irmelsgrün wäre, welch ein Affront! Wie ſtünde unſer Stift da! Keine Dame von Rang möchte es mehr beziehen, wir wären der Lächerlichkeit, wenn nicht der Verachtung preisgegeben.

Und ich, als die Abtiſſin dieſes Stiftes.

Ich zittere, wenn ich denke, was meine Freunde in Ludwigsluſt ſagen würden. In Ludwigsluſt denkt man beſonders ſtreng gegen alle Verfehlungen ſolch unausſprechlicher Art. Ihre Hoheit die Prinzeſſin Amalie würde nie begreifen, daß ich das Odium des Verwerflichen nicht ſogleich gefühlt. Ich könnte mich in Ludwigsluſt nicht mehr zeigen. Ihre Hoheit iſt ſchon überhaupt gegen alle Dinge mit Männern und hatte deshalb immer das gnädigſte Intereſſe für unſer Stift, wie für alle Stifte.

Und die Irmelsgrün! Wüßte ich nur, ob Lord Stanhope vermählt iſt. Aber ich kann in der Nacht die Donaueſchingen nicht wegen des Hofkalenders wecken. Das wäre ein Lichtblick — der Adoptivvater des Hauſer würde vielleicht auch die Mutter rehabilitieren.

Oh, erwieſe ſich doch, daß Hackerode die Mutter iſt. Ich würde die Doppelehe noch ſegnen, obwohl ein ſolches Tun von des hochſeligen Herzogs Hoheit kein Exempel war —

Um drei Uhr in der Nacht.

Es gehen Geſpenſter durch dieſes Haus, die Revenants ſteigen aus ihren Grüften — ich verſtehe die Welt nicht mehr. An mein Bett geſteckt mit einer Wappenbroſche, ich kenn ſie gut, die ſpringende Katze unter der Krone des Uradels — ein Brief ohne Unterſchrift. Die Schrift iſt undeutlich, verwiſcht, zitternd. Und was leſe ich, während mich Entſetzen lähmt: Kaſpar Hauſer käme — und ſeit ſie die Schrift des Herrn von Feuerbach geleſen, ſeien ihre Tage und Nächte mit Angſt und Zittern, mit Furcht und Hoffen erfüllt.

Ein Fehltritt — von niemand als einer alten Tante, einer treuen Jungfer gewußt — Vater bei Belle-Alliance, Vater mit in Paris, ein Jahr fort — mutterlos auf dem alten Schloß in der Einöde — ein junger Kandidat — der Erzieher des Bruders — Sehnſucht, die Sommernacht, die Philomelen ſchluchzten gräßlich — die arme Liebe. Und dann — der Kandidat hatte einen Verſpruch — ein reicher Bürger hatte ihn ſtudieren laſſen, ihm war das Herz zerriſſen — ihr war das Herz zerriſſen — die Tante gab das Kind fort, fern nach Ungarn auf ein Gut — und Jahre der Schwermut waren, der Vater alt und jähzornig, leidend unter Bleſſuren — der Bruder roh, ſie als Tochter des Majorats arm — machtlos — das Stift —

Die Toten ſteigen aus ihren Grüften, die Lebenden zu narren. Ein Spuk reißt armen Seelen die armen Geheimniſſe aus den Herzen — dies iſt zu viel. Dies iſt ja der nackte Jammer. Bin ich angeſteckt von der Unmoral, daß ich nur denken muß, was für ein Jammer!

Da gingen die Armen all die Jahre umher mit ihren trauervollen Geheimniſſen, ſo Tag und Nacht, ſo Jahr um Jahr. Die Qual um eine leichtfertige Stunde fürs ganze Leben — die Angſt vor Entdeckung — und auf einmal dieſe Bekenntniſſe — dieſe Bekenntniſſe, die ihnen ein Nichtmehrerträgliches abnötigte, ſich preiszugeben —

O Gott, mein Gott — ich kann gar nicht mehr richtig denken.

Die Toten ſteigen aus ihren Grüften — ein Spuk reißt armen Seelen die armen Geheimniſſe aus dem Herzen.

Aber das Mittageſſen mit dem Kaſpar Hauſer und ſeinen drei mutmaßlichen Müttern, das wird nicht ſein im Stift der Damen von Irmelsleben. — —

Des andern Abends.

Ich habe in der Frühe anſpannen laſſen, ich bin hinüber zum Kammerherrn gefahren. Seine geborene von Lehnin ſtaunte mich an. Sie hatte eine alte Morgenjacke an, und ſchön war ſie nicht. Auch der Kammerherr war nicht à quatre épingles.

Ich bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen.

„Haben Sie den Hauſer ſchon geſehen?“ fragte ich, als wir in des Kammerherrn Arbeitszimmer ſaßen.

Der Kammerherr nickte.

„Es iſt nichts,“ ſagte er nach einer Pauſe.

„Wie haben Sie das auf den erſten Blick erkannt?“

Der Kammerherr wurde ein wenig verlegen. Dann ſagte er:

„Wir haben ſo etwas im Blick, Gräfin. Ein ſogenannter Napoleonide — hm — das konnte ich nicht beurteilen. Sie wiſſen, man ſah nach Baden hin und für die Adoptivtöchter hat Napoleon immer ein faible gehabt.

Aber jemand aus altem Adel — aus einem höchſten Hauſe ſogar — nein. Da iſt eine Eigenſchaft, glauben Sie mir, Gräfin, die geht nicht unter, wenn jemand irgendwie von einer Familie abſtammt. Sei's Adel, ſeien es Patrizier: ein ſolcher Menſch

verrät nie Eitelkeit. Er kann so eitel sein, wie er will — er kann sich so eitel benehmen wie er will — aber er verrät nie, daß er auf den Effekt seiner Person ängstlich und angelegentlich wartet, denn in gewissem Sinne ist er ihm selbstverständlich durch seinen Namen, seine bloße Existenz, seine Erziehung. Dies, Gräfin scheidet für jedes wissende Auge den Abkömmling Kultivierter von dem Abkömmling des Volks."

So klug habe ich den Kammerherrn noch nie reden hören. Ich staunte ihn förmlich an. Und er fuhr fort:

„Es gibt dann auch noch so kleine, an sich unscheinbare Merkmale von Familien: die Bildung der Ohrläppchen, die Nasenflügel, das Angewachsensein der Haare, die Wölbung der Fingernägel, die Form des Handgelenks, die Zeichnung der Augenbrauen — haben Sie es je an Menschen oder in Ahnengalerien beobachtet, Gräfin? So etwas — irgend ein solches Merkmal verwischt sich nie. Nach Hunderten von Jahren zeigt es noch die Spuren — mag Gestalt, Gesicht, Charakter und Wesen auch ganz anders geworden sein. Es ist nichts mit dem Kaspar."

„Gott sei Dank," sagte ich. „Lord Stanhope will ihn adoptieren, nicht wahr? Oder wenigstens, ihn zu sich nehmen. Für ihn ist gesorgt. Gott sei Dank — denn, lieber Kammerherr, haben Sie einmal bedacht, was das für ein Affront wäre, wenn plötzlich eine offiziell unverheiratete Dame aus der Gesellschaft sich hinstellte und solche Geheimnisse ausbreitete?"

„Weiß Gott," sagte der Kammerherr und war ganz bleich.

„Lieber Kammerherr," sagte ich darauf, „wir kennen einander, wir achten einander. Und nun tun Sie mir einen Gefallen: Fahren Sie mit mir. Gehen Sie hin zu dem Polizeileutnant. Um 11 Uhr kommt der Eilwagen durch Irmelsleben. Sie sollen fort. Gott möge Ihre Wege segnen, aber Sie sollen fort. Kammerherr, es entsteht nichts Gutes daraus, wenn der Mensch ins Stift kommt. Kammerherr, meinetwegen bin ich eine alte

Jungfer. Aber daß ich meinen rechtſchaffenen Menſchenverſtand beiſammen habe, das wiſſen Sie, und daß ich keine prüde Gans bin, auch. Wegen einer Bagatelle bin ich nicht zu einer Stunde, die keine Viſitenſtunde iſt, bei Ihnen.

Schaffen Sie den Menſchen aus der Gegend — das andere, was geſchehen muß, tue ich. Und glauben Sie mir, es iſt keine Kleinigkeit."

Der Freiherr von Bachhaus ſah mich ernſthaft an.

„Sie werden Ihre Gründe haben," ſagte er.

„Das weiß Gott," antwortete ich.

Da ſagt' er: „Gut, ich zieh mich an. Ich darf Sie wohl zu meiner Frau führen. Und in zehn Minuten komme ich mit."

Gefragt hat der Kammerherr nichts. Er iſt ein Edelmann. Das muß man ihm laſſen.

Des Abends.

Der Kammerherr war bei unſerer Ehrendame, nachdem die Eilpoſt mit den Gäſten aus Ansbach davongefahren. Die Ehrendame war bei Tiſch ſchon wieder ganz munter. Zur Irmelsgrün und zu der anderen bin ich auf die Zimmer gegangen.

Ich habe geſagt: „Liebe Irmelsgrün, Sie hatten geſtern eine Fieberhitze. Sie müſſen heute liegen bleiben. Was Sie geſtern in der Fieberhitze geſagt haben, das weiß ich nicht mehr und darum kann es nie ein Menſch von mir erfahren. — Der Kaſpar Hauſer iſt abgerufen worden, weil ihn der Lord Stanhope adoptiert. Seine Lordſchaft wird beſſer für ihn ſorgen können als ſeine arme Mutter, die gewiß ſchon lange geſtorben iſt. Skandal bleibt Skandal, heute wie vor zwanzig Jahren. Wenn Sie ſpäter einmal Urlaub nach England wollen — an mir ſoll es nicht fehlen."

Sie ſagte: „Ja, ich hatte geſtern wohl Fieber."

Dann bracht' ich der andern die Broſche. Die weinte. Ich ſagte: „Sie hatten die Broſche bei mir verloren. In ein Papier

eingewickelt. Das habe ich verbrannt." — Ich machte eine Pauſe, dann ſagt' ich, wie in die Luft: „Ihren Stiftsplatz dürfen Sie nicht verlieren. Dann ſind Sie faſt ohne Mittel. Ich habe eine Freundin in Peſt, die Gräfin Kielmannsegg. Wir reden einmal ſpäter miteinander, ich kann ein Brieflein an ſie ſchreiben — ſpäter, wenn Sie es dann noch wünſchen. Aber es iſt beſſer, man begräbt Erinnerungen. Was einmal Sünde war, auferſteht nie zur Ehre. Sie haben niemand — ich muß wohl für Sie denken, wie ich für eine unglückliche Schweſter denken würde.

Was den Hauſer betrifft, ſo iſt er abgerufen vom Lord Stanhope. Der adoptiert ihn und wird für ihn ſorgen. Der Kammerherr hat ihn geſehen. Es iſt ein Burſche, wie hundert andere auch."

Da weinte ſie wieder und fragte, ob ich das Papier auch gewiß verbrannt hätte.

„Was an mir liegt, ſoll nie mehr die Rede davon ſein," ſagte ich.

Zehn Tage ſpäter.

Ich habe im Affekt gehandelt. Unſereins aber darf ſeinen Affekten vertrauen. Ich würde auch bei ruhiger Überlegung nicht anders gehandelt haben. Daß ich gerade, ich, einem Stift für Magdalenen vorſtehen muß, das wurmt mich tief — auch bei allem Erbarmen. Aber mein Bruder hat mir neulich geſchrieben, man hätte die Genealogie des ganzen Adels durchgangen, um ein Plätzlein für den Hauſer zu ſuchen — und ihn ſolle es nicht wundern, wenn die Sache nicht noch die ganze Welt verrückt mache. Da dacht' ich mir, am Ende iſt der Wahnſinn gerade bei uns ausgebrochen geweſen — und ich habe Romane gehört, die nie wahr geweſen ſind. —"

Georg Roſenkreutz klappte ſein Heft zu.

„Iſt es aus?" fragt' ich.

„Es iſt aus," ſagte er —, und wir mögen nicht einmal lächeln. Wir werden nachdenklich über die Zuſammenhänge, die vielleicht für den Augenblick etwas Komiſches ſchufen. Wir fühlen hinter dieſem die Wirkung jedes ſichtbar ſeltſamen Schickſals: es belebt in anderen den Wunſch oder die Kraft, ſelbſt heraus zu ragen aus den Niederungen des Alltäglichen, oder frei zu werden zur Wahrheit.

Irgendeinen Aufſtrom ſchafft es in anderer Herzen — nein — wir wollen nicht lächeln über die Damen von Irmelsleben.

Das Memoire von Schwaningen

Mein Reiſegefährte und ich verließen an einer kleinen Halteſtelle den Zug, der uns langſam durch fränkiſches Land gebracht hatte. Rings war die ſchwere Mittagsruhe eines Auguſttages. Die Grillen riefen aus ſonnenverbrannten Wieſen, und dieſer Ton ſchien wie das Klingen der Luft, die in Wärme vibrierend über der Landſchaft ſtand.

„Sie müſſen mich nichts fragen," ſagte Georg Roſenkreutz zu mir. „Wir wollen ganz leiſe durch dieſe verſchollenen Dinge gehen."

Dies entſprach meiner eigenen Stimmung, ich wünſchte mir, in aller Stille die lange verlaſſene, halb von der Erde verſchwundene Siedelung zu durchwandern, da eine ſeltſame Frau Jahrzehnte eines wunderlichen Daſeins durchlebt hat bis zu einem einſamen Tod.

Wir gingen eine kleine Anhöhe hinauf; rechts zur Seite, die Landſchaft beherrſchend, ſteht ein tafelförmiger Berg, den man mit dem Olymp verglichen hat: der Heſſelberg. In dieſem ſchwach gewellten Wieſenland iſt es die einzige bedeutendere Erhöhung, der einzige Affekt der Natur.

Schön in den Linien, ſtolz und fern liegt er da, und man möchte denken, in den Zeiten, aus denen ſich erſt dämmernd die Geſchichte hebt, werden dort Feuer gebrannt haben, „den alten Göttern zu".

Wir erreichten den Rand der kleinen Anhöhe, und da ſah man

hinunter auf das alte Schwaningen. Ein Dorf, wie viele ſind, dachte ich. Eingehüllt in Bäume lag es. Eine unvollſtändige Lindenallee, die von der Straße durchquert wurde und nun ſo unmotiviert erſchien, verſperrte ein wenig den Blick.

Ich dachte, es iſt alſo leer hier. Ein altes Dorf nur blieb, wo einſt wunderſchöne Gärten geſtanden haben ſollen. Aber da lächelte mein Gefährte, der wohl meine Enttäuſchung fühlte. Wir traten unter die Linden, und er wies mit der Hand vom Dorfe weg.

Ich ſah, von der Sonne geblendet, einen Moment lang nichts als eine endloſe, überflimmerte, verbrannte Raſenfläche. Und dann kam mir ein Ruf des Erſtaunens: in dieſer ungeheueren Raſenfläche unterſchieden ſich die Torſen gewaltiger, brauner Mauern. Sie umgrenzten in ihrer mächtigen Ausdehnung jetzt die ſonnenverbrannten Wieſen, ſie machten gerade Linien, Bogen und bildeten im offenen Halbkreis einen Proſpekt in tiefer liegendes Land. Ich war wie elektriſiert: welch ein Garten mußte das geweſen ſein! Eine mächtige, große Anlage, umgeben von breiten Waſſergräben. Und hinter dem Garten — das Ganze kann nicht mit einem Blick umfaßt werden, trotzdem es frei und preisgegeben liegt — weit, weit hinter dem Garten erheben ſich in den ſtillen Himmel hinein vier hohe Pavillons mit gebrochenen Dächern.

Ich wurde voll Eifer. Ich wollte gleich die Böſchung hinunter laufen, auf die toten Waſſerbecken zu und dann weiter bis zu den ſeltſamen Mauern.

„Nicht jetzt," ſagte Roſenkreutz. „Erſt gehen wir zum Schloß im Dorf." Und wir überſchritten den Bach, der einſt die Waſſergräben gefüllt hatte, und kamen in einen ſtattlichen Ort, deſſen Häuſer zum größeren Teil durch ihre Bauart verraten, daß ſie aus der Markgrafenzeit ſtammen. Manches feine, ſtolze Haus ſteht da in ummauertem Garten — vielleicht einmal für eine kleine Freundin erbaut.

Und dann ſah ich vor mir die langgeſtreckte Front eines großen Schloſſes, wiederum Pavillons, die durch niedrige Geſchoſſe verbunden ſind und allerlei Höfe umſchließen.

Ich lief meinem Gefährten voraus, überſchritt eine Brücke und ſtand dann vor dem Schloßtor. Es iſt von einem Wappen überragt, das Genien tragen, und es war einmal die Arbeit eines Künſtlers, was nun halbzerfallen herunter grüßt.

Da ſprach mich jemand an. Ein ſommerſproſſiger junger Burſche. Ob ich ein Sachverſtändiger ſei, fragte er. Ich erkundigte mich, wieſo er das meine.

„Nun, weil man ſich um die Reparatur ſtreitet. Die Pfarrerstöchter, der Wirt und der Gütler ſollen es machen laſſen, und keines will."

„Wieſo denn die Pfarrerstöchter?" fragte ich.

„Ach, die haben den Pavillon da gekauft am Tor," und der Burſche deutete mit dem Finger nach links. „Sie nehmen Sommerfriſchler."

Und der Burſche redete weiter; von ihm erfuhr ich, daß alles hier zerſtückelt iſt, jeder Trakt, jeder Pavillon des großen Schloſſes und des Gartens hat einen anderen, bäuerlichen Beſitzer. Nur ein Pavillon iſt von den „Pfarrerstöchtern" erworben.

Ich bitte es den Pfarrerstöchtern in Gedanken ab: ich befand mich plötzlich in ihrem Pavillon, ging eine ſchön gewundene, ſteinerne Treppe hinauf und betrat ein Zimmer. Ich habe ohne Zweifel etwas von Sommerfriſche geſtammelt.

Sie ſagten, es ſei triſte in Schwaningen und ein Entſchluß, hierher zu gehen. Daraus entnahm ich, ſie wollten mich nicht. Denn es war eine Haushaltſchule für junge Mädchen, in die ich gekommen. In dieſem Pavillon hingen die Bilder von Luther und Melanchthon. Sehr viele. Ich glaube, eine Sammlung. Man konnte zugleich auf einen Melanchthon ſehen, der

am Pfeiler hing, und auf das von heiteren, leichten Genien getragene, zerbröckelnde Wappen des Portals. Und dieſes ſollten die Pfarrerstöchter renovieren — —

Ich ſtand wieder auf dem Hof, wo Roſenkreutz mich ſchon ſuchte. Ich ſagte: „Da oben hängen die Bilder von Melanchthon. Alle, die es gibt."

Aber Roſenkreutz antwortete nicht. Er führte mich aus dem langgeſtreckten Schloß, führte mich an ſeiner Rückfront entlang nach dem Dorf. Die Sonne ſtand ſengend über Schwaningen. Der Schritt ſchleppte. Aber wir kamen doch an die Kirche, und ſie wurde von einer freundlichen Frau aufgeſchloſſen, die erzählte, daß der anſehnliche Rokokobau zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter Markgraf Wilhelm erbaut ſei, und daß während des Dreißigjährigen Krieges das Lehen Schwaningen an die Markgrafſchaft gefallen.

Die freundliche Frau ſchien Roſenkreutz zu kennen.

„Das Bild, nicht wahr?" ſagte ſie und blieb dann im Schiff ſtehen. Roſenkreutz aber führte mich eine Treppe hinauf zur Orgel, und dann machte er eine Wendung hinter das Inſtrument.

„Da iſt Friederike Luiſe," ſagte er.

Und ich ſtand vor einem bis zur Erde reichenden Ölgemälde, das eine mondäne, edle, graziöſe Geſtalt mit einem Knaben in einer Landſchaft darſtellt. Aus den Farben iſt aller Lack gewichen, ſie wirken faſt wie Paſtell, hell, licht, und als wären ſie mit einer leiſen Puderſchicht beſtäubt.

Es ſind ein paar Stücke der Leinwand herausgeriſſen, als hätte ſich eine Hand, vielleicht von Liebeshaß geführt, befreien wollen von dieſem gemalten Geſicht. Denn dieſe Augen, dieſe Stirn, die noch geblieben ſind, haben etwas Aufreizendes. Sie ſind ſchön und kühl und wiſſend.

Es hat mir einmal jemand geſagt, aus dem Porträt einer

Frau müſſe man ſehen können, wie ſie liebt. Dieſe Worte fielen mir ein vor dem Bild. In dieſen Augen und auf dieſer Stirn ſteht, daß jene tote Frau gewähren konnte und verſtoßen.

Verſtoßen nicht aus Überdruß, aus einem komplizierteren Fühlen: aus Zorn, daß ſie lieben mußte.

Dieſes Bild einer ſo lange Toten, dieſes gewaltſam zerſtückte Bild reizte mich auf eine ſonderbare Art.

„Was weiß man von Friederike Luiſe?" fragte ich.

„Mir iſt nur bekannt, daß ſie die wenig hervortretende Schweſter Friedrichs des Großen war, der in einem ſchönen Brief ihren Tod ſchilderte, von dem er durch einen Kammerdiener erfuhr. Friederike Luiſe war hierher verbannt von ihrem Mann, dem wilden Markgrafen. Wie kam das? Sie iſt ja ſchön und ſeltſam."

Aber Roſenkreutz ſchwieg. „Nachher," ſagte er nur. Ich ging ungern fort von dieſem Bild, das ich nicht wieder ſehen werde, und das in der öden Kirche an der Rückwand der Orgel ſein Exil hat. —

Wir betraten endlich den Platz mit den vier Pavillons, die am Eingang der großen Gärten ſtehen. Roſenkreutz eilte weiter. „Nicht in das Quadrat," ſagte er, „Gütler haben ihre Ställe um die feinen Häuſer gebaut, wir wollen das nicht ſehen, aus der Ferne verſchwindet es."

So ſchritten wir über eine ſchier endlos ſcheinende Wieſe hin, die jenſeits noch hohe Mauern einfaſſen und die auf unſerer Seite nur von der Böſchung des Waſſergrabens begrenzt war. Ich ſuchte mir aus dieſen Spuren den alten Garten zu denken. „Es muß eine franzöſiſche Anlage geweſen ſein — ein Garten mit Laubengängen und verſchlungenen Wegen. Die Mauern unten, die in dieſem Halboval ſich biegen, mochten als Theaterwände dienen, ſie gaben ſowohl dem Garten als dem Schauſpiel den Proſpekt ins Freie, hin über die ſtille Landſchaft."

„Sehr richtig," ſagte Roſenkreutz, „nur vergeſſen Sie die Reſte der Lindenalleen draußen. Die Anlage jenſeits der Mauern iſt ein Spiel von Lindengängen geweſen, die faſt bis zu der heutigen Bahnſtation geführt haben mögen." Wir waren unterdeſſen an den Mauern angekommen, und ich blieb in dem weiten Halbrund ſtehen. Ganz klein geworden erhoben ſich oben die Pavillons, dahinter, ferngerückt, ſchloß Wald den Horizont ab, begrenzte die Täler.

Ich wurde traurig, wie man es leicht auf Trümmerſtätten wird.

„Dieſer Garten könnte ſeit tauſend Jahren ſo liegen," ſagte ich, „und es iſt doch kaum länger als ein Jahrhundert, daß die Markgrafen von Ansbach nicht mehr exiſtieren."

„Ja," ſagte Roſenkreutz, „das bayriſche Haus hat ſeinen fränkiſchen Zufallsbeſitz nicht gepflegt. Verfallen liegt, was nicht zu verkaufen war, vielleicht dachte man in München, die Erinnerungen erlöſchen dann ſchneller."

Wir ſaßen noch eine Weile ſchweigend. Die Schatten der Mauern fielen ſchon ſchräg.

„Und nun werden Sie mir die Geſchichte von Friederike Luiſe erzählen," ſagte ich. „Aber, gibt es den noch Anhaltspunkte dafür?"

Roſenkreutz lächelte. „Seit Jahren beſchäftigt mich dieſe Geſtalt. Man kann, wenn man ſich ſehr in etwas vertieft, die Vergangenheit wieder aus ihren Gräbern holen." Wir machten es uns bequem auf der niedrigen Mauer, die zwiſchen den Rundwänden den Proſpekt eröffnet: Und Roſenkreutz begann, unterſtützt durch ein kleines Notizbuch, zu ſprechen:

Das Bild von Friederike Luiſe, Prinzeſſin von Preußen, Markgräfin zu Brandenburg-Ansbach, welches wir vorhin geſehen haben, iſt Ende der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts gemalt worden. Sie war damals eine Dame von Anfang der

Dreißig, ein Alter, das einer ſchönen, mondänen Frau beſonderen Reiz gibt: das Lächeln wird koſtbarer, wenn es über einer Reſignation liegt, und das Gewähren wird rührender, wenn es aus der Freiheit kommt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hing dieſes Porträt im Schloß zu Ansbach, in einem ſelten betretenen Raum, am Ende einer langen Flucht von Feſtſälen.

Es war an einem Ballfeſt im markgräflichen Schloß, als zwei jüngere Offiziere ſich etwas abſonderten und dieſes Zimmer betraten: ein hochgewachſener, ſchmaler, hellblonder Kavalier, namens Seckendorff, und ein kleinerer, dunkler Fremder, der die Uniform des fränkiſchen Küraſſierregiments trug. Sie hatten etwas Wichtiges zu beſprechen: St. Pierre, der Bayreuther Küraſſier, und Seckendorff, der Ansbachſche Dragoner, waren übereingekommen, bei ihren Regimentern einen Austauſch zu bewerkſtelligen. Die Erlaubnis hatten ſie dieſen Abend erhalten.

Julian St. Pierre war der Sohn des Erbauers der Eremitage und durch Protektion des Markgrafen in das fränkiſche Küraſſierregiment aufgenommen. Der Adel des Landes, im geheimen aufgebracht über den Ausländerkult des Markgrafen von Bayreuth, ließ es den jungen St. Pierre zuweilen fühlen, daß er nicht aus ihren Kreiſen ſtammte. St. Pierres Vater ſelbſt hielt es für richtig, den Sohn für eine Weile in Ansbach eintreten zu laſſen. Als gewählter Erſatz des allgemein beliebten jungen Seckendorff, der ſich mit ſeiner Familie überworfen hatte, ſtand ihm eine freundliche Aufnahme bei den Dragonern bevor.

„Es iſt alſo nun alles perfekt," ſagte St. Pierre lächelnd, „wir brauchten nur die Uniformen zu tauſchen, wenn die Statuten das erlaubten." Er ſprach unbefangen und freundlich. Sein Kamerad ſah es nicht, daß während ihrer ganzen, ſich

um Äußerlichkeiten drehenden Unterredung der Blick St. Pierres immer wieder zu dem Bild der ſchönen Markgräfin gegangen war, das da allein in dem etwas düſteren Saal hing. „Und Ihr Kommando nach Schwaningen, Baron Seckendorff, habe ich ſelbſtverſtändlich auch zu übernehmen?“ fragte St. Pierre.

Seine Stimme klang gleichgültig. Der junge Seckendorff, ein Hellhaariger mit zarteſter Haut, errötete, und er ſagte haſtig: „Ja, dieſes Kommando. Ich bin untröſtlich, daß es ſich gerade ſo trifft. Es iſt ennuyant da außen. Die Markgräfin hält ja nicht Hof, ſie bleibt faſt immer allein. Mein lieber St. Pierre, auf Diskretion, Sie müſſen ſich bald wieder in Erinnerung bringen. Denn man vergißt hier, wer in Schwaningen iſt. Der gnädige Herr will nichts von dort hören.“

„Warum will er das nicht?“ fragte St. Pierre abgewandten Geſichts.

Der junge Seckendorf antwortete ganz leiſe. „Er haßt die Markgräfin. Er hatte es nie à son aise bei ihr. Sie beſitzt nicht ſein Temperament, verſtehen Sie mich. Aber man darf hier kaum davon ſprechen, obwohl die Ehe ja längſt nicht mehr exiſtiert. Wollte der Markgraf eine neue mit einer Prinzeſſin von Geblüt eingehen, ſo wäre ſie auch formell gelöſt —“

„Sie ſprechen in ein Grab,“ ſagte St. Pierre. „Aber für meine Perſon möchte ich doch gerne informiert ſein.“

Der junge Seckendorff trat einen Moment unter die Tür. Weit, weit oben in der Gemächerflucht wurde getanzt. Die Geigen klangen — niemand war in der Nähe.

„Es iſt wohl mein devoir, Sie etwas au fait zu ſetzen,“ fuhr Seckendorff fort. „Sie hat nicht ſein Temperament, es gibt nur zwei Söhne aus Anfang der Ehe. Ihr Weſen iſt froiſſiert. Nun, man kann den gnädigſten Herrn auch nicht immer aimable nennen. Sie war kalt, er boshaft Er hat par exemple ihren

Hunden die Schwänze und Pfoten abhacken laſſen, ſie zu ärgern, und hundert ſolche Dinge.

Es war ihr kein Vergnügen, wenn er pour passer le temps und um eine Hofdame zu amüſieren, einen Schlotfeger vom Dach ſchoß und dergleichen mehr Er macht nie offene Affären. Er wollte ſeine Frau humuliieren. Sie hat, was er tat, oft bejammert und b weint. Das war ihm dann erſt recht ein Spaß. Dann wurde ſie kalt. Sie verachtete ihn — ſie ging nach Schwaningen, das er ihr geſchenkt, als der Erbprinz, der nicht mehr lebt, geboren wurde. Zu dem gnädigſten Herrn ſpricht man nicht mehr von Schwaningen. Es iſt beſſer ſo. Er bekommt ſonſt ſeine Hitze. Alſo, St. Pierre, Sie müſſen ſich in Erinnerung bringen durch irgendein bon mot oder ein kecks Stück, wenn Sie es da draußen genug haben."

„Danke für die Information," ſagte St. Pierre. „Es wird ſich ſchon machen. Ich lebe nicht ungern auf dem Lande." Mit verbindlichem Geſicht ging er an Seckendorffs Seite zu den Tanzenden zurück. Er hatte es überall gut verborgen, warum er zu dem Dragonerregiment in Ansbach wollte, warum er das Kommando nach Schwaningen, das ihm jetzt ein günſtiger Zufall brachte, ſchon lange ſuchte:

St. Pierre kannte die Markgräfin Friederike Luiſe. Als er, Fahnenjunker noch, vor Jahren die Markgräfin von Bayreuth auf ihrer Reiſe nach Ansbach begleitete, war er in ihrer Nähe geweſen. Und der Anblick dieſer Frau hatte ihm das Herz verwirrt — und ihr Schickſal, von dem man, es ignorierend, am Bayreuther Hof gar wohl wußte, entflammte ihn.

Und es kurz zu machen: ein Mortimer wollte ſich einer Maria Stuart nähern.

*

Es war ein Sommertag in glühendem Licht, da ritt Julian St. Pierre die Straße nach Schwaningen ein. Und er ſah

hier die anmutig-feierlich geordneten Reihen der weichen Lindenkronen, er ſah die langen, melancholiſchen Waſſergräben, er ſah die ſtolz geſchwungenen, mächtigen Mauern des franzöſiſchen Gartens und dahinter die Pavillons, in denen die Markgräfin zur guten Jahreszeit wohnte.

St. Pierre, von ſeinem Reitknecht gefolgt, ritt zum erſten der Pavillons, der Wohnung des Offiziers vom Dienſt, den er abzulöſen kam.

Das Pferd des Abkommandierten ſtand ſchon geſattelt. Der war ein junger Crailsheim, den es ins Leben drängte.

St. Pierre hatte Mühe, ihn noch ein wenig aufzuhalten.

„Oh, es iſt nichts, was Sie hier zu tun haben, Herr Kamerad," rief der junge Crailsheim. „Im Schloß ſelbſt ſitzen die alten Chargen und ſpielen Pikett, trinken ſauren Wein und fangen die Spinnen, die an den Plafonds krabbeln. Sie befehlen die Scheuermenſcher, Sie wiſſen, das ſind Damen mit Karriere." Er lachte. „Nein, Sie wiſſen es nicht? Nun, der gnädigſte Herr hat die Baſtarde von einem Scheuermenſch Falken genannt und beim Kaiſer ihre Nobilitierung erwirkt. Barone ſind es geworden, agréable für die alten Familien, nicht wahr? Man drängt ſich jetzt um ſolche perſpektivenreiche Poſten. Alſo, im Schloß iſt alles verſorgt. Herr v. Aufſeß flucht und wettert da. Ich ging jede Woche einmal hinüber. Cela suffit."

„Wo wohnt Ihre Königliche Hoheit?" fragte St. Pierre ſteif.

„Hier, in den drei andern Pavillons. Mit wenig Hof. Kaum Damen. Dieſe alt. Alte Kammerfrauen, alte Diener. Hier links drüben, uns vis-à-vis, ſind Muſikzimmer. Manchmal des Nachts ſpielen da Königliche Hoheit. Aber durchaus nicht zum Tanz. Sind viel in den Gärten. Befehlen nie Anſprache. Sie werden ſich zum Dienſt melden, Hauptmann, und nicht empfangen werden. Sie können auf Jagd in die ferngerückten

Wälder gehen. Das Wild läuft auch heran bis zu den Waſſerbecken und ſchreit in der Nacht. Sie können Verſe machen, oder eine Philoſophie ſchreiben, wie Herr v. Voltaire, Herr Kamerad. Auch Memoiren. Oh, gewiß, man hat hier Zeit, ſo viel Zeit, daß man ſogar ſich der Frömmigkeit ergeben könnte. Ich bin dem noch entronnen, darum ſegne Gott Ihren Eingang, Herr Kamerad." Damit ſchwang er ſich in den Sattel. Lachend, ſelig, daß er fortkonnte.

Aber es überkam den jungen Crailsheim noch ein menſchliches Rühren mit ſeinem Nachfolger; er ſagte: „Der Tiſch iſt gut. Ein alter Pariſer Mundkoch beſorgt ihn. Er kocht das Köſtlichſte. Sie eſſen im Vorzimmer Ihrer Königlichen Hoheit. Bereit zum Dienſt, der nie verlangt wird. Ihr Dienſt beſteht darin, Ihrer Königlichen Hoheit ab und zu eine Verbeugung zu machen, falls Sie ihr begegnen. Das geſchieht faſt nie. Die alten Chargen im Schloß üben ſich deshalb manchmal vor einem Scheuermenſch, um es nicht zu vergeſſen —"

Und der junge Crailsheim ritt davon.

— Julian St. Pierre betrat den Pavillon. Ein alter Diener, der dem Reitknecht ſchon das Gepäck abgenommen hatte, empfing ihn und zeigte die Räume. Vorn an der Haustür war das Meldezimmer des Offiziers vom Dienſt, dahinter die Küche. Jenſeits Vorzimmer und Empfangsraum. Oben befanden ſich die Privatzimmer. Die Treppe hatte ein Podeſt mit einer Tür.

„Das iſt der Verbindungsweg durch das Zwiſchengebäude nach den Pavillons Ihrer Königlichen Hoheit. Der Weg zum Tiſchgang. Sonſt benutzen die Herren Offiziere den Mittelweg vom Hof aus."

St. Pierre nickte. Er orientierte ſich nur flüchtig. Er hatte Eile, die Paradeuniform anzulegen und ſich bei der Markgräfin zum Dienſt zu melden. Er ſtand und wartete. Dann kam ein alter Diener und ſagte, Ihre Königliche Hoheit ließen danken.

Dem Hauptmann Julian St. Pierre vergingen zwei Wochen ſo, wie es der junge Crailsheim geſchildert hatte. Er bekam die Markgräfin nicht zu Geſicht. Er aß in dem Zimmer neben ihr. Er hörte hinter der geſchloſſenen Tür manchmal ein leiſes Geräuſch. Das war alles. St. Pierre vermied aus Diskretion den franzöſiſchen Garten, um ſich nicht zu einer ihr unfreiwilligen Begegnung zu drängen. Endlich, nervös durch die Erwartung und die Leere der Tage geworden, ſchlich er ſich des Abends hinunter in die weiten Anlagen. Aber er ſah die Markgräfin nicht.

Die alte Dienerſchaft des Pavillons gab keinen Beſcheid. Sie verſtanden es, völlig zu ſchweigen, als wären ſie nur Maſchinen, die ihre Arbeit verrichteten.

Und da begann wirklich St. Pierre ein Art Tagebuch zu ſchreiben. Denn er hatte keine Briefe zu verfaſſen. Er wußte nicht, wohin mit ſich, da begann er das Memoire von Schwaningen.

Es iſt ein großer Tintenfleck darin, denn mitten im Schreiben wurde St. Pierre eines Tages zu der Markgräfin befohlen. Die Feder fiel ihm aus der Hand vor freudigem Schreck, und er hat das Blatt zum ſprechenden Gedächtnis in ſeinem Buch gelaſſen.

Er lief über den Hof, und dann ſtand er, faſt als ein Atemloſer, die Geſtalt aufgereckt, mit glühendem Geſicht im Zimmer der Markgräfin.

Sie kam herein, ſehr ſchlank, ſehr vornehm, von ſehr großer Haltung. Sie ſchleppte etwas den einen Fuß. Er wußte, das rührte von einer Mißhandlung ihres Vaters, des Königs, her. Und ſein Geſicht wurde faſt finſter, während er ſich verbeugte.

Sie blieb ſtehen, wie ſich auf etwas beſinnend. Ihr Blondhaar ſchimmerte durch den leichten Puder. Ihre großen, edel geſchnittenen kühlen Augen ſahen über St. Pierre hin. Er

wußte nicht, daß Verwirrung ſich oft in der Maske des Hochmuts verbirgt. Er fühlte etwas Grauſames in ihrem Blick. Irgendwo, fern, fühlte er eine Gefahr.

Friederike Luiſe wurde von den Ihrigen kleinen Geiſtes genannt. Sie war es und war es nicht. Ein kleiner Geiſt kann nie den Hochmut haben, daß er widerfahrene Demütigungen kalt verachtet, wie ſie es getan hat. Etwas von dieſer kalten Nichtachtung fühlte St. Pierre in den Augenblicken, da ſie ſtumm blieb und ihn anſah.

Die Röte des Unwillens flog über ſein Geſicht. Es kann manchmal eine Minute eine Wandlung in einem Menſchen ſchaffen, ſie machte hier aus dem Mortimer den Mann. Er fühlte ſich unter dieſen hochmütigen Blicken plötzlich irgendwie gedemütigt, mißhandelt — und lehnte ſich dagegen auf.

Er empfand jäh den Standesunterſchied als ungeheuer, fühlte, einen Zorn am Herzen, daß dieſe Frau ihn mit einer Handbewegung wieder entlaſſen konnte, ohne ein Wort für nötig zu halten.

Da ſagte ſie in die peinvolle Stille hinein:

„Ich höre, Sie haben das Kommando nach Schwaningen einem andern abgenommen. Das iſt ſehr ſeltſam. Was ſind Ihre Gründe?"

Er antwortete faſt mit Kälte und ſah ſie aufrecht an:

„Der Wunſch, Eure Königliche Hoheit zu ſehen."

Sie war eine ſolche Sprache nicht mehr gewohnt oder nie gewohnt geweſen. Sie ſchwieg erſt, dann, nach einem Nachdenken:

„Sie waren als Fahnenjunker mit der Markgräfin von Bayreuth am Hof in Ansbach. Kommen Sie in irgendeiner fremden Abſicht? Aber Sie werden mir das nicht ſagen. Alle lügen ja."

Ihm wallte das Blut auf. Aber in dieſe Welle fiel ein Mitleid. Wie zerſtört mußte ihr Menſchenglaube ſein.

Er ſagte: „Königliche Hoheit geruhen ſich zu erinnern. Ich war in Ansbach.“

„Und Sie kommen, mich zu ſehen?“

Sie fragte es nicht mehr kalt. Es war eine ſonderbare Scheu über ihrem Geſicht.

Da lächelte er. Aus einer Qual heraus lächelte er. Vielleicht ſah ſie es nicht, denn ihre Lider waren geſenkt.

„Ich komme, von niemand geſandt, Königliche Hoheit. Ich komme, weil es mir ein innerſtes Müſſen iſt. Man gehorcht ſeiner Beſtimmung. Darum bin ich hier.“

Sie wandte ſich ab. Sie trat zu einem Sofa und ließ ſich nieder. Er ſtand ſteif im Zimmer. Er fühlte wieder ihren kühlen Blick auf ſich.

Da ſagte ſie langſam, mit abweſender Stimme:

„Ich habe Sie vor vier Wochen im Park geſehen — am Proſpekt. An der Rundmauer. Sie ſollten wieder fort von hier gehen. Es iſt den Menſchen nicht gut, wenn ich ſie in der Einſamkeit ſehe.“

Er begriff nicht. Er wußte es nicht, daß ſie Halluzinationen hatte. Er fühlte nur, ſie hatte ſeine Gedanken empfunden, die lange hierher gegangen waren, ehe er ſelbſt kam. Und dies machte ihn erregt, es fiel hinein in ſein eigenes Empfinden, wie eine lockende Verheißung. Er war betört von der Erſcheinung dieſer Frau, er war gefangen ſeit jenen Tagen, da er ihre vornehme Blondheit zum erſten Male geſehen hatte.

Man ſagt, die blonde Frau iſt die Frau auf Erden. Sie iſt eine Verkörperung des höheren Weſens, ſie iſt Glaube, Hoffnung, Mythos, Paſſion.

Für den Mann, der da vor Friederike Luiſe ſtand, war ſie die Frau auf Erden. Sie wäre es auch geweſen, hätte ſie in einfachen, ſtillen, natürlichen Verhältniſſen als eine Dame ſeines Standes gelebt.

So aber riß es an ſeinem Stolz, daß ſie die Tochter eines königlichen Hauſes war, vom Nimbus einer ausgezeichneten Geburt umgeben.

St. Pierre war gekommen mit einem feurigen Idealiſtenherzen, dieſer königlichen Frau, die in die völlige, erdrückende Einſamkeit verbannt war, ſeine Hilfe anzubieten.

Jetzt, da er mit ihr in einem Raume ſich befand, ihre Nähe fühlte, ihren Parfüm und den kühlen, faſt weſenloſen Blick, ſah er plötzlich nur die Frau in ihr, die in ſeinem Weſen die Leidenſchaft aufwühlte. Er biß die Zähne zuſammen, er rief ſeine Vernunft zu Hilfe, er ſagte ſich, er trüge weder einen großen Namen, noch habe er ſich Gloire erworben: aber er wußte nur: ihre Vorahnung hatte ihn geſehen, vor Wochen ſchon, und erwartet. —

Friederike Luiſe erhob ſich und reichte ihm die Hand. Es durchſchauerte ihn, als er dieſe Hand küßte. Und er war entlaſſen.

*

Ich brauche nichts zu erzählen von dieſen nächſten Tagen und Wochen. Nicht wahr, wir wiſſen, wie es einem Menſchen zumute iſt, der in einer Leidenſchaft ſteht. St. Pierre wartete. Seine Tage gingen in Erregung hin, in der Erwartung, wieder zu der Markgräfin befohlen zu werden. Er wagte ſich nicht in die Gärten, denn da war man ſo weit von den Gemächern fort. Sie konnte ihn rufen laſſen —

So ſaß er in ſeinem Pavillonzimmer und ſchrieb weiter in dem Memoire von Schwaningen.

Da bekam er eines Tages Beſuch. Der Kammerherr Baron Aufſeß, ein etwas choleriſcher, magerer Mann von fünfzig Jahren, der drüben im großen Schloß wohnte und ſich die Zeit mit Zureiten von Pferden vertrieb, trat ein.

Lärmend warf er die Tür ins Schloß. Er ſteckte in einem Reitanzug und war nicht gerade elegant.

Seine ſchwarzen Augen muſterten ſpöttiſch den ſchön uniformierten Hauptmann.

„Wie zum Ball bereit ſitzen Sie hier. Nun, es wird nicht getanzt in Schwaningen."

„Das habe ich auch nicht erwartet, Baron."

Auffeß lachte. „Schön, Sie ſtudieren. Den Telemach? Nun, es gibt ſchlimmere Dinge, die Zeit hinzubringen. Wie gefallen Sie ſich übrigens hier?"

„Mein Gott," ſagte St. Pierre, „ich habe nichts zu tun. Das ſchafft keine Kurzweil."

Da wollte Auffeß vertraulich werden. Er begann von den Sonderbarkeiten Ihrer Königlichen Hoheit, von Geiſtern, die es in den Gärten geben ſollte, und als St. Pierre mit ſteifer Miene, ſcheinbar ohne jegliches Intereſſe dieſe halben Mitteilungen aufnahm, wurde der Kammerherr zornig.

„Ich habe Hoheit ſeit Monaten nicht geſehen," rief er. „Hoheit kann mich nicht leiden. Denn ich bin ein gerader und aufrechter Mann und habe Hoheit geſagt, es ſei nicht der Zweck des Lebens, ſich in einem Selbſtkult in Schlöſſern und Gärten zu vergraben, niemand zuliebe.

„Ich ſagte nicht, eine Frau gehört zu ihrem Mann, wenn dieſer einen Haufen Weibermenſchen ſeiner eigenen Frau vorzieht. Das iſt vorbei mit Ansbach. Aber ſie ſollte hier fort. Das allein könnte ſie vielleicht noch aus ihrer Herzenskälte und dem Trübſinn, der daraus wird, reißen. Nach Bayretuh kann ſie nicht. Die Markgräfin dort hat ſelbſt ihre eheliche Miſere durch die Marwitz und ſitzt in Sanspareil, wie unſere Hoheit in Schwaningen."

St. Pierre ſeufzte. Es kam ihm wider Willen alles ſo wahr und richtig vor, was Auffeß ſagte.

Dieſer fuhr fort: „Sie wundern ſich vielleicht, Hauptmann, daß ich ſo offen zu Ihnen ſpreche. Nun, man hat mir geſagt,

daß Sie empfangen würden. Das iſt mehr, als ich mich ſeit langer Zeit rühmen kann. Ich ſetze voraus, Sie nehmen Anteil an Hoheit."

„Sie ſetzen richtig voraus, Kammerherr," antwortete St. Pierre gehalten.

„Nun alſo," ſprach Aufſeß weiter, „meine Familie iſt in Franken anſäſſig, da weiß ich ſo manches. Daß Hoheit, wie ſie denkt, freiwillig hier in Schwaningen lebt, iſt nicht mehr wahr. Der Markgraf hat geſchworen, ſie ſoll den Ort nicht mehr verlaſſen. Wenn ihn ein Zorn ankommt, was oft der Fall iſt, und er denkt dann gerade an Schwaningen, kann er Befehl geben, daß Hoheit hier als Gefangene behandelt wird. Das ſteht immer wie eine Wetterwolke am Himmel. Und darum ſollte Hoheit heim nach Preußen, ſolange es nicht unmöglich iſt. Jetzt noch, da man Schwaningen nicht bewacht, wäre eine Flucht möglich.

„Ich ſtehe für das, was ich ſage, Hauptmann, können Sie es nicht Hoheit übermitteln?"

Der Hauptmann St. Pierre war tief erſchrocken. Dies mußte ſich in ſeinen Zügen ausprägen, denn Aufſeß gab ihm die Hand.

„Nun, es iſt noch keine Wirklichkeit, wovon ich ſpreche. Unterrichten Sie Hoheit. Wiſſen Sie, ein neuer Menſch hat leicht Geltung bei ihr. Wen ſie lange kennt, wie mich, der iſt erledigt. Sie hat kein Gedächtnis für Ergebenheit. Es war allezeit ſo bei ihr, daß ſie nicht unterſcheiden konnte, wer ihr ehrlich ergeben war und wer nicht.

„Das Neue hat einige Geltung. Verſuchen Sie ſich, Hauptmann. Ich habe ſie gekannt, wie ſie mit fünfzehn Jahren nach Ansbach kam. Der Mann, den ſie heiratete, hat ihre Seele verwüſtet. Sie glaubt niemand mehr. Nur ein neuer Menſch, von dem ſie noch gar nichts weiß, hat manchmal für kurze Zeit einen Einfluß."

St. Pierre war erſchrocken und erregt von den Worten des Kammerherrn. „Der wilde Markgraf", wie ihn das Volk nannte, konnte wohl aller böſen Dinge fähig ſein. In ſeinem tiefen Schrecken überlegte St. Pierre nichts mehr. Er ging hinunter in den Garten, wo er die Markgräfin wußte. Jetzt, da er eine Botſchaft hatte, nahm er ſich den Mut.

Er fand Friederike Luiſe an ihrem Lieblingsplatz, den Rundmauern, die den Proſpekt eröffnen.

Sie ſaß auf einer ſteinernen Bank hart an der Wand. Von dem leichten Kleid aus weißer Seide, das nicht ganz nach der Mode des Tages war, ſondern ſchlicht und in einfachen Falten, wie ſie es in der erſten Jugend getragen, hob ſich ein amarantfarbener Seidenſchal ab. So ſaß ſie, die ſchönen Hände geſenkt, den Blick hinaus gerichtet in das Spiel der Linden.

St. Pierre, der dieſen Blick nicht hatte, ſondern ſie nur inmitten des Geſteins ſah, bekam für eine Sekunde lang den Eindruck von Verbannung und Kerkerwänden.

Friederike Luiſe hob die Augen. Sie war über ſein Erſcheinen ſo verwundert, daß ſie es nicht für ein Durchbrechen der Etikette, ſondern für Zufall nahm.

Und er faßte ſich ein Herz. Er redete zu ihr, ähnlich wie Aufſeß geſprochen hatte: in ehrlicher Beſorgnis um eine Gefahr für ihre Freiheit.

Doch über dieſe kühle Frau ging kein Schatten einer Sorge hin. Sie ſagte: „Wenn es des Markgrafen Recht wäre, dies alles zu tun, wäre es wohl ſchon geſchehen. Ich werde Schwaningen nicht verlaſſen. Hier iſt alles, wie ich es will. Ich vertrage die Menſchen nicht, ich verſtehe nicht ihren Sinn, nicht ihre Leiden, nicht ihr Glück. Hier iſt es ſtill. Hier habe ich alles gemacht, wie es ſchön iſt und zu mir paßt. Hier will ich ſein."

St. Pierre ſah, in ihrer Vorſtellungskraft war kein Bild von

einem anderen Zuſtand. Er beſann ſich, was er noch ſagen konnte, da fuhr ſie fort:

„Die Menſchen ſind nie, wie man ſie träumt. Sie enttäuſchen immer. Hier in dieſem Tal, in meinen Gärten, lebe ich mit Menſchen, die ich mir denke. Wenn der Mond kommt, kommen auch Geſtalten. Wenn es Nacht wird, treten ſie aus den Gebüſchen. Stören Sie mich nicht mehr — wie heißen Sie, Hauptmann — ? Julian St. Pierre," wiederholte ſie, ein ſchöner Name. Der Sohn des Architekten wohl? Eines Künſtlers Kind. Das iſt ſeltſam. Sind Sie ſehr glücklich? Es ſoll doch Menſchen geben, die glücklich ſein können."

Er lächelte, wie einer lächelt, dem die Geliebte ſagt: Hab es gut, fern von mir.

Dann war St. Pierre wieder in ſeinem Pavillon. Aber er ſchrieb nicht in das Memoire von Schwaningen.

Sie hatte mit ihm geſprochen! Sie hatte ihm einen Einblick tun laſſen in ihr Sein.

Er vergaß, daß er ſich vor Stunden ſo geſorgt hatte. Er war hingenommen davon, daß ſie mit ihm geſprochen.

*

Der Mond ſtand über den Tälern. Der Mondſchein lag über dem franzöſiſchen Garten und ſeinen geſpenſterhaften Mauern. Der Mond beſchien die weiten Kanäle.

Und St. Pierre wußte, draußen auf dem Waſſer ruderte ſie in dem vergoldeten Kahn.

Niemand durfte ſie ſtören. Er hätte es nicht gewagt, hinüberzugehen. Mit ihren Schatten war ſie da allein. Und er haßte plötzlich dieſe Schatten, dieſe weſenloſen Geſtalten ihrer Phantaſie. Er war voll Zorn, er hätte ſie ihr entzaubern, in ihrer Armſeligkeit aufdecken mögen, dieſe blutloſen Schemen, die nur eine Freude für ſolche ſind, die nicht zu leben wiſſen. Denen kein lebendiges Herz ſich erſchloß.

Aber er fürchtete ſich vor ihren kühlen Augen, er fürchtete ſich vor einer Gebärde ihrer Hand, die es ja vermochte, ihn wegzuſtoßen aus ihrem Geſichtskreis.

Gequält von dieſen Dingen legte er ſich endlich halb entkleidet auf ſein Bett. Der Mondſchein fiel durch die gardinenloſen Fenſter in den Raum.

Es war Julian St. Pierre, als erwachte er. Aber er konnte die Augen nicht öffnen. Es war ihm, als höre er ein leiſes Geräuſch, aber er war unfähig, ſich zu rühren.

Einen Schreck fühlte er über ſich, der ihm das Herz ſtilleſtehen machte — — und plötzlich wußte er, daß er nicht mehr allein war.

Er fühlte eine kühle Hand auf ſeiner Stirn, er fühlte taſtend: über ihm waren die Wellen weichen Frauenhaares.

Und er ſtammelte ein erſticktes Wort: Du — —

St. Pierre ſah in ein weißes Geſicht über ſich.

Mit geſchloſſenen Augen neigte es ſich zu ihm herab. Der rote Mund, hochmütig wie ein Kartenherz geſtellt, war halb geöffnet.

Da riß Julian St. Pierre dieſe Geſtalt an ſich und küßte den roten Mund. Er küßte ihn, wie ein Verzweifelter küßt, der nach dieſem Augenblick eine endloſe Zeit gebangt hat.

Ein Seufzer kam von dem roten Mund. Und eine kühle Hand ſtreichelte ein dunkles Geſicht — und dann ging dieſe Geſtalt, wie eine Traumgeſtalt, oder wie das Mondlicht geht, wenn die Nacht im Dämmer ſich verliert.

*

Am anderen Morgen ſtand Julian St. Pierre im Vorzimmer der Markgräfin. Er wartete, wartete viele Stunden ſchon. Sie, die er dieſe Nacht geküßt, ſie, deren Hände ihn berührt hatten, ließ ihn warten.

Endlich kam ſie. Sie ſah ihn hochmütig an. Sie ſprach kein

Wort. Sie ging durch das Zimmer, als hätte ſie ihn nie gekannt.

St. Pierre verbrachte einen entſetzlichen Tag. Er dachte, er habe geträumt, er ſei irrſinnig geweſen in dieſer Nacht.

Und voll Bangen und zitternden Herzens erwartete er die nächſte. Er wartete ohne Hoffnung — und wußte doch, es mußte ſo ſein, als er den leiſen Schritt wieder hörte — —

Und wieder war dieſes geliebte Geſicht über ihm, nicht kalt und verſchloſſen wie am Tage — — in einer ſüßen Verwirrung, vom Hauch unbewußter Jugend überſpielt, war dieſes geliebte Geſicht bei dem ſeinen — bis der Mond ging.

Und nun wartete Julian St. Pierre durch die Zeiten auf den Lauf des Mondes.

Er ſchrieb das Memoire von Schwaningen, er ging ins große Schloß und war heiter und belebt mit den Menſchen dort, er ritt zur Jagd in die ferngeſtreckten Wälder, wenn der Mond nicht am Himmel ſtand.

Kam der Mond wieder, dann wartete er auf dieſe tödlich ſüßen Nächte, wenn ſie, geführt vom bleichen Lichte, kam und ging, wie der Mondſtrahl ins Gemach gleitet.

So formte die Zeit ihre Geſchehniſſe, und Julian St. Pierre hatte nicht viele Gedanken. Er war eingeſponnen in dieſen Traum von Schwaningen. An den Tagen, die waren, ſaß er oft draußen in dem Rund mit der Markgräfin — nicht mit der zärtlich-verwirrten Geſtalt aus geheimnisvollen Nächten.

Er beherrſchte ſich. Er glaubte ihren Willen zu verſtehen.

Manchmal ſprach ſie von ihrer Vergangenheit. Von ihrer Kindheit und dem harten, launenhaften Vater, von den ſchrecklichen letzten Zeiten in Ansbach.

St. Pierre nahm dieſe Dinge an ſein warmes Herz. Er ſprach ſanfte, leiſe Worte zu Friederike Luiſe. Langſam, langſam hoffte er auch ihr menſchliches Vertrauen zu gewinnen.

Und manchmal küßte er ihre ſchönen Hände, das machte ſie ein wenig ſcheu und gab ihrem Geſicht einen Hauch der Verwirrung, den er kannte aus den ſonderlichen Nächten, die „vor dem Tag nicht Worte hatten".

„Iſt es nicht ſchön hier?" ſagte ſie gern. „Iſt mein Garten nicht ein holder Zauber und die ſtillſte Verſchloſſenheit?" Und er lächelte dazu, er dachte, ſie weiß es kaum, daß ihr Garten keine Einſamkeit mehr iſt.

Aber auf ſolche Stunden, da ſie ihm eine Art von menſchlichem Vertrauen gab, folgte wieder der leere, kalte Hochmut, und der Hauptmann St. Pierre wartete vergeblich in den Vorzimmern oder bekam nur einen kalten Blick und oberflächliche Befehle, wenn er ihr im Garten begegnete.

*

Da kam ein Oktobertag im Park. Das goldene Laub fiel gleitend zur Erde — der Himmel war von jenem vergehenden Blau, das traurig und ſehnſüchtig macht.

Da hielt Julian St. Pierre ſeine wunderliche Lage nicht mehr aus. Er wollte eine Gewißheit haben, eine Wirklichkeit. Er wollte nicht mehr nur der Freund in Mondnächten ſein, den man am Tage nicht kannte. Er wollte nicht mehr nur zuweilen ein freundliches Vertrauen genießen, das man nach Laune abbrach, nicht mehr nur der Offizier vom Dienſt ſein, den man kühl entließ.

Er ſah dieſe Frau vor ſich, die ihm das Herz verwundete, die ihn beglückte und quälte zugleich. Er ſah herunter auf ihr leicht gepudertes Blondhaar, auf ihre blühende Haut.

Und plötzlich warf er die Maske ab, die er vor dem Tage trug. Er hielt Friederike in ſeinen Armen — und er redete zu ihr, wirre Worte, heiße, ſtürzende Wörte. Er ertrüge es nicht mehr, daß ſie einmal ihm gut ſei und alle Lieblichkeit für ihn habe und dann wieder ſtarr und ſtolz ihn mied, als kenne ſie

ihn nicht. Sie wollten fliehen von hier, in ein anderes Land gehen. Denn er könne nun nicht mehr leben, ohne ſie ganz zu beſitzen.

Da geſchah etwas, vor dem er ohne Begreifen ſtand — etwas, das ihn in Faſſungsloſigkeit ſtürzte.

Friederike riß ſich aus ſeinen Armen und ſah ihn an, wie einen Feind. Wie eine Entgeiſterte ſtarrte ſie ihn an und jammerte:

„Was habe ich getan? Was iſt geſchehen? Sie haben mich aufgeweckt zum Entſetzen. Gehen Sie, Sie dürfen mich niemals wiederſehen."

Und wie eine Fliehende war ſie durch den franzöſiſchen Garten geeilt — und Julian St. Pierre ſtand verzweifelt vor ihrer verſchloſſenen Tür.

Er hatte eine Nachtwandlerin geweckt. Er hatte ihr das Bewußtſein gegeben, das einem Gefühl nicht in die Augen ſehen konnte, das es nur trug, wie man eine heimliche Schuld trägt.

Sie konnte nicht mehr lieben in dem Augenblick, da ihre Liebe ins Leben gehen und eine Kraft und ein geſtaltetes Schickſal werden ſollte.

Dies alles begriff Julian St. Pierre nicht, als er voll Entſetzen ſah, wie Friederike Luiſe ſich von ihm abwandte. Er nahm es zunächſt als eine Laune ihres Ranges.

Und erſt langſam, in vielen Tagen der Einſamkeit, begann er zu faſſen, daß, was er erlebt, in einem Traumzuſtand von ihr geſchehen ſein möchte.

Worte des Kammerherrn fielen ihm wieder ein. Aber ſein Herz war von Schmerz und Zorn erfüllt, wenn er glauben ſollte, was ihn beglückt, was ſeine Leidenſchaft bis zur Raſerei hatte wachſen laſſen, ſolle nur ein unbewußtes Wandeln in der Nacht geweſen ſein.

Dann wieder — voll Hoffnung, ſie möge die Szene im Park

vergeſſen — dachte er, wie ſüß es war, daß er durch ihre Träume ging.

Und er wartete. In einem Zuſtand ſchier unerträglicher Erregung wartete er, bis der Mond wiederkäme. Aber der Mond kam und ging — und er blieb allein.

*

Schattenhafte Gerüchte drangen jetzt manchmal zu St. Pierre. Wenn er die Dienerſchaft überraſchte, flüſterten ſie von Geiſtern, mit denen die Markgräfin rede — und daß ſie Stimmen höre, die niemand ſonſt vernehmen könne, ja, daß man zuweilen noch ein Gedeck auflegen müſſe, und ſie ſpräche dann mit dem leeren Stuhl.

Die Leute ſtoben auseinander und wußten nichts, wenn St. Pierre irgendeine Frage ſtellte.

Sie taten dann, als wären ſie Idioten und antworteten monoton dasſelbe: Ihre Königliche Hoheit fühle ſich krank und erlaube niemandem, ihre Zimmer zu betreten, die ſie ſelbſt auch nicht verließe.

So ſchleppten ſich viele Tage hin, die St. Pierre endloſe ſchienen. Es wurde November. Regen fiel und weichte die Wege auf. Die Dämmerung brach früh herein, und die Abende wurden immer düſterer und länger.

Den Hauptmann fror — es fror ihn am Herzen, und er fühlte nichts als eine verzweifelte Kälte, die ihn überkroch, auch wenn der Porzellanofen noch ſo ſehr geheizt war, der weiß und rötlich gefleckt, als ſei er aus Marmor, in der Geſtalt eines edlen Leichenſteins ſeine Barockformen reckte.

Da kam eines Abends der Kammerherr zu St. Pierre. Er warf einen alten Reitermantel in eine Ecke und ſtellte ſich an den Ofen.

„Bei uns droben klappert und zittert man vor Näſſe," ſagte er. „Sie haben es gemütlich. Faſt luſtig. Ich würde ſagen,

würfeln wir den Ofen aus, wenn nichts Wichtigeres zu tun wäre."

Und er ſetzte ſich St. Pierre gegenüber an den Tiſch, auf dem das glücklich-traurige Memoire von Schwaningen lag.

„Sind wir völlig allein hier?" fragte Aufſeß. „Nun gut, Hauptmann, dann will ich mit Ihnen ſprechen. Haben Sie Pfeifen hier? Bei einer Tabagie plaudert ſich's harmloſeren Geſichts."

St. Pierre zündete die Pfeifen an. „Ein kleines Potsdam," ſagte er dann, mit einem kärglichen Verſuch, zu ſcherzen.

Der Baron Aufſeß ſtreckte ſeine langen Beine unter den Tiſch und ſah mit ſeinen großen, umbuſchten Augen St. Pierre durchdringend an.

„Ich war heute bei der Markgräfin. Ich ſtellte es als eine Notwendigkeit hin, daß ſie mich empfinge. Ich habe ſehr ernſte Eindrücke erhalten. Nun muß ich mit Ihnen reden, Hauptmann. Die Markgräfin ſieht Geiſter; das Perſonal ſagt mir, ſie fürchte jetzt Sie, Hauptmann, wie einen Verfolger. Es kommt eine Kataſtrophe, wenn man da nicht eine Änderung ſchafft. Es muß gehandelt werden, Hauptmann. Sie wird uns ſonſt in dieſem öden Winter hier noch ganz in Melancholie und Schwarzſeherei, um nicht zu ſagen: Verrücktheit, fallen. Alſo hören Sie meinen Plan: der König Friedrich, ihr Bruder, ſteht fünf Tagereiſen von hier. Er muß unterrichtet werden. Er ſoll ein Regiment ſchicken und die Markgräfin heim nach Preußen holen. Hier geht ihr Verſtand zugrunde in der Einſamkeit."

St. Pierre trat kalter Schweiß auf die Stirne. Er fühlte, der Kammerherr hatte recht. Er wußte, nicht einmal ſeine Liebe war ſtark genug geweſen, Friederike Luiſe aus ihren ſeltſamen Vorſtellungen zu erlöſen.

„Sie ſind meiner Meinung, Hauptmann? Nun gut, wer von uns beiden ſoll zum Quartier des Königs reiten?"

„Sie Baron," ſagte St. Pierre ohne Zögern

„Das wollte ich auch ſo vorſchlagen, St. Pierre. Sie werden ſie im entſcheidenden Moment überreden können, dem Ruf des Königs zu folgen. Ich bin dann nicht hier. Denn wer gegangen iſt, für ſie Hilfe zu holen, kann kaum zurück ins Ansbachſche."

„Wo aber wollen Sie bleiben, Baron?"

„Der König hat eine Bataille vor, da wird man mich ſchon brauchen können. Es iſt beſſer, ich reite, denn der König kennt mich. Ich nehme keinen Urlaub in Ansbach. Fragt die Markgräfin nach mir, gut, ſo bin ich krank. Drüben ſage ich, daß ich meine Verwandten beſuche."

„Und wann reiſen Sie, Baron?"

„Morgen. Darum müſſen wir dieſe Nacht noch alles Weitere miteinander beſprechen."

*

St. Pierre war wieder voll neuen Mutes. Er dachte ſich aus, daß er die Markgräfin begleiten würde. Jetzt, da der Winter hereinbrach, mochte ſie eher geneigt ſein, die Gärten von Schwaningen zu verlaſſen. Andere Eindrücke, das neue Bild der Welt würden ſie beleben.

Der Kammerherr hatte es ihm auf die Seele gebunden, der Markgräfin mit keinem Wort den Plan anzudeuten. Und dazu wäre ja auch nicht die geringſte Gelegenheit für St. Pierre geweſen.

„Sie würde mißtrauiſch werden," ſagte Aufſeß, „und ſie hängt an Schwaningen. Kommt aber wie ein Dieb in der Nacht der Ruf des Königs, ſo folgt ſie vielleicht, weil alles Neue ſie faſziniert." —

So manche Nacht hatte St. Pierre verwacht, hinaushorchend, hinüberſpähend nach den fernen Wäldern. In dieſer Nacht war er in einen feſten Schlaf gefallen.

Da weckte ihn Lärm auf dem Hof. Er ſtürzte ans Fenſter,

da ſah er den Platz unten mit Soldaten erfüllt, die ihre Pferde führten.

Er flog in ſeine Kleider. Er raſte hinunter in lebhaftem Erſchrecken. Die durcheinanderlaufenden Huſaren, die mit ein paar Fackeln ſich zu orientieren ſuchten, waren ein wilder Anblick. Wenn die Markgräfin aus dem Fenſter blickte, würde ſie voll Angſt ſein.

Der Huſarenoberſt kam St. Pierre entgegen. Er war erhitzt vom Ritt und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, während er ſprach.

„Sie ſind der Offizier vom Dienſt? Eilen Sie, wir haben Befehl vom König, die Markgräfin zu holen. Eine Stunde iſt Zeit. Wir müſſen, ehe der Tag graut, drüben im Wallerſteinſchen ſein. So habe ich Befehl. Wir können nicht Händel anfangen mit den Ansbacher Truppen. Der König geht zu einer Bataille in Schleſien, er kann keinen Aufruhr hier brauchen."

„Keine Gewalt," ſagte Pierre. „Ich werde Hoheit benachrichtigen. Ich bitte um möglichſte Ruhe, einen Schrecken bei ihr zu verhüten."

„Dann raſch," rief der Oberſt. „Raſch, es darf nicht lange dauern."

Julian St. Pierre lief zurück in ſeinen Pavillon, lief durch den Verbindungsbau hinüber zu den Gemächern der Markgräfin.

Die Türen waren verſchloſſen. Er hörte zu ſeinem Schrecken von unten dumpfe Axtſchläge gegen das Hauptportal.

St. Pierre rüttelte an den Türen, er warf ſich mit ſeiner ganzen Kraft gegen die eine, die ins Wohnzimmer der Markgräfin führte. Sie ſprang auf. Es war dunkel in dem Raum. St. Pierre rief verzweifelt um Einlaß in das nächſte Gemach; er ſchlug auch jene Tür ein.

Und da ſah er Friederike Luiſe beim Flackerlicht einer Kerze.

Totenbleich, bebend ſtand ſie da. Von einer aufgelöſten Kammerfrau umjammert, war ſie bemüht, einen Schrank zu öffnen, was ihren zitternden Händen nicht gelingen wollte.

„Sie ſind da, die Feinde ſind da und wollen mich ermorden," rief die Markgräfin, und St. Pierre erkennend, ſchrie ſie faſt.

„Der König ruft Sie," ſagte Pierre mit ſtarker Stimme. „Euer Hoheit Bruder hat ein Regiment geſchickt. Faſſen Sie Vertrauen, ich beſchwöre Sie. Ich begleite Sie zu Majeſtät, der Sie ſprechen muß."

In dieſem Moment war es der Markgräfin gelungen, den Schrank zu öffnen. Sie ſtürzte hinein und warf die Tür hinter ſich ins Schloß.

St. Pierre, keiner Faſſung mehr mächtig, ſprengte mit ſeiner Degenklinge das Schloß des Schrankes. Da ſah er, es war kein Schrank, es war die Türe zu einer geheimen Treppe.

Er flog dieſe Treppe hinunter. Weiter — weiter. Klangen da nicht Schritte? Weiter, im Dunkel weiter.

Er kam in einen Kellerraum. Er ſah nichts. Es war völlig finſter. Er hörte nur, wie jenſeits dieſes Raumes wieder eine Tür zufiel.

St. Pierre irrte ſuchend im Dunkel; er fand, die Wände mit den Händen abtaſtend, endlich eine kleine Pforte, und es gelang ihm, ſie zu öffnen. Sie führte ins Freie, durch eine Grotte hin in den franzöſiſchen Garten.

Durch die labyrinthiſchen Laubengänge, die ſchwarz lagen in der kühlen, ſternenloſen Nacht, floh die Markgräfin.

Als St. Pierre ſie nach Stunden fand, in den Lindenalleen erſchöpft zuſammengeſunken, ritt die Schwadron des Huſarenregiments lange jenſeits der Täler.

Der Verſuch, die Markgräfin aus Schwaningen zu entführen, war geſcheitert.

*

Außer ſich vor Schmerz und Zorn, in den bitterſten Selbſtanklagen, die Markgräfin nicht vorbereitet zu haben, verbrachte St. Pierre die Tage. Der Medikus und der Pfarrer von Schwaningen gingen bei der Markgräfin ein und aus. Sie lag mit einer fieberhaften Erkältung darnieder. Das war aber nicht das ſchlimmſte: ſie ſah in jeder Nacht ihre vermeintlichen Angreifer wieder. Sie flehte und ſchrie um Hilfe.

Was ihre Rettung werden ſollte, hatte ihr Gemüt noch ganz zerſtört.

Sie verließ ihre Räume nicht mehr und geſtattete keinem Zutritt. Auch nicht dem Kammerherrn von Aufſeß. Denn dieſer war doch zurückgekommen. Der König hatte ihm befohlen, weiter in der Nähe der unglücklichen Schweſter zu bleiben, um allenfalls die Sache des Eindringens der Truppen in Ansbach zu erklären. Aber in Ansbach hatte man entweder davon nichts gehört, oder man befand es für gut, das Vorkommnis zu ignorieren. Der Markgraf tat, als gäbe es kein Schwaningen mehr auf Erden.

So ſchleppte ſich der lange, dunkle Winter hin, und St. Pierre hoffte vergeblich von einem Tag auf den anderen.

*

Endlich, nach langen, trübſeligen Monaten, ging es der Markgräfin beſſer. An einem Märztag kam ſie wieder in ihre Gärten hinunter. Es war ein linder Frühling, und die Veilchen blühten ſchon; die Amſeln rannten über die Raſenflächen und ſangen in den Gebüſchen.

Da ſah St. Pierre die Markgräfin wieder. Und er, der ihr in dem franzöſiſchen Garten begegnete, war ſo erſchüttert von dieſem Wiederſehen, daß er weinte, daß er als ein Faſſungsloſer vor dieſer ſo ſchmal gewordenen, geliebten Geſtalt ſtand.

Da ſprach ihn Friederike Luiſe an.

„Gehen Sie," ſagte ſie kalt und verächtlich; „warum ſind

Sie immer noch hier? Ich kann das Entſetzen, das Sie mir bereitet haben, niemals vergeſſen. Sie haben einſt geſagt, Sie wären mein Freund, und haben mich betrogen wie kein anderer Menſch. Gehen Sie. Ich haſſe Sie. Ich glaube keinem auf Erden mehr."

Er warf ſich ihr zu Füßen, er beſchwor ſie mit allen Worten, ihm wenigſtens einmal Gehör zu geben, damit er ihr endlich die Schreckniſſe jener Nacht erklären könnte.

Aber ſie ging kalt an ihm vorbei und ließ ihn auf der Erde knien wie einen läſtigen Bettler.

*

Da war eine Nacht im Mai. Der arme St. Pierre lag und ſchlief. Er ſchlief jetzt manchmal wie ein Toter nach all den quälenden Gedanken ſeiner Tage, nach all der Leere, die er nicht mehr durchdringen konnte.

Und da war es, daß der Mond in ſein Gemach ſchien. Und da war es, daß eine weiße Geſtalt ſich über ihn beugte.

Und er atmete auf wie ein Erlöſter. Er küßte wieder dieſen roten Mund, und ſeine Hände ſtreichelten die Wellen blonden Frauenhaares.

Julian St. Pierre war zu ſehr benommen, zu ſehr ein Verlangender, als daß er hätte ſprechen können. Er ſeufzte nur und ſtammelte kleine Worte: „Biſt du wieder da? Und du hatteſt uns ganz vergeſſen, du Liebſte?"

Da löſte ſich die weiße Geſtalt wieder von ihm. Sie ſagte etwas, und bis er es begriff, hatte ſie ihn verlaſſen.

Die Worte waren: „Nun weißt du, was du verloren haſt."

Er aber dachte, ſie meint es nicht? Wie konnte ſie wiederkommen, um dieſes zu ſagen! Sie will mich nur quälen, dachte er, ſie meint es nicht.

*

Am anderen Tage ſtand Julian St. Pierre im Vorzimmer

der Markgräfin. Aber er wartete umſonſt. Es blieb alles wie vorher, als ſei es nicht geweſen.

Er wartete, wartete von neuem durch ſchreckliche, unbegreifliche Tage.

Sie hatte jetzt Befehl gegeben, daß niemand mehr als die Arbeiter ihre Gärten betreten durften. St. Pierre ſchlich ſich im Kleid eines Gärtners hin, aber ſie ſah ihn nur mit leerem Blick an und ging vorüber.

Er ſchrieb an ſie, verzweifelte, zerquälte Briefe, in denen er ſie bat und beſchwor, ihm wenigſtens zu geſtatten, daß er ihr jene Dinge der mißglückten Befreiungsnacht erzähle. Die Kammerfrau gab ihm ſeine Briefe uneröffnet zurück.

Es wurde Sommer draußen im Land.

Da tat St. Pierre einen ſchweren Gang zu Herrn v. Aufſeß und bat ihn, einen Brief der Markgräfin zu überreichen, einen ungeſiegelten Brief.

Der Baron Aufſeß war ein guter Freund. Er ſagte: „Sie wiſſen, ich habe Ihnen zu Anfang erzählt, die Markgräfin hat kein Gedächtnis für das Gute, was ihr ein Menſch gab und war. Sie behält es nur, wenn man ihr einmal mißfiel."

Da konnte ſich St. Pierre nicht mehr faſſen, und Herr v. Aufſeß ſah ſein verzweifeltes Geſicht; er nahm den Brief und erzwang ſich eine Audienz bei der Markgräfin.

Er kam mit dem Brief zurück. Er legte ihn auf den Tiſch, wo das Memoire von Schwaningen in einem verſchloſſenen Kaſten lag, und murmelte: »Pauvre garçon!«

*

In einer Auguſtnacht, da der Mond wie ein brandendes Feuer der Leidenſchaft am Himmel ſtand und ſchmerzlich-flammend niederging, ſchrieb Julian St. Pierre in das Memoire von Schwaningen. Er ſchrieb wie ein Träumender aus ſeiner Not heraus:

Der Mond ſteht über altem Land,
Und lange ging die Mitternacht –
Da bin ich wieder aufgewacht,
Als fühlt' ich deine liebe Hand –
Ach, und ich ſchlafe doch allein.

Wirſt du nie wieder bei mir ſein?
O ſieh, der Mond iſt ſchrecklich nah,
Und in der Kammer liegt ſein Schein –
Weißt du, was dir und mir geſchah?
Die Täler ruhen noch wie einſt.

Und in den Büſchen ſchläft der Wind,
Und in den Wolken ſchläft der Schwan –
Und meines Herzens Wunden ſind,
Als wären ſie heut aufgetan –
Du ſchläfſt vielleicht in dieſer Nacht.

Vielleicht ſchläft mancher einen Schlaf
Und weiß es nicht – und weiß es nicht –
Und das Erwachen, das uns traf,
Iſt es, das mir das Herz zerbricht –
Wir hätten beſſer nichts gewußt – –

Weil uns hienieden nichts gehört
Und nur der Traum, ach nur der Traum
Uns Zärtliche ſo ſanft betört –
Und wiſſen's kaum:
Wir ſchlafen in der Ewigkeit.

O, weißt du noch den Frührotſchein,
Der uns aus Finſterniſſen rief?
Wirſt du nie wieder bei mir ſein – –
Der Mond iſt groß, der Mond ſteht tief,
Liebſte, und ſcheint ſo bang.

Sein Licht iſt traurig und iſt wild,
Und er verſcheint am Hügelrand —
Und nie geſtillt — ach, nie geſtillt,
Such ich im Dunkel deine Hand —
Eia, der Tod iſt lang.

*

Es iſt nicht viel mehr zu erzählen.

Der Tod iſt lang, hat Julian St. Pierre geſchrieben. Und er hat es nicht erlebt, daß die Leidenſchaft ſeines Herzens eine Verſteinerte wieder erweckte.

Der Hauptmann Julian St. Pierre hat ſich an einem Oktoberabend am Rund der Mauern von Schwaningen aus Gram erſchoſſen.

Der Kammerherr Baron Aufſeß hat den Toten in aller Stille da begraben, wo er ſeine letzten Stunden durchkämpfte — am Rund der Mauern von Schwaningen.

Die Frau, die in Starrheit und Maske über ſein Leben hinweggeſchritten war, mochte wohl manchmal nun noch über die Raſennarbe den Fuß ſetzen. —

Friederike Luiſe, Prinzeſſin von Preußen, Markgräfin zu Brandenburg-Ansbach, lebte noch ein langes Leben. Ihr Herz war tot und verſteinert, ſagte das Volk dieſer Landſchaft, und noch heute weiß es davon.

Der Kammerherr Baron Aufſeß hat eine Notiz in das Memoire von Schwaningen gemacht: „Armer Kerl, jetzt wo du tot biſt, ſingt ſie dir ein Liebesliedlein!"

Ja, oft zur Nacht, wenn der Mond am Himmel ſtand — ein ſeliges Geſtirn für die Ruhevollen, ein Verführer der Sehnſüchtigen und ein Aufruhr für die Niedergeſtillten der Leidenſchaft —, war die Markgräfin in ihrem vergoldeten Kahn draußen auf dem Waſſergraben und den Teichen.

Und zuweilen hörte man ſie ſingen. Abgeriſſene Worte klangen durch die Nacht:

Stiller Mond,
Dort, wo die Mutter wohnt,
Iſt der Liebſte mein.

Stille Nacht,
Dort, wo kein Mund mehr lacht,
Bin ich ſein.

Wir verwehen,
Und wir gehen
In die Ewigkeiten ein.

Ja, nun mußte ſie einen Schatten ſuchen — durch all die langen, endloſen Jahre, die ſie noch lebte.

*

Das iſt die Geſchichte von Friederike Luiſe, wie ich ſie geholt habe aus dem Dunkel der Vergangenheit. — —

Roſenkreutz ſchwieg, und ich ſtellte keine Fragen zu dieſer Geſchichte, die kam wie ein Revenant alter Tage.

Da ſagte Roſenkreutz: „Ich will noch gewiſſenhaft ſein wie ein Chroniſt: Es iſt noch einmal eine Markgräfin hierhergekommen, die letzte regierende, die ebenſo wenig glücklich war wie die Mutter ihres Mannes.

Auch ſie iſt in dem alten vergoldeten Kahn über die Waſſergraben gefahren in den Nächten, wo der Mond am Himmel ſtand.

Die unbewußte Poeſie des Volkes hat beide Geſtalten in der Überlieferung zu einer verſchmolzen. Die Erinnerungen gelten der Armen, die jung und ſchön hierherkam, und deren Geiſt in ſeine Dämmerungen einging, bis ſie endlich nach einem langen, langen Leben den Tod empfing."

*

Es war dunkel geworden. Die Schatten der Auguſtnacht hüllten alles ein. Und ſo ging ich von Schwaningen: ich konnte es nicht mehr ſehen. Finſternis umgab die Ruinen des alten Gartens, der mit ſeinen toten Waſſerbecken und Mauertorſen wie eine Stätte der Trauer liegt im verlaſſenen, fränkiſchen Land.

Rebekka Elkan

Die Pegnitz ist kein schöner Fluß, obwohl sie durch das alte Nürnberg geht und man dort einst einen Dichterorden nach ihr benannte. Die Pegnitz wälzt sich unter steinernen Brücken, und dann fließt sie einen unlustigen Lauf hinunter nach der Judenstadt Fürth, wo sie an grauen Gassen vorbeischleicht, die morschen Mauern trüber Häuser feucht macht und ärmliche Stege über sich hat.

Ihr Lauf ist wie ein heimlicher, unguter Weg; draußen, hinter der Stadt, verbindet sie sich mit einem andern Fluß, und die beiden nehmen, als seien ihre Namen unehrlich geworden, einen dritten an.

Man steigt ein klein wenig auf zur Stadt Fürth von der Pegnitz her und kommt in den ältesten Teil der Siedlung. Es stehen Häuser mit vornehmen Giebeln aus fernen Tagen. Und die schöne Synagoge ist wie ein Tudorschloß der Ebene mit Umbauten und Höfen und Begrenzungsmauern — eine Festung des Glaubens aus dem östlichen Lande in der neuen Zeit. Und dann ist ein Rathaus, gebaut nach einem Dogenpalast, das steht recht wunderlich da in dem fränkischen Ort. Seine eine Seite begrenzt eine kurze aufsteigende Straße, die heißt der Brandenburger, nach den Hohenzollern, die noch vor nicht viel mehr als hundert Jahren über das Land herrschten.

Genug der Erinnerungen. Spuren sind viele, um die Geschichte der Zeiten, das Werden von Kulturen zu fühlen in der

alten Judenſtadt, da man bei einer flüchtigen Wanderung durch ihr Gedränge von Häuſern denkt, das Schickſal hätte hier ſchleichen gelernt und käme nie mehr als ſtolze, ſchöne Geſtalt zu den Menſchen.

Des Märzabends gelbe Helle war ſchon hinter den Horizont geſunken, und frühe Dämmerung begrub die Stadt.

An einem Fenſterladen des Hauſes der Geſchwiſter Elkan am Brandenburger, das die ſtolze Ausſicht auf den nach der Judenſtadt verſetzten Dogenpalaſt hat, hing ein Zettel. Darauf ſtand unter dem gedruckten „Möblierte Wohnung zu vermieten" in Handſchrift: Feiner Salon mit Kabinett.

Georg Roſenkreutz blickte unſchlüſſig auf den Zettel. Er warf noch einen Blick auf den Dogenpalaſt, dann trat er ein bei den Geſchwiſtern Elkan. Es war eine Art Kontor, in das er kam. Jedoch ſaß darin eine Frau, die nähte.

Es war Fräulein Sabine Elkan, ein Teil der Geſchwiſter Elkan. Sie mochte einige fünfzig Jahre alt ſein und fiel dem Kommenden angenehm auf, weil ſie richtige Zähne noch hatte und richtiges Haar.

Man wurde einig über den Salon mit dem Kabinett. Es ſtanden gute alte Mahagonimöbel da aus den vierziger Jahren, mit kugelkeulenhaften Beinen, und ein Sofa, wie eine ins Breite geriſſene Leier geformt, über die ſtatt Saiten grüner Rips geſpannt war.

Fräulein Sabine Elkan, klugäugig, mager und von raſchen Gebärden, fragte den Fremden: „Und mit wem hab' ich die Ehre?"

Fräulein Sabine Elkan verbarg ſowohl Erſtaunen als Freude über den Mieter. „Partikulier wohl, wenn ich fragen darf?" ſagte ſie fein.

Sei es, daß Georg Roſenkreutz die Bedeutung des Wortes nicht verſtand, ſei es, daß er alle Fragen ein für allemal beenden wollte, er antwortete: „Ich bin Privatgelehrter und

mache Studien über die Geſchichte der franzöſiſchen Refugiés in Franken. Von Erlangen aus hat man mich hierher gewieſen, weil ich von hier aus am bequemſten die alten dörflichen Siedlungen beſuchen könnte. Ich werde einige Wochen bleiben und manchmal verreiſen. Die Miete für einen Monat möchte ich im voraus bezahlen."

Fräulein Sabine Elkan nahm unter höflicher Ablehnung gern dieſe Bereitwilligkeit entgegen. Nach einigen ſchicklichen, durch die Situation gebotenen Geſprächen blieb ſie noch ſtehen. Es drängte ſie, dem neuen Mieter ſofort eine Vergeltung für ſeine offenen Worte über Zwecke und Ziele ſeines hieſigen Aufenthalts zu geben.

„Wenn Sie verzeihen, — es trifft ſich merkwürdig. In unſer Haus kommt zum Mittagstiſch — ich tu's ſeiner ſeligen Mutter zuliebe, die ſich als einzelne Perſon hart genug getan hat — ein junger Menſch, man läßt ihn lernen auf'm Gymnaſium. Er heißt Reneß und iſt aus Wilhermsdorf —"

„Ah, aus Wilhermsdorf! Alſo ein Nachkomme der franzöſiſchen Anſiedler?"

„Dasſelbe wollt' ich ſagen dem Herrn. Der Konrad hat das ſtolze Weſen noch im Blute. Obwohl — es iſt kein Grund. Hat keinen Vater gehabt — und eine bedauernswerte Mutter. Sie hat geſpart für den Konrad. Er wohnt beim Herrn Lehrer in Burgfarrnbach — man hat ſich angenommen des Jüngelchens. Wir tun's auch. Iſt ein begabter Menſch, wird ſein Glück machen, wenn er ſich hält. Wenn der Hochmut ins richtige Gleis kommt, ſag' ich immer. Wird die Ehre zu ſchätzen wiſſen, wenn ihn der Herr empfängt."

„In ein paar Tagen lieber erſt, ich bitte," ſagte Roſenkreutz freundlich. „Ich habe zunächſt ſehr viel zu arbeiten."

„Es iſt ruhig im Haus — mer is in Fürth, ſag' ich oft — und es iſt ruhig bei uns wie am Langen Tag."

Die elektriſche Bahn klingelte draußen vorbei, ohne für Fräulein Sabine Elkan ihre Beteuerung abzuſchwächen.

Fräulein Sabine verließ den neuen Mieter und begab ſich in ein Hinterzimmer desſelben Geſchoſſes. Da ſaßen ihre Verwandten: ihre Tante, Frau Sarah Elkan geborene Scharlach, und ihre Nichte, die ſiebzehnjährige Rebekka Elkan.

Die Tante, eine hohe Sechzigerin, war, obwohl ſie dieſe Titulatur nicht offiziell führte, eins der Klageweiber der Kultusgemeinde. Ihr angeſehener Beruf beſtand darin, durch einen Todesfall in Trauer verſetzte Familien im Herſagen der Gebete, in den lauten Beteuerungen des Schmerzes zu unterſtützen und abzulöſen. Fräulein Sabine Elkans Beruf hingegen war, auf eine feine und kunſtgerechte Art die „Sargenes" genannten Sterbekleider der Kultusmitglieder zu nähen. Sie lieferte auch dazu die allerſchönſte, oft wie Seide ſchimmernde Leinwand. Dies war durchaus kein troſtloſes Tun. Denn nur ſelten kam es vor, daß bei ihr ein Sargenes direkt für den Sarg beſtellt wurde. Ein guter Jude hat ſein Sargenes, ſobald er ein erwachſenes Mitglied der Gemeinde iſt, und trägt es jeden 10. Tiſchri (das iſt Oktober) zum Verſöhnungsfeſt. Desgleichen jede richtige Judenfrau. Zu ehrenvollem Lebensabſchnitt, zu Mannbarkeit und Ehe wurden meiſt die Sargenen gefertigt.

Der Bruder, Hirſch Elkan, aber handelte in Vieh und Getreide, auch in Gütern, wenn er ein Bäuerlein weit genug in der Hand hatte. Stets hing eine Tabelle mit den Terminen der Ganten und Hypothekenkündigungen ſeines Bezirks im Kontor, und auch Fräulein Sabine verſtand ſich ein wenig auf die Sachen, denn „der Bruder" befand ſich meiſt auf Geſchäftsreiſen in Gunzenhauſen, in Feuchtwangen, Dinkelsbühl, Treuchtlingen, Roßſtall, Lautershauſen, Zirndorf und wie die kleinen Handelsplätze alle heißen.

Fräulein Sabine alſo kam zu ihren Anverwandten und machte die Angelegenheit mit dem neuen Mieter pro forma und aus Klugheit vor der Tante noch zu einer unentſchiedenen. Denn die Tante war reizbar und mußte zum Schein die letzten Entſchließungen in die Hand bekommen.

„Rebekkchen," ſagte ſie, „kannſt gehen an die Luft. Kannſt holen ein Paket Kerzen beim Schimmel. Is en Spaziergang und is billiger als beim Nachbar."

Rebekka Elkan ſtand ſtill auf und ging aus dem Zimmer. Sie zog eine loſe, blaue Tuchjacke an und ſetzte eine kleine Mütze auf.

Auf dem Turm des Dogenpalaſtes war es ſechs Uhr vorüber. Rebekka Elkan hatte Eile.

Am Ende der Altſtadt, wo die Straße hinaus nach Burgfarrnbach führt, machte ſie Halt. Auf der Brücke ſtand ein junger Menſch mit einem Fahrrad. Er ſpähte in die Dunkelheit und kam dann raſch auf Rebekka Elkan zu. Es war eine ſtumme Begrüßung. Sie küßten einander, als wären ſie lange getrennt geweſen, und doch hatten ſie ſich erſt vor Stunden geſehen.

„Ich wußte, daß du kommſt," ſagte der junge Menſch in einem etwas pathetiſchen Tone. „Sieh, es ſind immer ſo kurze Minuten, daß wir uns haben. Und darum habe ich dir all meine Pläne geſchrieben. Nimm den Brief mit, lies ihn heute nacht. Und für morgen mußt du dich frei machen. Ich bringe dir für morgen eine Einladung zum Kaffee mit nach Burgfarrnbach. Von der alten Baſe Horndaſch. Die Tante Sabine wird es erlauben. Wir brechen früh auf angeblich zum Bahnhof, und ich begleite dich dann zu Fuß heim. Da können wir alles bereden."

Rebekka Elkan nahm ohne ein Zeichen von Erſtaunen den dicken Brief. Sie ſchrieben einander öfter.

„Conny, mir iſt ſo angſt bei allem," ſagte ſie leiſe, mit einer etwas matten, dunklen Altſtimme.

Conny Reneß ſah ſich vorſichtig um nach Menſchen. Es war niemand um den Weg. Da beugte er ſich wieder herunter und küßte den blaſſen Mund von Rebekka Elkan.

Es waren zwei ſchöne junge Leute. In ihren großen, blauen, ſchmerzlichen Augen lag ein Flimmern. Sie liebte den Konrad Reneß. Und ſein Jugenddrang ging zu dem ſchmalen, verſchloſſenen, ſemitiſchen Mädchen. Niemand durfte davon wiſſen, denn Chriſt und Jude gehörten nie zuſammen nach der Anſchauung ihrer Umwelt. Auch gehörte ein Menſch, der noch nicht ganz fertig mit dem Gymnaſium war, nicht zu einem Mädchen.

Konrad Reneß beugte ſich tiefer herab zu Rebekka Elkan. Seine Zärtlichkeit wurde leidenſchaftlicher, er ſagte abgeriſſene Worte zwiſchen ſeinen Küſſen: „Warte nur — in ganz kurzer Zeit — iſt es dann anders — alles wird anders." —

Rebekka Elkan eilte ihren Weg zurück. Sie ſaß dann, wie immer, mit der Tante und der Großtante beim Abendeſſen. Wie immer wurde geredet, dünkte es ihr. Hier ſprach man immer dasſelbe, auch wenn es über verſchiedene Ereigniſſe ging.

„Was werden ſagen Farntrogs? Was ſoll ſich denken Herr Apfelbaum?"

Sie merkte endlich, es galt dem chriſtlichen Mieter, mit dem ſich wider Erwarten die Tante Sarah nicht ſo raſch abgefunden.

„Es iſt wegen dem Konrad. Hab' ich dir nicht geſagt, der feine Herr intereſſiert ſich für die alten Eingewanderten?"

Sabine und Sarah tauſchten einen Blick. Um den Konrad ſchwebte etwas, nur ihnen bekannt. Sie wußten wohl, wer ſein Vater war. Daß ein Jude ſich mit einer Chriſtin vergangen

— ein Elkan, der ſpäter in Amerika verſchollen, das ſchuf dem Konrad die Teilnahme des Hauſes Elkan. —

Rebekka Elkan hatte ihr eigenes kleines Zimmer, es lag, iſoliert von den andern, in der Manſarde nach vorn. Nur das chriſtliche Weibsbild, wie der Onkel ſagte, die Magd, ſchlief auch in dieſem Geſchoß.

Vom Turm des Dogenpalaſtes hatte es ſchon die Mitternacht geſchlagen.

Da endlich konnte Rebekka den Brief des Konrad Reneß leſen. Er füllte viel Blätter, denn Konrads Buchſtaben waren anſpruchsvoll; ſie ſchmiegten ſich nicht in den Raum, ſondern ſie beherrſchten ihn, wie Konrads Gedanken Raum und Umwelt beherrſchen wollten.

„Rebekka," ſtand da, „meine geliebte und mutvolle Rebekka. Du weißt, daß ich das alles, was iſt und was man mit mir vorhat, nicht ertragen kann. Ja, Du müßteſt meinen Charakter und meinen Willen verachten, ertrüge ich es, daß man aus mir einen Menſchen machen will, der in einer kleinen Beamtenlaufbahn ſeine Kräfte und ſeine Jugend knechtet.

Mein Plan iſt der, daß ich nach Frankreich entfliehe, in das freie Land, das nicht nur die Wiege meiner Vorfahren, ſondern auch mein geiſtiges Vaterland iſt. Dort, wo man einſt ein Napoleon, wo man noch heute als ein Mann aus dem Volke Miniſter werden kann, wird auch ein Platz für mich ſein. Ein Vaterloſer kommt in ſein Vaterland. Frankreich iſt heute das freieſte Land Europas, wenn nicht der Erde. Ich werde mich melden bei der Republik; ich werde Journaliſt werden, und wenn man dort, woher ich gekommen bin, über mich höhnt, ſo ſoll es ſein, wie man über Heinrich Heine höhnt.

Meine Rebekka, ermiß das alles. Du haſt meinen Aufſatz, den ich leider unter einem angenommenen Namen in die ſozialiſtiſchen Hefte geben mußte, geleſen. Du weißt, was es

Großes um die Freiheit und die Selbſtbeſtimmung des Individuums iſt. Frankreich iſt mein Platz. Ich beherrſche die Sprache. Es kann mir an nichts fehlen.

Und nun höre weiter: eine Trennung muß zwiſchen uns ſein. Sie aber iſt der großen Sehnſucht Mutterſchoß. Und aus der großen Sehnſucht ſind die größten Dinge der Welt geworden, denn alles große Tun ward je und je aus Liebe. Bliebe ich im Lande als ein Unberühmter, endloſe Zeit des Wartens ſtände uns bevor. Wir wollen tapfer ſein, Rebekka, wir wollen lieber einen kurzen, heißen Schmerz tragen als das lange Verleugnen. Denn lange kann es nicht dauern, und ich bin in der Lage, Dich zu holen.

Du weißt, in den Oſterferien, die dieſes Jahr ſo früh fallen und faſt mit Peſach zuſammen, hat mich mein Kommilitone Hüßner zu ſeinen Eltern nach Würzburg eingeladen. Es iſt ſchon abgemacht hier, daß ich hingehe über die ganzen vierzehn Tage. Jedoch dem Hüßner habe ich nur einen einzigen Tag verſprochen und, da er mein Vertrauter nicht iſt, ihm geſagt, ich wanderte dann durch den Speſſart. Man wird mich alſo bis zum Schulanfang hier nicht vermiſſen, und wenn es dann geſchieht, bin ich lange in Paris. Ich habe *ſo* viel Geld, daß ich eine kleine Zeit dort leben kann, bis ich zunächſt an eine Redaktion komme als erſte Etappe. Wohin ich Dir vorher poſtlagernd ſchreiben kann, das müſſen wir noch verabreden.

Ich hätte noch über ein Jahr, bis ich mündig werde. Ich halte dieſes Sein, dieſe ärmliche Exiſtenz ſo lange nicht mehr aus. Und für *unſre* Zukunft läge nichts hinter dieſer Zeit — nur wieder das Warten, das jahrelange Warten auf ein äußerlich ſo geringes Los.

Wir aber wollen uns dem Alltäglichen und dem Banalen nicht anheimgeben. Ich will das Ungewöhnliche, weil nur dieſes das Große ſein kann; ich will es für uns.

Und das elektriſche Band einer ſchickſalsvollen Liebe wird uns verbinden auch über die Wunde einer für kurz notwendigen Trennung. Du wirſt meine heiße Flamme ſpüren, dieſes weiß ich; Du wirſt mich nicht weniger fühlen, wie ich Dich nicht weniger fühlen werde in der Erwartung der Stunde, da wir uns für immer angehören können.

Conny.

Vergiß nicht, morgen Dein Halstuch anzuziehen, das wie meins iſt, wir wollen es dann tauſchen."

Rebekka Elkan ſaß in der Manſardenſtube, die den Blick auf den Dogenpalaſt hatte. Die Mitternacht war vorüber. Von drüben aus den Gaſthäuſern „Zum Brandenburger Hof" und „Zu den heiligen drei Königen" drang noch Lärm.

Rebekka Elkan aber war dieſem Gegenwärtigen weit entrückt. Ihr Herz war erfüllt von dem, der ſo viel Mut hatte, nicht nur den Mut der ſtolzen Worte, von denen ſie wohl glaubte, daß es des Konrads eigenſte waren, ſondern auch den Mut des Tuns. Sie war ein Kind dieſer Stadt, aus der ſo viele Söhne von Handelshäuſern nach Amerika gehen, freilich auf vorgezeichneter Bahn, in ſicheren Geſchäftsbeziehungen, mit Kreditbriefen und Verbindungen. Darum erſchien es ihr nichts Fremdes oder Unerhörtes, daß man ſein Glück in einem andern Lande mache, ſeine Exiſtenz dort gründe.

Naheliegender war ihr das als dem Konrad Reneß ein ſolcher Plan an ſich. Sie konnte es kaum herausfühlen, daß er faſt betäubt war von der eigenen Kühnheit des Entſchluſſes.

Die Semiten ſind früher reif, ſind früher Mann, früher Erwerbender. Es ſchien Rebekka Elkan ganz begreiflich, daß Conny nicht in den engen Verhältniſſen des Dorfes, der Abhängigkeit, der kleinen Laufbahn bleiben wollte. Hatte er doch keine Familie, die für ihn ſorgte, die ihm die Wege bereitete, die ihn hielt. Fremde, ihr ganz fern dem Erfaſſen ſtehende

Menſchen waren es, ein Schullehrer, eine alte befreundete Jungfer, die um Konrad dachten, die ihn eingliedern wollten in ſchmerzlich enge Verhältniſſe. Vielleicht hofften ſie, es fänden ſich Stipendien, Gönner, und es könne ein Pfarrer aus ihm werden — ein Pfarrer in irgendeinem der alten Dörfer da draußen im Lande, wo die Vertriebenen aus Frankreich einſt Heimat gefunden.

Für Rebekka, die Jüdin, war mit dieſen Gedanken nur die Ablehnung verknüpft.

Ja, Conny mußte gehen. Er ging ja heim, wenn er nach Paris ging, und es rührte ihre Seele irgendwo, daß er Frankreich auch ſein geiſtiges Vaterland nannte.

In die Manſardenſtube zu Rebekka Elkan kam das Schickſal geſchritten und küßte ſie auf den blaſſen Mund. Es kam und hatte die dunklen, verſchloſſenen Züge des jungen Reneß, der für Rebekka Elkan allein ein Erſchloſſener war. Und ſie ſehnte ſich nach des jungen Reneß heißen Lippen, und im Taumel der einſamen Nacht dachte ſie, wie es ſein würde, wenn ſie in die fremde, große Stadt kam, von ihm erwartet, von ſeiner Wärme umfangen.

Die loſen Blätter auf dem Tiſche ſchufen Verheißungen und ſchufen kühne Geſchehniſſe — die kleine Stube weitete ſich — und die Geräuſche der alten Stadt waren in Rebekka Elkans Schlaf hinein wie ein Rauſchen des großen Stromes, dem wir uns anvertrauen zur Fahrt nach dem Lande des Wunders.

*

Des Märzabends gelbe Helle brannte noch am Horizont, als Rebekka Elkan und Konrad Reneß das Dorf Burgfarrnbach hinter ſich ließen und gegen Fürth zuwanderten. Und der kaum zwanzigjährige Abenteurer redete, unterſtützt durch den Reiz ſeiner Stimme und ſeiner Erſcheinung, von ſeinen fliegenden Plänen.

Still ging Rebekka Elkan neben ihm. Ihr waren die Worte nicht ſo gegeben.

Sie fühlte, während er ſprach, vertieft in die Zeit zurück da ſie beide ihre Neigung füreinander erkannt hatten. Sie war lange böſe auf ihn geweſen, auf ſeine herriſche und rückſichtsloſe Art. Bis ein Augenblick es zeigte, daß er ſo zu ihr war, weil er meinte, ſie möge ihn nicht.

Sonderbar, dachte Rebekka, nie hatte ſie gefühlt von da an, daß er Chriſt war, ein Kind andern Glaubens und andrer Raſſe.

Ein Gefühl war immer, als ſei ſein und ihr Blut ſchon lange in verwandtem Rhythmus gegangen, als gehörten ſie, fern von allen andern Menſchen, der gleichen Welt an.

Sie ſah von der Seite auf den Conny, während er ſprach. Etwas Dunkles und Unerklärliches hatte oft ſein ſchönes Geſicht, das ein wenig an römiſche Formen erinnerte. Und er beſaß eine ſtolze und freie Haltung, dünkte es Rebekka — über all ſeiner zeitlichen Gebundenheit in kleine Verhältniſſe beſaß er die. Er konnte einen ſchlechten Rock vom Dorfſchneider tragen und irgendeine alte Mütze — es beeinträchtigte ihn kaum.

Auf der Burgfarrnbacher Straße war es einſam. Conny und Rebekka gingen Hand in Hand. Der Wind zauſte ein wenig in Rebekkas Haaren.

„Das iſt der Märzwind," ſagte Conny, „der Frühlingswind, der die alten Dinge umwirft, und der Märzwind des Gedankens, der Anarchiſtenwind der individuellen Freiheit wird noch alle alten Geſetze und törichten Vorurteile umwerfen."

Das Mädchen aus dem feſtgefügten alten Judenhauſe ſchreckte ein wenig zuſammen.

Die Liebende aber ſagte mit einem Lächeln, das eine kleine Überlegenheit beſaß: „Unſre alten Dinge, Conny, ich glaube, kein Märzwind bläſt ſie fort."

Da nahm sie der junge Mensch in seine Arme, und die Heftigkeit seiner Küsse überrieselte sie.

Aufatmend ging sie weiter.

Die Dunkelheit enger Gassen kam. Der Altstadt mächtige Häuser mit steilen Stirnen hatten etwas Drohendes in ihrer Unbeweglichkeit. Und über Rebekka Elkan kam wieder etwas wie Angst vor dem Leben, Angst vor der Zukunft, die aus allen Gleisen des Gewohnten, aus aller Sicherheit und allem Gefügten gerissen sein sollte.

Wie ein kleiner Schatten huschte Rebekka Elkan den letzten Weg allein nach dem Ziele.

Als Rebekka Elkan nach Hause kam, schon Vorwürfe fürchtend über die verspätete Heimkehr, fand sie nur die christliche Magd im Hause. Sie berichtete, daß sowohl die Tante als die Großtante in absehbarer Zeit nicht zurück sein würden, denn bei Grüntals läge die Großmutter „in den Zügen".

Rebekka Elkan fragte nicht weiter. Sie nickte nur. Die Großmutter Grüntal kannte sie gar gut. Sie war oft freundlich zu ihr gewesen, und nun sollte sie sterben.

Der Gedanke des Todes war Rebekka Elkan nun nichts Fremdes in diesem Augenblick. Weil Tod und Liebe Geschwister sind, und weil sie in Liebe ging, berührte sie die Mitteilung nicht wie ein Schrecken, eher als etwas Notwendiges.

Dann, wieder ganz zu sich selbst zurückkehrend, fühlte sie es als gut, daß Abendstunden vor ihr lagen, an denen sie nicht die Reden der Tanten hören mußte. So konnte sie unabgelenkt ihren Gedanken nachhängen.

Sie ging, noch ruhelos von den letzten Gesprächen mit Conny Reneß, in das Vorderzimmer des Hauses — in „die schöne Stube", wie man sie nannte. Dort standen die Möbel und Sachen, welche die Tanten nicht vermieteten, und die sie aber auch nur ganz selten für sich benutzten.

Das Peſachgeſchirr ſtand da in einem alten, ſorgſam behüteten Barockſchrank. Seine Politur glänzte mit den Meſſingbeſchlägen um die Wette; an den Wänden hingen alte Kupferſtiche in glatten braunen Rahmen, und ein langes Sofa mit vielen Kiſſen war da, das ſollte aus dem Deberndorfer Schloß ſtammen. In dem Schreibkaſten, deſſen gerollte Wand ſich nur öffnete, wenn man einen verborgenen Federdruck kannte, verwahrten die Tanten ihre Familienpapiere. Der Onkel kam überhaupt faſt nur zu Peſach herauf in dieſes Zimmer, wenn das feierliche Eſſen war und er aus „dem Buch" die Errettung aus Ägypten vorlas.

Beim Anblick des Schrankes mit dem öſterlichen Geſchirr kam Rebekka Elkan jäh zum Bewußtſein, daß Peſach und mit ihm in dieſem Jahre auch das chriſtliche Oſtern ſehr nahe war.

Und ſie erſchrak. Dann ging ja Conny.

Das erſchütterte ſie in ſeiner Nähe. Es war bisher noch vor ihr als ein Plan gelegen — die Bedenkung der nächſten Zeit.

Es klopfte an der Tür. Mechaniſch und gleichgültig ſagte Rebekka Elkan: „Herein!"

Und da ſtand ein fremder, großer Herr vor ihr. Die Gaslaterne am Hauſe erleuchtete einigermaßen das Zimmer.

„Fräulein Elkan?"

„Ja, ich bin Rebekka Elkan."

„Ich bin der neue Mieter. Iſt Ihre Tante nicht zu ſprechen?"

Rebekka ſagte, daß dies für heute ausgeſchloſſen wäre, aber ob ſie nicht die Wünſche des Herrn erfüllen könne.

Georg Roſenkreutz, durch die ſanfte Stimme der Rebekka aufmerkſam geworden, ſah ſie intereſſiert an, und er fand, dieſes Geſicht unter dem blauſchwarzen, etwas gebauſchten, loſe aufgenommenen Haar erinnerte ſeltſam an die Jünglingsbilder des zweiten Ludwigs von Bayern. Wie kommt dies Mädchen hierher? dachte er.

Er nahm den gebotenen Sitzplatz an und ſagte: „Ihre Tante — nicht wahr, Sie ſind nicht ein Kind des Hauſes? — erzählte mir, daß zu Ihnen öfter ein junger Mann käme, der hier in der Gegend beheimatet iſt und von den franzöſiſchen Refugiés abſtammt?"

Rebekka erſchrak einen Moment lang.

Roſenkreutz aber fuhr gleich fort: „Es iſt ein gebildeter junger Mann, wie mir Ihre Tante ſagte. Darum möchte ich ihn gern ſprechen. Es iſt, ich mache eine Arbeit über die Geſchichte dieſer Vertriebenen. Jedoch draußen auf den Dörfern fand ich kaum jemand, der mir Aufſchlüſſe geben konnte."

„Das kann gewiß Konrad Reneß," ſagte Rebekka Elkan, nun unbefangen und mit einem gewiſſen Stolz. „Ich weiß zufällig, daß er ſich für die alte Herkunft ſehr intereſſiert hat. Es war einmal — vor langer Zeit — ein großer Brand in Wilhermsdorf. Da ſind die Matrikeln verbrannt. Aber Konrad Reneß hat die Inſchriften von alten Grabſteinen geſammelt im Lande; er hat bei alten Leuten gefragt, und ſeine Mutter hatte auch manche Aufzeichnungen —"

„Das iſt gerade, was ich ſuche," ſagte Roſenkreutz erfreut. „Und glauben Sie, Herr Reneß würde bereit ſein, mich Einblicke in ſein Material tun zu laſſen?"

Ein Gedanke kam Rebekka Elkan. Wenn dieſer fremde Herr, der gewiß ſehr gelehrt und vornehm war, doch vielleicht Conny irgendwie raten könnte. Sie ſagte impulſiv: „Konrad Reneß wird gewiß ſehr glücklich ſein, wenn jemand Intereſſe an den Dingen nimmt, die ihm ſo nahe gehen und die ſo wichtig ſind. Hier iſt niemand, der noch Teilnahme an dieſen Vergangenheiten hat. Die Vertriebenen waren arm. Strumpfwirker und Seidenſticker. Vielleicht lernten ſie das erſt in der Fremde. Sie konnten ſich nicht höher bringen, ſie hatten ja alles zurückgelaſſen. Auch die Sprache iſt lange verwiſcht. Nur einzelne

Worte haben ſie noch, ein wenig Gallizismen, ähnlich wie wir Juden Talmudworte einfügen."

Roſenkreutz dachte, ſie nimmt Anteil an dem jungen Reneß. Und vielleicht ſpricht ſie ein wenig feine Sprache.

„Darf dann morgen, gegen den Abend, der Konrad Reneß ſeinen Beſuch machen?" fragte ſie.

Roſenkreutz nahm dankend an. „Herr Reneß kommt oft in Ihr Haus?"

Ein kleines Lächeln ging über Rebekkas bleiches Geſicht. „Viele Jahre ſchon. Er hat niemand Angehöriges, keine Verwandten, meine ich. Und er hat ſich hier nie eingepaßt, obwohl er in dem Lande geboren iſt."

Roſenkreutz bewunderte die Möbel des Raumes. Er wollte gern noch ein wenig mehr von dem Mädchen hören, das ihm ſo ſeltſam aus der Umgebung zu fallen ſchien.

Er deutete auf eine gotiſche Truhe und fragte nach ihrer Beſtimmung.

Da errötete Rebekka Elkan ein wenig. In dieſer Truhe lagen die „Sargenen" ihrer beiden Tanten. Und am „Langen Tag" gingen ſie damit über die Straße nach der „Schul", der Synagoge, bunte Theatermäntel über den Sterbehemden. Die Nachbarskinder pflegten alljährlich dieſes Ereignis mit ihrer Teilnahme zu verfolgen, denn der Anblick bot ſich nicht oft in der Stadt, und die ſonſt ſo unauffälligen Tanten gewährten ein ſenſationelles Bild.

Rebekka antwortete: „Hier haben wir das Oſtergeſchirr und andre Kultusdinge verwahrt." —

Als Roſenkreutz gegangen, fühlte Rebekka, es ſei etwas Neues in ihr Zuſtändliches gekommen. Sie wollte ſich freuen, denn wie gut war es, wenn Conny jemand fand, der einen feineren klügeren Anteil an ſeinen Dingen nehmen konnte als die Leute, die ſich draußen in Burgfarrnbach um ihn bekümmerten.

merten. Dieſer Herr war aus der „Welt", in die Conny ſtrebte, es wurde wohl ſeine allererſte Berührung mit der fernen Welt. Sie wollte ſich freuen und konnte doch nicht. Es war ihr etwas im dunkelſten Gefühl, als könne aus dieſer Begegnung Ungutes für Conny erwachſen. Und doch ſchien ihr ſelbſt der fremde Herr eine anziehende und bedeutungsvolle Erſcheinung. Er war ganz anders als die Männer, die ſie außer Conny kannte. Etwas Gütiges lag in ſeinem Weſen, trotzdem er es ja war, der mit einer Bitte gekommen. Die feinere Art, die ihn von ihrer Umwelt ſonderte, fühlte Rebekka Elkan und empfand ſie, mehr inſtinktiv als bewußt, als etwas Vertrautes.

*

Im Hintergrund von Rebekka Elkans Tagen war das langſame dem Tode Entgegengehen der Großmutter Grüntal, einer alten Freundin von Elkans. Im Hintergrund zog ſich ein Sterben durch viele Tage und machte vielleicht eines andern Schickſal durch ſein langes Zögern vor der letzten Pforte des Todes.

Wer am Sterben iſt, ſoll an Gott und die Ewigkeit denken, und darum müſſen bei den altgläubigen Juden die nahen Angehörigen aus dem Geſichtskreis deſſen, den Erdendinge nun nicht mehr verwirren dürfen.

So brauchte man bei Grüntals Sabine und Frau Elkan. Durch Beruf und Freundſchaft ſtanden ſie bereit zu dieſem Dienſt, die alte Frau Grüntal aus dem Leben zu geleiten und dann die tagelange Trauerklage um ſie anzuſtimmen und durchzuführen.

Sie waren alſo fern von der Wohnung am Brandenburger, gegenüber dem Dogenpalaſt; ſie waren unten in der Altſtadt in einem barockgegiebelten Hauſe. Nur manchmal kam Fräulein Sabine auf einen Sprung herüber, nach Haus und Geſchäften zu ſehen, und manchmal kehrte der Onkel Elkan in

ſeinem Hauſe ein, um raſch wieder nach Gunzenhauſen, Dinkelsbühl, Heilsbronn, Treuchtlingen, Feuchtwangen, und wie die kleinen Handelsplätze alle heißen, zu eilen.

Deſto ausgiebiger verweilte Conny Reneß nun im Hauſe am Brandenburger. Er war ſowohl bei Rebekka Elkan als bei Roſenkreutz, dem er behilflich ſein konnte, und der ein Intereſſe an dem lebhaften und temperamentvollen Weſen und Verſtand des jungen Reneß nahm. Hinter der Szene ſtarb langſam eine alte Frau.

Und ihr langes, zögerndes Verharren vor der letzten Pforte des Todes ſchuf vielleicht ein andres Schickſal.

Denn Rebekka Elkan war ſo viel allein mit Conny Reneß und er war ſo viel in dem Hauſe am Brandenburger, deſſen beſte Zimmer Georg Roſenkreutz bewohnte. Das alles hätte nicht ſein können, wäre die alte Großmutter Grüntal noch bei den Lebenden geblieben.

*

Die jüdiſchen Läden der Stadt wurden geſchloſſen. Ein ſcharfer Aprilwind hatte die Straßen rein gefegt, die ſtechende grelle Sonne des Tages die Steine weiß gebleicht. Ganz feſtlich und erwartungsvoll ſah die Stadt Fürth aus.

Das Gymnaſium hatte zu den Ferien geſchloſſen — vor Palmſonntag. Mit dieſem Schluß fiel der Vorbeginn des Paſſahfeſtes zuſammen. Rein und blank geſcheuert ſtand das Haus am Brandenburger. Der Onkel Elkan ſaß in ſeiner Kammer und betete. Nichts ſtörte ihn darin, an nichts nahm er teil. Abgeſondert von allen äußeren Dingen hockte er und murmelte alte, vielleicht ihm ſelbſt kaum klare Worte des Gebets.

Die Großmutter Grüntal war in den großen Frieden eingegangen. Nun „ſaß" die Frau Elkan dort; eine Woche mußte dort immerwährend ein Menſch ſitzen und Gebete ſprechen. Und man konnte die Großmutter Grüntal über das hohe Feſt nicht

aus dem Hauſe tun. Fräulein Sabine war heimgeeilt. Auf dem Tiſch in der ſchönen Stube ſtand ſchon das alte öſterliche Geſchirr – Haufen von Mazzen dabei, dem ungeſäuerten Brot. Kerzen waren auf dem Sabattleuchter, das Lamm briet in der Küche, und man roch einen brenzligen Geruch durch das Haus.

Rebekka Elkan ſtand auf der Treppe. Geſtern abend hatte ſie unten an der Pegnitz, an einem ſtillen, traurigen Platz, dort wo man immer im Schutze der Dämmerung oder des früheſten Morgens das Oſtergeſchirr im fließenden Waſſer reinigte, den ſchweren, heißen Abſchied von Conny Reneß genommen.

Jetzt war Conny oben bei dem fremden Herrn. Er hatte noch etwas zu bringen. Roſenkreutz war nicht zu Hauſe. Da hatte Conny geſagt, er müſſe ihm dann etwas Schriftliches hinterlaſſen. Und Rebekka Elkan wartete auf der Treppe. Morgen früh reiſte Conny nach Würzburg. Und dieſen Abend, am Sabbateingang, durfte ſie das Haus nicht mehr verlaſſen.

Ein Wort, eine Umarmung auf der Treppe, dies würde das letzte ſein.

Sie wartete. Ihr Herz ſchlug heftiger. Da kam Conny. Er war ſo bleich. Ja, er ging leiſe. Niemand ſollte ihn hören, damit ihnen niemand die letzten Minuten raubte.

Conny ſagte flüſternd: „Erwähne nicht, daß ich noch da war ich will es lieber von Würzburg aus an ihn ſchreiben."

Rebekka nickte. Sie verſtand ſeinen Sinn. Nein, ſie würde natürlich nicht ſagen, Conny war noch da, ſie würde es den Tanten nicht ſagen, daß er zum Abſchied noch einmal gekommen.

Conny Reneß beugte ſein bräunliches Geſicht zu Rebekka herab. „In drei Tagen bin ich in Paris. Ich ſchreibe dir poſtlagernd. Du weißt. Am Hauptpoſtamt in Nürnberg achtet niemand auf den Brief. Du darfſt niemand ſagen, wo ich bin,

bis ich eine Stelle habe und ſelbſt an den Kantor und den Rektor ſchreibe. Ja, du darfſt auch nicht ſagen, daß du von meinem Fortgehen weißt. Der Kantor erwartet nichts als eine Ankunftskarte von mir. Über vierzehn Tage habe ich Zeit. So lange darfſt du nicht das geringſte von mir verraten."

Seine Erregung teilte ſich ihr in anderer Weiſe mit. Sie fühlte den Abſchied brennend am Herzen.

Oben ging eine Tür.

Da küßte Conny Reneß noch einmal Rebekka auf den Mund, riß ſich los und eilte über den kurzen Flur hinaus in die Dämmerung des öſterlichen Abends.

*

Es war nun Sabbatfeier. Man ging an den Nachmittagen ſpazieren. Der Onkel Elkan hatte einen ſteifen Hut ein wenig im Nacken ſitzen, die Tante Sabine trug einen neuen Frühjahrsmantel, ganz nach der Mode. Rebekka mußte mit ihnen gehen — einmal den Weg nach der alten Veſte hinaus, einmal gegen Nürnberg zu, an den Häuſern der Reichen vorbei, der Glaubensbrüder, die auch da „promenierten" und am Schabbes den Gruß von Hirſch Elkan achtſamer erwiderten als ſonſt.

Rebekka ging mit und gab mechaniſch Antworten. Immer kannten ihre Angehörigen ſie nur freundlich zu ihnen. So war ſie es auch jetzt, trotzdem ihre Gedanken weit ſich wegwandten. Noch fühlte ihr Herz keine Leere durch Connys Fortgehen. Denn der Abſchied hatte ſie innerlich näher verbunden, als ſonſt der Tag es tat. Sie hatte eine feſte Zuverſicht, daß Conny ſich durchſetzen würde, daß er alles erreichte. Denn er war einer von jenen Naturen, die das Vertrauen erwecken, ſie werden ſich behaupten. Daß er trotz all ſeiner Worte kein Verletzlicher war, wußte Rebekka gut. Nicht aber wußte ſie, wie der zu handeln vermag, der kein Verletzlicher iſt. Dieſe Erkenntnis liegt nicht bei ſehr jungen Menſchen.

Rebekka dachte, einſt kommen wir wieder. Aus Paris. Einſt kommen wir wieder in dieſe Stadt. Und dann freuen ſich die Tanten, wenn ſie ſich auch vorher über manches nicht freuen werden.

Die Abende ſaß Rebekka allein. Dann wurde ihre Sehnſucht wacher. Dann ging wohl ein Zittern über ſie hin im Gedächtnis vergangener Stunden.

Sie begann an Conny zu ſchreiben. Aber da ſie noch keine Adreſſe wußte und fürchtete, durch irgendeinen Zufall könne das Papier an jemand kommen, der dann Connys Flucht erriet, verbrannte ſie es wieder. Und wie „einſt das Herz als Aſche niederfällt", fielen ihre Liebesworte in kleine weißgraue Wolken zuſammen.

*

Wieder ſaß Rebekka Elkan allein in der feiertäglichen Stube. Niemand außer ihr und Roſenkreutz befand ſich im Hauſe.

Da klopfte es, und Georg Roſenkreutz trat ein. Er fragte nach der Tante Elkan. Rebekka mußte ihre Anweſenheit verneinen, die Tanten waren noch immer zur Totenfeier bei Grüntals.

„Und Herr Reneß macht eine Ferienreiſe, nicht wahr?" fragte Roſenkreutz.

„Er hat Ihnen noch nicht geſchrieben?" fragte Rebekka Elkan dagegen, und ſie erſchrak zugleich vor ihrer Frage. Denn es kam ihr wieder ins Bewußtſein, daß ſie ja jede der letzten Mitteilungen Connys verſchweigen ſollte.

Glücklicherweiſe legte Roſenkreutz keinen Belang auf Rebekkas unbedachte Worte. „Ihre Tante iſt doch ſicher morgen zu ſprechen?" ſagte er dann.

„Ich könnte ſie holen laſſen, wenn es dringend iſt," antwortete Rebekka Elkan.

Roſenkreutz ſtand vor dem Barockſchrank und hatte die Hand

wie gedankenlos auf einer der gewundenen Säulen liegen. „Ich möchte doch faſt darum bitten," ſagte er dann, „denn heute wollte ich Fräulein Elkan gern noch ſprechen. Herr Elkan iſt auch nicht zu Hauſe?"

Nein, ſchon heute, am Tage nach dem hohen Feſt, war der Onkel wieder zu ſeinen Geſchäften in die kleinen fränkiſchen Orte geeilt.

Rebekka ging aus dem Zimmer und beauftragte die chriſtliche Magd, hinunter zu Grüntals zu laufen. Sie fand, zurückgekehrt, Roſenkreutz noch an dem Schrank ſtehen. Er ſagte: „Nicht wahr, über das Feſt ſind doch gar keine fremden Leute zu Ihnen ins Haus oder ins Geſchäft gekommen? Jedenfalls niemand hier nach oben."

„Hier nach oben? Nein," ſagte Rebekka. „Nur ein paar Glaubensgenoſſen waren da, aber ſie haben unten, in der Stube gegenüber dem Kontor, geſchlafen. Und gegeſſen haben ſie auch dort. Die Tanten nehmen ſie nicht herauf in die Zimmer."

„Warum?" ſagte Georg Roſenkreutz. Es war mehr eine gedankenloſe Frage.

„Es ſind oft Polen, und ſie ſind nicht reinlich. Sie kommen doch von der Wanderſchaft."

„Und feiern hier in der Stadt das Feſt? Das intereſſiert mich, erzählen Sie mir —"

Rebekka fühlte eine kleine Wichtigkeit. Der Jude erzählt gern von ſeinen Sitten. Er liebt ſie und freut ſich, wenn Andersgläubige ein ernſteres Intereſſe daran nehmen.

„Mein Onkel hat doch ſein Gewerbe draußen in den kleinen Orten," ſagte ſie. Und da iſt die Kultusgemeinde oft nicht vollzählig. Es müſſen acht erwachſene Männer ſein, wenn man in der Schule Peſach oder den Langen Tag feiern will. Oft wohnen nur fünf, ſechs Männer an einem Ort und wollen doch Schule halten. Da beſtellt man denn zum Feiertag die Bet-

juden — alte Männer, die ohne feſten Wohnſitz ſind und durch das Land ziehen. Es kommen immer einige gegen Oſtern und Herbſt hierher zum Onkel und fragen, ob man ſie draußen irgendwo braucht, weil er weiß, wo es nötig iſt. Manches Jahr kommen zu viele, manches Jahr zu wenige. Heuer ſind zwei geweſen, für die gab es kein Unterkommen. Da hat man ſie hier behalten übers Feſt."

„Sind es immer dieſelben, die kommen?"

„Ich weiß es nicht ſo genau. Aber wenn es zu viele ſind, behält der Onkel ſolche, die er ſchon kennt. Der Löwy Wittelshöfer war hier und der Herr Max."

„Herr Max — das iſt wohl ein junger Mann, weil man nur ſeinen Vornamen ſagt?"

„Nein. Ich weiß nur nicht, wie er ſonſt heißt. Er lebt immer ſo in der Gegend und hilft aus. Er verſteht etwas von Altertümern. Der Onkel ſagt, er kommt immer nur nach Fürth herein, weil er ſich gern ein paar Tage in der Stadt aufhält."

Roſenkreutz wurde nachdenklich. Eigentlich kann ihn der Herr Max doch nicht intereſſieren, dachte Rebekka. Herr Max war eine ganz banale Erſcheinung, er hatte nichts vom Pilger, der durch die Lande zog, er beſaß nichts vom Schickſalsvollen des Heimatloſen, Herr Max ſtand jenſeits jedes Ungewöhnlichen.

Die Tante Sabine kam ins Zimmer. Sie war raſch gegangen und „ſchnaufte" noch ein wenig, wofür ſie ſich vielmals entſchuldigte.

„Es tut mir leid," ſagte Roſenkreutz, „aber ich konnte nicht Zeit vergehen laſſen. Sie wiſſen, daß ich am Mittag vor Ihrem Oſterfeſt nach Erlangen gefahren bin und heute zurückgekehrt. Sie ſagten mir, es würde niemand in mein Zimmer kommen, ich konnte es nicht abſchließen, da am Vormittag noch nicht aufgeräumt war. Hat nun unterdeſſen das Zimmer jemand Fremdes betreten?"

Fräulein Sabine Elkan beſaß einen raſchen und guten Verſtand. Sie ſagte: „Ich will mich beſinnen einen Augenblick, — — Nein," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „ich weiß es ganz genau. Wir hatten im Hauſe viel zu tun — es war auch kein Fremder da, dieſes iſt ſicher. Ich ſelbſt habe in der Dämmerung das Zimmer abgeſchloſſen, nachdem die Magd aufgeräumt. Ich habe mich auch verſichert, daß die Kommode, der Schreibtiſch und der Schrank von Ihnen abgeſchloſſen waren. Der Zimmerſchlüſſel iſt bei uns geweſen. Rebekka hat ihn erſt heute der Magd gegeben, damit ſie friſches Waſſer ins Schlafzimmer bringen konnte."

Georg Roſenkreutz nickte. Dieſe Darſtellung war bedacht und zuverläſſig. „Und am Freitag ſelbſt — ich bin ſchon um elf Uhr vormittags abgereiſt, und Sie ſagen, Sie haben das Zimmer erſt in der Dämmerung aufräumen und abſchließen laſſen — war da ein Fremder im Hauſe?

„Niemand," antwortete Fräulein Sabine Elkan raſch, „denn die Betjuden waren den Tag über bei Apfelbaums, haben auch dort gegeſſen und ſind erſt zum Nächtigen in die untere Stube gekommen."

Rebekka Elkan war ans Fenſter getreten. Sie wußte, Conny war dageweſen. Er hatte auch für eine kleine Zeit, während ſie wartete, das Zimmer des Herrn betreten. Das durfte ſie aber nicht ſagen. Conny hatte es ſo dringend verlangt. Niemand ſollte ja wiſſen, daß er noch einmal von ihr Abſchied genommen.

„Rebekkchen," — hörte ſie die Stimme der Tante —, „du warſt doch den ganzen Tag zu Hauſe am Freitag. Iſt gekommen kein fremder Menſch ins Haus. Wer ſollte ſein gekommen? Mer macht keine Geſchäfte vorm Feſt. Könnte höchſtens ſein gekommen eine Magd von Bekannten wegen Mazzes. Hat in der Küche zu tun, nicht bei uns in der Stube." Fräulein Elkan

ſprach den jüdiſchen Jargon, ſobald ſie mit Freunden oder einem der Ihrigen redete.

Rebekka Elkan wandte halb das Geſicht. Sie ſagte: „Kein Fremder war im Hauſe.“ Sie log nicht mit den Worten. Aber ſie wußte wohl, daß ſie im Sinne all der Fragen log. Und nahm es auf ſich.

Da ſagte endlich Georg Roſenkreutz: „Ich frage nicht aus Neugier. Kommen Sie ſelbſt, bitte, in mein Zimmer. Das alte Schloß an der rechten Schreibtiſchſchublade iſt aufgebrochen. Wohl mit einem Stemmeiſen die Platte etwas gehoben.“

Fräulein Sabine Elkan ſtieß einen Ruf des Schreckens aus. Sie folgte Herrn Roſenkreutz hinüber in ſein Zimmer. Wirklich, man ſah den Eingriff des Stemmeiſens auf der Politur, man ſah, daß die Platte etwas auf den Holzzargen ſtand.

„Fehlt etwas?“

„Es fehlt mein Paß, es fehlen meine Matrikel an der Univerſität Erlangen, und es fehlen dreihundert Mark.“

„Gott der Gerechte — und das in unſerm Hauſe!“ ſchrie Fräulein Sabine Elkan.

Fräulein Sabine Elkan hatte ſich eingeſchloſſen. Sie brauchte die völlige Stille zum Nachdenken. Nochmals hatte ſie Rebekka gefragt. Nochmals die chriſtliche Magd. Es war kein Fremder ins Haus gekommen. Auch konnte man menſchenunmöglich in einem Hauſe des Brandenburgers in Fürth zu irgendeiner Tag- oder Nachtſtunde eine Leiter anlegen und, ohne die verſchloſſenen Fenſter zu verſehren, ins Zimmer ſteigen. Die chriſtliche Magd war ſeit ſechzehn Jahren im Hauſe. In ihren untadeligen Lebenswandel hinein einen ſolchen Verdacht zu werfen, wäre Fräulein Sabine Elkan ſchlechthin eine Gemeinheit erſchienen. Sie begriff, was es heißt, wenn ein altes Menſch ſein Lebtag hat dienen müſſen, um zu exiſtieren, um langſam Mark zu Mark für einen kärglichen Altersfonds zu

legen. Eines alten Dienſtboten Ehre iſt ſeine Ehrlichkeit. Fräulein Sabine Elkan hätte ſich geſchämt, auch nur den Gedanken des Verdachts an die alte Hanna aufkommen zu laſſen. Dieſes war erledigt ohne in Frage zu kommen. Der Konrad, der Neneß, dachte ſie flüchtig, Gott ſei Dank, er hat ſich verabſchiedet am Donnerstag. Es blieben die zwei Betjuden, der Wittelshöfer und der Herr Max. Gott möge uns bewahren, wenn es ſo weit wäre, daß am Schabbes, an Peſach ein rechtgläubiger Jude ein Geld anrührt. Und daß er gar noch ein fremdes Geld anrührt, es zu ſtehlen. Wie ſtände es um den alten Glauben, wenn ſo etwas an Peſach in der Stadt Fürth vorkommen könnte. Man müßte zweifeln, daß es noch Recht und Sitte auf Erden gäbe; keine Familie, keine Gemeinde könnte ſich erinnern, daß ſeit Menſchengedenken es paſſiert wäre, ein Jude hätte an Peſach fremdes Geld angerührt, um es zu ſtehlen.

Der Herr Max? Fräulein Sabine Elkans Geſicht verdüſterte ſich. Der Herr Max war nie bei Kaſſe. Der richtige Schnorrer. Schon der leichtſinnige chriſtliche Name! Ich tu' ihm unrecht, dachte ſie. Und wenn es geweſen wäre, es dürfte nicht ſein. Von der Schande dürfte kein Jude und kein Gojim je etwas erfahren.

Und Fräulein Sabine rechnete. Wie oft mußte ſie liefern ein Sargenes, bis dreihundert Mark Profit herauskamen — heilige Erzväter, wie oft! Aber trotzdem reifte ein Entſchluß bei Fräulein Sabine, und mit dieſem Entſchluß ging ſie zu dem Herrn. Der aber lehnte ab. Keineswegs ſolle Fräulein Elkan aufkommen für die dreihundert Mark. Er ſähe ja, wie peinlich ihr die ganze Angelegenheit wäre. Nein, wenn ſie es denn ſo dringend wünſche, wolle er die Polizei nicht verſtändigen. Jedoch einen Privatdetektiv müſſe er beiziehen. Denn Paß und Matrikel ſeien Dinge, die jemand nur nähme, um ſie zu mißbrauchen.

Dies beruhigte Fräulein Sabine einen Moment. Denn we-

der der alte Wittelshöfer noch der Herr Max würden ſich als Studenten oder Gelehrte ausgeben wollen. Dies ſtand außerhalb jeder Möglichkeit. Dann fiel ihr ein, dieſe wertloſen Papiere könnten von dem Diebe längſt beſeitigt ſein, in der Eile ſieht man dergleichen wohl nicht ſo genau an.

Es erſchien noch am ſelben Tage aus Nürnberg ein wohlgekleideter Herr von einnehmenden Formen, bereit, im Hauſe Elkan den Sherlock Holmes zu ſpielen. Der Herr ſtellte feſt, daß der Schreibtiſch mit einem Stemmeiſen eröffnet ſei, einem ſchon früher benutzten Stemmeiſen, denn es hatte keine glatte Fläche mehr gehabt. Er war, wie im ſtillen Fräulein Sabine, der Meinung, daß weder die Betjuden noch die alte Magd, noch die Elkans ſich fürderhin Roſenkreutz nennen wollten und dazu Matrikel und Paß entwendet hatten.

Die Ledertaſche hatte noch ein zweites Fach. In dieſem lag ein Scheckbuch, lagen noch mehr Geldſcheine. So weit hatte der Dieb gar nicht geſucht oder es gelaſſen. Die dreihundert Mark hatten zwiſchen Paß, Matrikel und einigen belangloſen Papieren gelegen. Obenauf der Paß.

Das weitere war ungeſichtet von dem Diebe mitgenommen und ſicherlich das Geld als etwas Nebenſächliches, aber doch Annehmbares.

„Wen haben Sie hier bei ſich zu Beſuch geſehen?“ fragte der Detektiv. „Sind Sie denn ſicher, daß an jenem Freitagmorgen die Dinge noch in der Mappe waren?“

Dies konnte Georg Roſenkreutz nicht beſchwören. Beſuch aber hatte er nicht gehabt außer dem Gymnaſiaſten Reneß.

Der Detektiv notierte ſich den Namen. Am andern Tage wußte der Detektiv, daß Reneß eine Ferienreiſe nach Würzburg gemacht zu ſeinem Klaſſengenoſſen. Und am Abend fuhr der Detektiv nach Würzburg.

In Rebekka Elkans Seele war kein Argwohn. Sie rechnete

und wartete, bis ſie nach Nürnberg konnte, den erſten poſtlagernden Brief von Conny zu holen. Erſt morgen konnte einer da ſein.

Seit zwei Tagen beſann ſich nun die Tante über den Dieb. Rebekka dachte, wie kann man ſich nur ſo beſinnen. Es hat ſich ein Einbrecher ins Haus geſchlichen, ſich über die Zeit, da noch jemand wach war, auf dem Boden verſteckt, und des Morgens konnte er leicht einen Augenblick, wo niemand um den Weg war, zum Entwiſchen finden. Alle Tage ſtanden ſolche Dinge in der Zeitung, wenn man ſie denn leſen wollte. Man ſollte ſich einen kleinen, braven Hund anſchaffen, dachte Rebekka, wenn es plötzlich ſo unſicher in Fürth wurde. —

Der wohlgekleidete Herr, deſſen Beruf Rebekka nicht kannte, war wieder bei Roſenkreutz geweſen. Er hatte ihm die Nachricht gebracht, die Rebekka nicht erſtaunt hätte, daß nämlich der junge Reneß ſich nur einen Tag bei dem Klaſſengenoſſen in Würzburg aufgehalten. Sein weiteres Ziel war eine Speſſartwanderung. Nun, in acht Tagen begann das Gymnſium wieder, da würde man ja ſehen. Der wohlgekleidete Herr hatte auch noch von einer bisher ganz unbeachteten Perſon, der Waſchfrau, unauffällig erfahren, daß ihr an jenem Freitag, als ſie plaudernd vor dem Hauſe am Brandenburger geſtanden, der Herr Reneß, aus dem Hauſe kommend, begegnet war. Wieſo er auf die Wäſcherin und ihre Wiſſenſchaft gekommen, blieb das Berufsgeheimnis des wohlgekleideten Herrn.

Es begab ſich, daß Roſenkreutz das kleine Alleinſein mit Rebekka Elkan, welches er ſeit der Rückkehr des wohlgekleideten Herrn aus Würzburg ſuchte, fand. Der Tanten Tätigkeit im Hauſe Grüntal ſchien kein Ende zu nehmen. Sie waren wieder oder immer noch fort.

Rebekka hatte Auftrag, endlich an dieſem Abend mit der chriſtlichen Magd an die Pegnitz zu gehen, um das Oſterge-

ſchirr zu reinigen. Es muß dies nach moſaiſchem Geſetz in fließendem Waſſer geſchehen, und der rechtgläubige Jude verwechſelt einen Fluß nicht mit einer Waſſerleitung. Man tat dies am frühen Morgen oder im Schutze der Dämmerung, damit man nicht das Geſpött von Ungläubigen oder Gaſſenkindern wurde. Denn die Pegnitz iſt kein ſchöner Fluß und hat ein dunkles Waſſer. Man mußte zu Hauſe natürlich alles nachwaſchen. Man hing in einem großen Henkelkorb das aufgeſtapelte Geſchirr von einer Planke aus, an der ein eiſerner Haken war, in den Fluß. Wenn der Korb ſpäter etwas abgetropft hatte, trug man ihn heim. Das Tragen konnte die chriſtliche Magd tun, das Hängen ins Waſſer mußte durch einen Gläubigen geſchehen. Vor dieſer Arbeit aber wollte Rebekka nach Nürnberg fahren. Jetzt konnte ein Brief da ſein, und wenn Rebekka mit der Ludwigsbahn fuhr, ſo brauchte ſie zu dieſem Ausflug vielleicht anderthalb Stunden. Die Tanten mußten es nicht wiſſen.

Georg Roſenkreutz begann von dem Diebſtahl zu ſprechen. Rebekka war ein wenig unruhig, ſie wollte doch nach Nürnberg fahren, und am liebſten um dieſe Zeit nach Tiſch, wo ſie ſo oft einen Spaziergang machte, ſo daß alſo ihr Fortſein auch der alten Magd nicht auffiel. Bedachtſam ſagte Roſenkreutz: „Ich würde nicht ſo viel Wert auf die Angelegenheit legen, wenn ich nicht dächte, daß es für den, der es getan hat, etwas ſehr Schweres iſt. Irgendein Menſch kommt leichtſinnig zu einem ſolchen Tun, und wenn es dann geſchehen iſt, erhält es plötzlich für ihn Gewicht als eine Schuld, deren er ſich ſchämt, und von der er ſich nicht mehr zu befreien weiß. Eine ſolche Sache kann dem, der ſie tat, die Ruhe ſeines Gewiſſens auf lange Zeit rauben, wenn er nicht den Mut findet, ſie durch ein Geſtändnis wieder auszulöſchen.“

Georg Roſenkreutz hatte Rebekka Elkan nicht angeſehen,

während er ſprach. Und auch bei ſeinem Weiterreden beobachtete er ſie nicht.

„Sie finden es vielleicht wunderlich, daß ich ſo von der Sache ſpreche, aber wirklich, mich beſchäftigt mehr der unbekannte Täter als mein Verluſt dadurch. Man beurteilt ein ſolches Tun in den meiſten Fällen zu hart. Ich finde, man kann nie wiſſen, ob über dem Menſchen nicht ein momentaner Zwang, eine Art fremder Suggeſtion lag, die ihn zu etwas nötigt, das mit ſeinem ſonſtigen Charakter in gar keinem Zuſammenhang ſteht. Ein ſolcher Menſch ſollte ſich einem andern anvertrauen, oder wer um ſein Tun weiß, ſollte ihm helfen, daß er ſich ausſpricht."

Nun ſah Georg Roſenkreutz Rebekka Elkan ins Geſicht. In Rebekka Elkans Zügen war jedoch nichts zu leſen als eine leichte Verwunderung.

Sie dachte, geſtohlen iſt geſtohlen, und ein Dieb iſt ein Dieb. Sie fand, daß Roſenkreutz wohl ſehr gut ſein müſſe, er redete mit einer unbegreiflichen Nachſicht und war doch der Geſchädigte.

„Ich würde dem Menſchen ſo gern ſagen, daß ſein Tun vergeſſen ſein ſoll," fuhr Roſenkreutz fort. „Er kann nicht Herr ſeines Willens geweſen ſein, und er leidet vielleicht jetzt in dem Gedanken, man hält ihn für ſchlecht, und es gibt doch Menſchen, die über ſolche Vorkommniſſe ganz anders denken."

Rebekka Elkan wußte nichts zu antworten. Da ging Georg Roſenkreutz. Ein wenig traurig ging er.

Rebekka Elkan fuhr nach Nürnberg. Sie wechſelte die Bahnen und war dann klopfenden Herzens vor dem Schalter der poſtlagernden Briefe.

Und nach einem peinvollen Warten, währenddeſſen ſie dachte, jeder Menſch und inſonderheit der Poſtbeamte müſſe wiſſen, von wem und woher ſie einen Brief erwartete, wurde ihr der

Brief gereicht. In fremd anmutender Schrift, die eine lateiniſche Type nachahmte, war er adreſſiert.

Rebekka Elkan fuhr nach Hauſe. Sie konnte den Brief nicht auf der Straße öffnen. Nicht in der Bahn. Sie wollte dazu in ihrem ſtillen Zimmer ſein. —

Es waren halb irre Augen, die über den Brief von Conny Reneß hinſahen, denen ſich einzelne Worte einprägten, ohne daß der Sinn ein lebendiger wurde: „Glück gehabt — einer vornehmen Dame auf der Bahn behilflich geweſen — von ihr eingeladen — Beziehungen — ich habe etwas über die Grenze benutzt und hier bei der Polizei, c'est la guerre — der struggle for life — lege es unauffällig ins Zimmer — unter Papiere —"

Ihre Augen blickten auf dieſe Zeilen. Neben ihnen lag der Paß mit dem Namen Roſenkreutz. Die Matrikel und die dreihundert Mark waren nicht dabei. Aber große Worte von großer Liebe, von großen Plänen und Zielen ſtanden noch da.

Rebekka Elkan weinte nicht. Und wie ſie vorher keinen Argwohn gehabt hatte, ſo hatte ſie jetzt keinen Zweifel. Und wie ſie — vor Stunden — die menſchlichverſtehenden Worte des Herrn nicht verſtanden hatte, ſo änderten ſie auch jetzt nicht ihre Begriffe. Für ſeine großen Ziele und ſeine edlen Abſichten hatte der Conny es nötig gehabt, Papiere und Geld eines Fremden zu ſtehlen. Was er nicht mehr brauchte, ſandte er zurück.

Man verzeiht ſeinem Feind. Man kann Nachſicht mit ſeinen Freunden haben. Und wer lange das Leben kennt, rechnet mit keinem mehr, der ſchwach und arm wird.

Aber ein junger Menſch überwindet nicht, wenn ſein Halbgott zeigt, daß er nur ein Allzumenſchlicher war.

In der Dämmerung iſt es geweſen, da trug die Rebekka Elkan in das Zimmer von Georg Roſenkreutz einen Briefum-

ſchlag. In dieſem lag der Paß und ein Zettel: „Das andere habe ich nicht. Das iſt ein Unglück. Rebekka Elkan."

Und Rebekka Elkan ging, wie es verabredet war, mit Hanna, der chriſtlichen Magd, hinunter hinter den alten Teil der Stadt Fürth, wo die Pegnitz fließt.

An dem düſteren Platz unter traurigen Bäumen, wo ſie die letzte Ausſprache mit Conny Reneß gehabt, dorthin ging ſie, das öſterliche Geſchirr den Vorſchriften des Glaubens gemäß im fließenden Waſſer zu reinigen.

Die alte Magd ſetzte den Korb am Ufer nieder.

„Ich trage ihn ſelbſt heim," ſagte Rebekka.

Und die Alte, die noch in der Stadt zu tun hatte, antwortete, ſie wolle wiederkommen, falls ſie eher fertig würde als Fräulein Rebekka.

Rebekka Elkan hing, allein gelaſſen, den Henkelkorb mit dem öſterlichen Geſchirr an den eiſernen Ring der Planke.

Das dunkle Waſſer der Pegnitz gurgelte auf; es machte kleine Wellen im Anprall gegen den Korb.

Rebekka Elkan ſetzte ſich auf die Planke. Sie war ſo müde, und ſie fror ſo ſehr. Ganz tief im Innerſten fror ſie, als könne ſie nicht mehr warm werden. Sie dachte nichts. Etwas war tot, zerbrochen, beſchmutzt. Man konnte nie mehr an Schönes, an Wahrheit glauben, wenn man das erfahren. Nein, gewiß nie mehr.

Sie wollte es Conny erzählen. Aber da war keine Verbindung zu ihm hin. Nichts. Alles tot und fern. Es gab im Ungeſprochenen keine Brücke hinüber über ſolche Dinge.

Es gab keine Erklärung für das junge Herz von Rebekka Elkan, wenn man unehrlich geweſen. Das ſtand da wie ein Schreckensmal und ließ ſich nicht auslöſchen und nicht ſtürzen.

Und plötzlich dachte Rebekka Elkan: Wie kann ich wieder heim! Der fremde Herr weiß es nun. Wie ſoll ich ihm begegnen?

Und dann fiel ihr ein: er denkt, ich war es. Ja, aus ihren Zeilen mußte er das denken. Und dieſes beruhigte ſie. Ein ſchlechtes Judenmädchen, wird der fremde Herr denken, und dieſes iſt nicht ſo wichtig. Nicht ſo wichtig.

Sie ſaß eine Weile ſtill und faſt erleichtert. Man würde nun nicht auf Conny kommen; niemand dachte es von Conny.

Es wurde dunkler. Rebekka Elkan fröſtelte immer mehr. Es iſt kalt, wie im Herbſt, dachte ſie. Wenn man nach dem langen Tag hinausgeht und nach dem Mond ſieht. Der Mond war nicht am Himmel an dem Vorfrühlingsabend. Der Wind rauſchte in den Bäumen, als wäre er etwas Lebendiges.

Rebekka Elkan nahm ihr Halstuch feſter zuſammen, es war das des Conny, das er ſelbſt getragen. Sie ſtreichelte es unbewußt. Eine bange Mutloſigkeit kroch über ſie, kam langſam und kam immer lähmender.

Wie ſollte ſie wieder heim? Was ſollte ſie ſagen? Man würde ſie fragen, woher ſie das Papier hatte. Sie ſollte dann lügen. Sie konnte das nicht, ſie konnte niemand in die Augen ſehen. Nein, nicht wieder.

Und das Grauen vor den nächſten Stunden, den nächſten Menſchen, den nächſten Tagen erfaßte ſie. Es war kein Entſchluß in ihr. Nur ein dumpfes Warten, als könne etwas kommen, ſie von allem zu befreien.

Aber das kam nicht. Es kam nur die alte Magd. Aus der Ferne, oben an der Böſchung, noch weit weg, ſah Rebekka Elkan ſie auftauchen.

Da wußte ſie, ſie konnte keinem Menſchen mehr in die Augen ſehen, und wußte — wie erlöſt — ſie mußte es auch nicht. Sie ging vor an den Rand der Planke, ſie griff nach dem Korb, hob ihn und bog den Oberkörper vor —

Und der ſchwere Korb mit dem waſſergefüllten Oſtergeſchirr

zog die gleitende Geſtalt der Rebekka Elkan mit ſich hinunter in das dunke Waſſer des Fluſſes.

*

Man hat damals — es ſind noch nicht viele Jahre ſeit dem Sterben von Rebekka Elkan vergangen — ſie noch in derſelben Nacht gefunden. Als Georg Roſenkreutz ihre armen Zeilen las, war ſie ſchon tot.

Und Georg Roſenkreutz brauchte nicht die Beſtätigung über die Flucht des Konrad Reneß, die ihm der wohlgekleidete Herr ſpäter brachte: er wußte aus Rebekka Elkans armen Zeilen von der Not, in die ſie gekommen.

Er honorierte den wohlgekleideten Herrn und brauchte ſeine Dienſte nicht mehr.

Und er ſprach mit den Tanten von dem großen Unglück, daß Rebekka, in dem Willen, den Korb mit dem öſterlichen Geſchirr feſtzuhalten, in den Wellen umgekommen war. Und die Tante Sabine nähte ein Sargenes für Rebekka, die ſo jung war, daß ſie noch keines beſaß.

Georg Roſenkreutz ſchützte Geſchäfte vor, daß er ſeine Wohnung nicht mehr benutzen könne, obwohl ſie ihm noch eine Weile gehörte.

Er ertrug es nicht, noch in dem Hauſe aus und ein zu gehen, wo die arme Rebekka Elkan den großen Kummer zerbrochenen Jugendglücks gelebt.

Aber Georg Roſenkreutz ſtand mit auf dem alten Judenkirchhof von Fürth, als man Rebekka Elkan begrub.

Ganz nahe den uralten, hoch aufgerichteten, zahlloſen, einförmigen Totenſteinen verſchollener Generationen war ein kleiner Platz für Rebekka Elkan. Am Hügel liegt der Kirchhof; man ſieht hinaus ins fränkiſche Wieſenland.

Roſenkreutz hatte die Hände voll Veilchen, und die legte er zu den Schollen. Es entſtand eine kleine Bewegung unter den

Umſtehenden, dann kam ein Mann und nahm die Veilchen weg. Der Mann war höflich, er ging zu Georg Roſenkreutz und flüſterte, ein rechtgläubiger Jude dürfe keine Blumen bekommen im Tode. Da lächelte Roſenkreutz. Aber es war ein bitteres Lächeln, ein verzerrtes Lächeln. Nein, keine Blume hatte an dieſem letzten Weg geſtanden. Man iſt immer ſentimental — Rebekka Elkan hatte ihr ſteiles, ſteinernes Schickſal gehabt — die Schuld eines andern, die armſelige Schuld eines andern ward zum Tragiſchen erhöht durch ein Herz, das ſie auf ſich nahm und ſchweigend ging.

Die kleine Rebekka Elkan war tot. Von einer größeren wußte einer von denen, die hier an ihrem Grabe ſtanden. Von einer größeren, die eine Entzauberung nicht hat überleben mögen.

Die Juden murmelten ihre monotonen Gebete. Der Rabbiner ſprach.

Georg Roſenkreutz fror. Er wußte, noch lange würde er an Rebekka Elkan denken müſſen, die keine Kompromiſſe gemacht hatte, wie wir es alle mit einem bitteren Lächeln lernen, gramvoll lernen. Noch lange würde er an Rebekka Elkan denken müſſen.

Der Mond

Der dunkle Weg unter den Linden und die ſteinerne Maſſe der Parkmauer ſahen aus, wie mit unförmigen Kalkflecken beſpritzt. Frau von Schyra hob ihr Kleid.

„Wer hat den Weg ſo häßlich beſchmutzt?“ ſagte ſie erzürnt, „waren denn Arbeiter hier?“ Eine ſanfte Stimme neben ihr ſagte:

„Es iſt der Mond, liebe Mama, ſein Licht fällt durch die Blätter.“

Da ließ Frau von Schyra ihr Kleid wieder ſinken.

„Wie komiſch,“ ſagte ſie, und ſie ſprach weiter:

„Na, Freddy, erzähle mir einmal ein wenig. Du biſt immer ſo verſchloſſen. Man weiß gar nicht, was dich intereſſiert. Herr Georg Roſenkreutz geht doch nun bald fort. Haſt du nicht Luſt, ins Korps einzutreten? Nun, ſo ſage doch etwas, ſei doch nicht immer ſo ſchlapp. Du bekämeſt Kameraden, du würdeſt ihre Intereſſen teilen. Na, ſo rede doch! Mein Gott, es iſt ja gar nicht zu erleben, bis du eine Antwort gibſt. Du mußt es dir wohl erſt beſchlafen? Ein anderer Junge würde ſich freuen.“

Der blaſſe, junge Manfred hob ſein Geſicht zu der Frau. Roſenkreutz, der hinter den beiden ging, ſah das feine, ein wenig dekadente Profil des Jünglings. Und er erſchrak faſt ein wenig, denn über Manfreds Zügen lag eine Verwirrung, die nicht durch die Ausſicht auf die Uniform erweckt ſein konnte. Ein Licht floß über den ſchmalen, jungen Menſchen, als wäre

er in Wahrheit viel reifer als ſeine Jahre und ſein anſcheinend ſo kindliches Schweigen.

Und Roſenkreutz dachte, was muß es geweſen ſein, das zwei Träumer, den Vater der Adrienne und den Vater des Manfred, ſo übermächtig zu dieſer Frau zog? Der Vater der Adrienne war früh geſtorben, und ſeine Witwe hatte nicht lange gezögert, ſich Herrn von Schyra zu vermählen, der den Manfred mit in die Ehe brachte. Auch Herr von Schyra lag nun ſeit Jahren im Grabe.

Die Träumer ſchliefen den langen Schlaf. Oder ſie waren beieinander als Brüder im Hades, dort, wo keine Leidenſchaft mehr den Sinn verwirrt, und dachten derer, die ſie ſo ſehr geliebt.

Sie dachten der kühlen Geſtalt, die unbeirrt und aufrecht durch das Leben ging, auf deren Geſicht noch die Jugend lag und der Zug des Hochmuts.

Sie hatte die Liebe der ſeligen Toren genommen. Die verbargen ſich im Grabe. Sie aber ging kühl und aufrecht, als hätte ſie nie eine heiße Welle geſtreift, durch das Leben. Und wenn die Tochter an ihrer Seite war, ſo ſchien ſie nur wie ein Standesattribut, nicht die Erinnerung an eine Stunde des Glücks.

„Manfred," ſagte Frau von Schyra plötzlich härter, als ſie vorhin geſprochen, „du biſt nun ſechzehn Jahre. Du mußt Vernunft annehmen. Das Leben iſt kein Spiel. Herr Dr. Roſenkreutz, der ſehr nachſichtig iſt, muß mir doch immmer wieder ſagen, daß deine Fortſchritte nicht ſo ſind, wie ich es von dir erwarte. Befreunde dich alſo jetzt mit dem Gedanken, daß du außer Haus kommſt. Und nun geh und ſuche Adrienne im Park. Du kannſt mir gleich gute Nacht ſagen. Ich habe noch einen Augenblick mit Herrn Dr. Roſenkreutz zu ſprechen."

Manfred küßte die Hand ſeiner Mutter, blieb ratlos einen Augenblick ſtehen, ſchwieg und ging.

Frau von Schyra zuckte die Schultern. Sie waren noch immer in der Lindenallee an der inneren Parkmauer.

„Es iſt ſchrecklich mit dieſem Jungen," ſagte ſie in Ungeduld. Es iſt doch meine Pflicht, daß ich aus meinem Sohne etwas mache. Aber er erſchwert mir dieſe Pflicht zu ſehr. Ich will kein mittelmäßiges Kind."

„Manfred iſt gewiß nicht mittelmäßig," antwortete Georg Roſenkreutz. „Bedenken Sie, gnädigſte Frau, er ſteht in ſchwierigen Jahren."

„Mein Gott, das tat er doch immer. Er war nie ein Kind, nie ein richtiger Junge. Immer ſo duldend, und das iſt mir unerträglich. Mit nichts habe ich es erreicht, daß er ſich mir einmal äußerte wie andere Jungens. Er iſt nie ungehorſam und doch immer in einem ſtummen Widerſpruch. Ich habe ihn oft beſtraft wegen kleiner Kleinlichkeiten, um nur einmal dieſen ſtummen Widerſpruch zu einem tatſächlichen kommen zu ſehen. Es blieb alles umſonſt."

Roſenkreuz ſchwieg. Er dachte, ſo ſollte wohl der Menſch ſein, dem ſie ſich beugen würde: einer, der mit ihr kämpft. Einer, der es lachend aufs Spiel ſetzt, ſie zu verlieren, und der ſie in Härte zwingt, ſich ihm zu ergeben. Und er dachte, daß er ſelbſt bangte, auch nur für einen Augenblick ihre Freundſchaft zu verſcherzen.

„Ich verſtehe dieſe Kinder nicht," fuhr Frau von Schyra fort, auch meine Tochter nicht. Sie träumen immer. Es iſt entſetzlich, ſtets unter Träumenden zu gehen." Sie lächelte.

„Das mögen Sie an mir nicht leiden, Georg Roſenkreutz. Ich weiß. Ich werde vielleicht noch anders. Wir wollen ſehen. Man muß mit mir Geduld haben. Wollen Sie das? Ja, wollen Sie? — Ach, ich bin müde, ich habe heute ſo viel geritten. Ich muß hinauf Sie ſind wohl ſo freundlich und holen Adrienne und Fred herein. Sie werden irgendwo ſitzen und

den Mond anbeten. Gute Nacht — a very good night, Georg Roſenkreutz!"

Sie lächelte. Sie lächelte faſt zärtlich. Sie reichte ihm die Hand. Er fühlte immer Erregung bei dem kühlen Druck. Und es war ihm, als ſtreichelten die Finger der weißen Hand flüchtig über ſeinen Mund, als er ſie küßte.

Georg Roſenkreutz vergaß ſeine Pflichten. Er hörte dem Schritt nach, der ſich langſam in der Allee verlor.

Er dachte an den erſten Abend, den er hierhergekommen.

Etwas Unerklärliches ging von Frau von Schyra aus. Sie war ſehr hochmütig und ſehr kühl. Und doch wurde man von etwas Rätſelhaftem gezwungen, hinter dieſer Kälte eine Seele zu ſuchen.

Und war manches geweſen, nicht in Worte zu faſſen, nicht in Rechte zu formulieren, das gab Georg Roſenkreutz den Gedanken, daß dieſe Frau nicht unbeteiligt geblieben an ihm. Bis dann heute nachmittag das Seltſame geſchehen.

„Ich werde Sie einmal rufen," hatte ſie geſagt, mit halber Stimme in den weiten Raum hinein geſagt. „Antworten Sie mir nicht, ich werde Sie einmal rufen, wenn es Zeit iſt."

Da wußte er, daß er nach einem ſolchen Wort von ihr gebangt hatte.

Da wußte er, daß ihr kaltes Weſen, ihre Härte ihn nur immer gereizt, das Weiche in ihr zu finden. Und wie in einer dumpfen Trauer mußte er dabei doch der beiden Toten denken, der Träumer, die ſie geliebt hatten und die nun ſchon lange den dunklen Schlaf ſchliefen.

Ein Wunſch quälte und zerrte an ihm, ein Wunſch, der noch kaum die Schwelle des Bewußtſeins überſchritten hatte, der noch kein Wollen war. Und er dachte an die toten Träumer, die ſich vielleicht aufgerichtet hatten an dem herriſchen Lebenswillen der kühlen Frau — und daran zerbrochen waren.

Und er fühlte ſich ihnen verwandt.

Georg Roſenkreutz war lange durch den Park gelaufen, ohne Manfred zu finden. Und er wußte, Manfred ging nicht zu Bett, wenn man ihn nicht holte.

So kam Georg Roſenkreutz zurück auf den Platz, wo ihm vor einer Stunde Frau von Schyra gute Nacht geſagt.

Es ſtanden ein paar uralte Eiben, ſie ſchloſſen den Mauerweg ab wie dunkle Tore.

Neben dieſen Eiben machte Roſenkreutz plötzlich ein paar Schritte ſeitwärts, denn er glaubte ein Geräuſch gehört zu haben, vielleicht Manfreds Schritte. Aber es mußte wohl Täuſchung geweſen ſein — totenſtill lag wieder der Park. Totenſtill im weißen Licht des Mondes, der nun höher heraufkam — —

Da ſah Georg Roſenkreutz etwas.

Er ſah einen ſeltſamen, lang hinfallenden Schatten über den Weg. Und dieſer Schatten bewegte ſich auf die Eiben zu.

Georg Roſenkreutz hielt den Atem an — wie in Angſt, ſekundenlang.

Da folgte dem Schatten ein Etwas. Es war nicht ein Menſch und doch wie eine Geſtalt.

Es war Frau von Schyra, engverſchlungen mit einem Fremden — mit einem fremden Mann.

Roſenkreutz regte ſich nicht.

Aber ſeine Augen waren gezwungen, zu ſehen.

Nicht weit von ihm ſtanden die beiden — engumſchlungen — mit den Lippen einander ſuchend. Und er hörte ein Seufzen, das war voll Glück. Sie wandten ſich und gingen wie Taumelnde die Allee wieder hinunter. —

Wandten ſich, verſchwanden.

*

Es kam, daß Georg Roſenkreutz ſich wieder Manfreds erinnerte. Manfred mußte noch im Park ſein. Und es lag nun die Mitternacht nicht fern.

Roſenkreutz ging langſam. Er hatte keine Rechte. O nein. „Ich werde Sie einmal rufen, wenn es Zeit iſt.“ Er hatte gar keine Rechte. Er fühlte nur eine kranke Kälte am Herzen. Und ihm war, als ſei kein Wunſch und keine Sehnſucht mehr in ihm. Und kein Halt und kein Hoffen. Und ein Schmerz, ein faſt körperlicher Schmerz.

So grauſam hell leuchtete dieſe Nacht. —

Georg Roſenkreutz ging mechaniſch weiter durch den Park, bis er an die Pforte kam, die hinaus in das freie Land führte. Und ſeine Augen wurden verwirrt.

Da lag der Rain, da lag die bebuſchte Anhöhe. Und dies alles hatte eine unerklärliche, brandgelbe Farbe — es war wie ein tiefverſonnter Tag und doch von unbegreiflichem Bangen überflutet, als ginge ein andres Geſtirn über die Sonne und machte das Licht krank und unheimlich.

Drüben, auf der Anhöhe der Erdenhebung, ſaß Manfred immer. Roſenkreutz kam näher. Er ſah etwas Dunkles im Graſe.

Und er hörte ein ſtoßweiſes, gequältes Schluchzen. Er beugte ſich über den Jünglingsknaben und ſagte ſanfte Worte:

„Manfred, was iſt? Was beunruhigt dich? Alles wird gut — alles wird gut.“

Er wußte nicht, was denn gut werden ſollte. Aber er klammerte ſich ſelbſt an dieſes Wort, er hörte es, wie von einem andern geſagt: alles wird gut. Und als er ſo im wunderlichen Lichte des Mondes neben dem Knaben ſaß und ſein dunkles, verwirrtes Haar ſtreichelte, fing Manfred Schyra an zu ſprechen.

„Ich weine nicht wegen Mamas Verlobung,“ ſagte er mit einer Stimme, die vor Anſtrengung umſchlug in einen rauhen Ton.

„Was iſt es denn?“ fragte Roſenkreutz nach einer langen Stille.

„Es iſt nur der Mond — und ich dachte, daß die Nacht ſo traurig iſt."

Georg Roſenkreutz fuhr fort, Manfreds weiches Haar zu ſtreicheln. Und er ſagte, ja es ſei eine unheimliche Nacht.

Sein Denken arbeitete plötzlich in ſeltſamer Schnelle. Niemand hatte gewußt, daß Frau von Schyra — — Manfred aber, der hier lag und weinte, hatte wohl auch in dieſer Nacht die beiden im Park geſehen, den ſo gut verheimlichten Mann, von dem auch morgen nicht die Rede ſein würde.

Und der junge Menſch, der nun ſagte, er weine nicht um „Mamas Verlobung", verbarg wohl hinter dem unbeholfenen Worte eine ſcheue Liebe, eine nie geäußerte Liebe, in die nun das Quälen der Eiferſucht fiel.

Georg Roſenkreutz ſchwieg. Was ſollten ſie beide wohl einander ſagen? Was ſollten die Hilfloſen einander ſagen, denen dieſe Nacht das Herz zuſammenpreßte? So blieben ſie ſtumm nebeneinander in dem ſeltſamen Licht des Mondes, das ſo brandhell über der Halde ſtand.

Endlich dachte Roſenkreutz: ich bin ein Mann und er iſt ein Kind. Ich habe nichts Wirkliches verloren und ihm iſt ſeine Mutter eine fremde Frau geworden in dieſer Nacht.

Und er ſagte, in dem Gedanken, es würde Manfred wohltun, man dächte, ſein Kummer gälte dem toten Vater, den man nun vergaß:

„Du ſollſt nicht ſo traurig ſein, Manfred. Man denkt oft an Tote in ſolchen Nächten. Aber wer tot iſt, hat ſein Leben gelebt. Er hat vollendet. Er hat den Kreis ſeiner Möglichkeiten, ſeiner Leiden und ſeines Glückes durchlaufen.

„Du biſt jung, du mußt erſt die Kraft deines Lebens meſſen. Und das iſt ein ſtolzes Tun. Ob es ſchwer iſt, ob es uns oft zerbrechen will, es bleibt ein ſtolzes Tun, die Kraft der Jugend an den Geſchehniſſen des Lebens zu meſſen und ſie zu überwinden.

„Ich möchte dein Freund ſein, Manfred. Ich will mit deiner Mutter ſprechen — ich glaube nicht, daß ſie etwas dagegen hat, wenn du mit mir in meine Heimat gehſt, dort kannſt du auch lernen.“

Da ſtand Manfred von Schyra auf und gab Georg Roſenkreutz ſtumm die Hand. Mit der andern ſchützte er ſeine verweinten Augen.

*

Georg Roſenkreutz war in ſeinem Zimmer. Es lag im Rückgebäude des Schloſſes, in einem Halbſtockwerk auf einem Nebenkorridor, der vom Podeſt der beiden großen Treppen ſeitwärts ging. Nebenan lagen Manfreds Räume und ein gemeinſames Arbeitszimmer. Roſenkreutz hatte ſich dieſes Gelaß ausgewählt, denn es gab ihm den Eindruck einer Mönchszelle, woran er Gefallen fand.

Die Wände waren weißgetüncht, auch die ſchweren, in der ſimplen Anmut der frühen Gotik zubehauenen Deckenbalken. Die Möbel ſchienen faſt ſchwarz vor Alter, ſteile, kühle, gotiſche Möbel, die hart und hoch als Geſtühl und Schränke an den Wänden aufgetragen. Das Bett war ein breites, niedriges Lager, ein Kaſten mit einem horizontalen Himmel von Holz.

Roſenkreutz dachte mit einem flüchtigen Blick in die Ecke, daß in ähnlicher Form jetzt in den Krematorien der Baldachin über der Sargverſenkung ſteht.

Das Mondlicht fiel durch die Fenſter. Und da Roſenkreutz nicht erwartete, ſchlafen zu können, trat er in eine der tiefen Fenſterniſchen. Man ſah hinaus auf den Hofraum. Ein ummauerter Ziehbrunnnen ſtand in ſeiner Mitte. Es war nun nach Mitternacht. Und draußen lag die blendende Helle des Mondes, als wolle in dieſe Nacht keine Ruhe kommen. Der Holzwurm tickte in den uralten Möbeln, als fielen Waſſertropfen in un-

erbittlicher Regelmäßigkeit — als verrönne langſam, langſam ein Denken oder ein Leben.

Sonſt war es ganz ſtill. Und Georg Roſenkreutz blieb mit wachen Sinnen in der großen Stille, in die nur das Ticken des Holzwurmes klang.

Da hörte er ganz deutlich, daß die Türe ging. Nicht die Türe, die zu Manfreds Wohnung führte, die Türe vom Korridor her.

Georg Roſenkreutz wandte ſich. Es war ihm nichts mehr verwunderlich. Nein, es war ihm auch dies nicht verwunderlich, daß Frau von Schyras junge Tochter Adrienne in einem leichten weißen Gewand zur Nachmitternachtszeit bei ihm eintrat.

Aber als er ihr in mechaniſcher Höflichkeit ein paar Schritte entgegentrat, erſchrak er doch. Denn das Geſicht des jungen Mädchens war ſeltſam anders, als er es am Tage kannte. Es trug die Spuren von Leid und noch etwas, das er ſich nicht gleich erklären konnte. Sie ſchien ihn nicht zu bemerken. Sie ging gegen das linke Fenſter hin und ſetzte ſich dort in eines der alten, aufrechten Geſtühle. Dann ſtreckte ſie langſam die ſehr ſchlanken Hände aus — hinein in einen Streifen Mondlicht, das durch die Scheiben kam.

Da fühlte Georg Roſenkreutz, ſie war dem Mond nachgegangen. Dem Mond, der ſo ſchön und ſchrecklich über dieſer Nacht ſtand. Dem Mond, der in dieſer ſchönen und ſchrecklichen Nacht das Verborgenſte aus ſeinen Tiefen rief.

Und ſie, die hier bei ihm ſaß, wandelte dem Lichte des Mondes nach, als ſei es eine Rückkehr ins Unbewußte, daraus ſie gekommen.

Georg Roſenkreutz ſtand an die Mauerecke der Fenſterniſche gelehnt und ſah auf das weiße Geſicht, das ihm zugekehrt war und doch keinen Blick für ihn hatte. Denn der Blick ihrer Augen war wie leer und nichtswiſſend.

Roſenkreutz überlegte nicht, was er tun ſollte. Er war ohne viel Denken.

Ihn ergriff dieſes blaſſe, weiße Geſicht, das dem der Mutter ſo ſehr ähnelte, ſo ſehr ähnelte und doch ganz anders war.

Denn von dieſen ſchlafenden Zügen war alles genommen, was der Tag und der Gedanke auf ein Geſicht legt. Es hatte die ſchönen Formen der Mutter und etwas Entrücktes — etwas wie ein Vertrauen, ein kindlich-göttliches Vertrauen auf Güte, oder eine Rückkehr ins Unbewußte, daraus wir gekommen.

Und er erkannte, was er in der Frau, die ſeine Qual nicht nur in dieſer Nacht geworden, geſucht hatte, das war bei der kindhaften Tochter.

Was die Mutter vielleicht nur als eine Möglichkeit beſeſſen, was ihr nie Lebensgut geworden oder was ſie vergeudet und verſpielt hatte, das lag hier noch in einem reinen Werden.

Er wußte nicht, wie lange er ſo geſtanden, von dieſem Anblick und dieſem Erkennen erſchüttert.

Da ſah er, daß Adrienne ſich langſam erhob. Mit ſeltſam zarten und doch ſicheren Schritten ging ſie bis in die Mitte des alten Raumes.

Und, ihm nun näher, machte ſie eine Gebärde. Oh, ſie tat faſt nichts — ſie hob nur in einer ſtillen Anmut die Arme. Das aber war, als grüßten in ſeine dumpfen Wirrniſſe hinein die Verheißungen einer neuen Jugend.

Er wurde benommen — verwirrt. Er hörte die Türe klappen — er ſtand ſelbſt unter der Türe und ſah, wie die weiße Geſtalt über die Treppe ging, dem Raum zu, wo ſie wohnte.

*

Noch immer lag draußen auf dem Hof das Licht des Mondes. Aber es war nun kränklich und blaß und im Erſterben.

Und Georg Roſenkreutz fühlte ein ſonderbares neues Wiſſen, als gäbe es wieder eine Zukunft.

Sterben und Werden in einer Nacht — im Lichte einer Nacht, das war wie ein Brand geweſen und lag nun wie ein weißes Leuchten. — Und ſo verdämmerte die letzte Helle des Mondes und ein ferner, andrer Schein färbte ſchon den Himmel.

Dann klang aus dem Dorf herüber durch die kühle, bewegte, lebendige Luft der Morgendämmerung das Läuten der Glocken zum Erwachen und zum Gebet.

Wie ein Weinen klang der Ton, verzagt, quälend faſt, und doch wieder wie ein Erinnern an frohe Zeit im heimatlichen Lande.

Der neue Tag, dachte Georg Roſenkreutz, der neue Tag, der das Geſtern tötet.

Aus blauer Vergeſſenheit

Mein lieber Manfred!

Aus vielem, was wir geſprochen und geſchwiegen haben, weiß ich, daß Du jetzt nicht in einem inneren Gleichgewicht lebſt. Du biſt kein Kind mehr — und doch noch keiner, der ſich zurechtfindet in all den verwirrenden Dingen des Lebens. Ich will Dir eine Geſchichte erzählen aus den Tagen, da ich jung war, wie Du. Ich will Dir von einem Erlebnis erzählen, das damals, als es über mich kam, mein Herz nicht begriff. Dir aber kann es vielleicht gerade in Deiner Gegenwart etwas helfen.

Du haſt von Bayreuth gehört als der Stadt Richard Wagners. Ich habe in dieſer Stadt das letzte Jahr das Gymnaſium beſucht, und in mancher ſtillen Stunde das Andenken der alten Markgrafen und Markgräfinnen gefeiert, deren Gedächtnis faſt nur in den Werken ihres Geſchmacks und ſeiner Baukünſtler fortlebt.

In dieſe ſtille, halbverſchollene Welt hinein kam zu mir ein Stück lebendigen Lebens. Ich habe ſpäter, was mir begegnete, aufgeſchrieben, und ich ſchicke Dir die alten Blätter, aus denen Du vielleicht manches leſen magſt, was ich Dir lieber in dieſer Form ſage als mündlich.

Ich weiß noch, daß es ein Sonnabend war, als ich dem Manne zuerſt begegnete. Dennoch war ich mit den Aufgaben für den Montagsunterricht am ſpäten Nachmittag fertig und wollte noch einen kleinen Spaziergang machen.

Ich ging durch die breiten und menſchenleeren Straßen von Bayreuth. Es liegt ein Vergangenheitsreiz über dieſer Stadt, dem ich mich nicht entziehen konnte.

Der Abend war hell, und der Himmel hatte jene lichte Farbe, die immer zarter und durchſichtiger wird, je näher die Dämmerung kommt. Ich ging am Standbild Jean Pauls vorüber und weiter die Straße hinunter.

Da ſah ich ein enges Gäßchen, in dem ich noch nie geweſen war Ich dachte plötzlich, hier könnte man vielleicht irgendeine Entdeckung machen. Welcher Art die ſein ſollte, wurde mir allerdings nicht klar, aber ich ſchlug den Weg ein.

Und wirklich, nach vielleicht hundert Schritten befand ich mich in einer Stadtgegend, die ich trotz eines faſt halbjährigen Aufenthaltes in Bayreuth noch nicht betreten hatte. Von der Hofgartenſeite her verdecken die Straße die alten Bäume. Jenſeits ſchließen ſich die Mauern des markgräflichen Reithauſes an. Dazwiſchen eingeſchaltet aber liegt etwa ein halbes Dutzend langgeſtreckter Häuſer, im Manſardſchen Geſchmack gebaut. Sie haben alle Vorgärten, die von Mauern oder doch von Bretterzäunen eingeſchloſſen ſind, und die ein Holzpförtchen der Außenwelt öffnet. „Jean-Paul-Straße" las ich an einem Haus. Ich erinnere mich nicht genau, ob Jean Paul da gewohnt haben ſoll. Deshalb trat ich an die einzelnen Gebäude ſo weit als möglich heran, um eine etwaige Gedenktafel zu ſuchen.

Da ſah ich, daß die Tür einer Gartenmauer offenſtand. Ich ging darauf zu und blickte in einen verſchnittenen Buchengang, der auf die Front des Hauſes zuführte.

Von einer ſonderbaren Neugier getrieben, trat ich in den Garten. Er war größer, als ich gedacht hatte, und gleich neben der Mauer lief ein zweiter Weg ſeitwärts. Ich verfolgte ihn — und kam nach vielleicht hundert Schritten zu einem rechteckigen, vom Regen faſt glattgeſchliffenen Stein, auf dem eine flache, grie-

chiſche Vaſe ſtand, die auch ein Kohlenbecken vorſtellen konnte. Das Ganze ſchien, wenn auch keine Nachahmung, ſo doch ſehr alten Urſprungs zu ſein.

Was für ein braver Bayreuther Bürger mochte den Stein in ſeinem Garten haben? Aber nein, die Anlage ſchien mit Bedacht erhalten. Im Umkreis ſtanden Zypreſſen. Sie waren nicht ſehr hoch, halfen aber doch den ſchmerzlichen Eindruck des Gartenwinkels verſtärken. Und da dieſe Bäume in dem rauhen Klima des fränkiſchen „Oberlandes" nur ſchwer fortkommen, bewies ihr Vorhandenſein, daß ſich der Beſitzer um die Erhaltung bemühen mußte.

Ich nahm das Bild mit einem mir faſt unerklärlichem Wohlgefallen in mich auf.

Wie ich ſo ſtand, fühlte ich plötzlich eine Hand auf meinem Arm. Ich wandte mich und ſah in ein männliches Geſicht unbeſtimmbaren Alters. Der Herr, welcher vor mir ſtand, trug einen langen Reitrock, einen Ulſter, wie ich in der Stadt noch keinen geſehen, auf dem Kopfe hatte er eine grüne Schottenmütze.

„Wollen Sie mich beſuchen?" fragte eine ruhige Stimme.

Ich nahm den Hut ab und brachte eine etwas verworrene Entſchuldigung vor.

Der Herr ſchien mich aber nicht zu verſtehen. „Bitte, kommen Sie mit herein," ſagte er und wandte ſich dem Hauſe zu.

Ich zögerte. Die Unbehilflichkeit meiner achtzehn Jahre fand aber keinen Ausweg, und ſo ging ich hinter dem fremden Manne in das Haus.

Er durchſchritt einen niedrigen, aber geräumigen Vorſaal und ſchloß dann eine Tür auf. „Bitte, hier hinein!"

Ich trat in ein Zimmer, deſſen Ausſtattung mich frappierte, trotzdem ein Halbdämmern ſchon alles unklar machte. Die ganzen Wände dieſes Raumes waren von der Decke bis zur Diele mit Paſtellporträts in allen Größen behängt. Kein Möbel war

an die Wand gerückt, ſondern alles ſtand in der Mitte. „Setzen Sie ſich, junger Mann," ſagte der Herr im Ulſter. „Wer hat Sie denn an mich empfohlen?"

Es ſchien mir unmöglich, jetzt zu ſagen: ich bin ein neugieriges Büblein, das ſich in Ihrem Garten verlaufen hat. Eine plötzliche Sucht, mich durch irgendein Wort zu retten, erfaßte mich, und ſo antwortete ich in dem erhebenden Bewußtſein, etwas „Geiſtreiches", wenn auch Geborgtes zu ſagen, das Wort von Voltaire: „Seine Majeſtät der Zufall."

Mein unbekannter Gaſtfreund ſah mich einen Augenblick lang ſcharf an. Dann ſagte er: „Ich bin kein Freund von Voltaire. Aber er war ein Genie. Die Einführung iſt alſo akzeptiert."

Ich wußte nichts zu erwidern, ſo ſagte ich, diesmal mit mehr Feſtigkeit als draußen im Garten: „Ich bitte zu entſchuldigen, daß ich hier eindrang, und empfehle mich."

Aber der Herr im Ulſter ſtellte ſich zwiſchen mich und die Tür. „Ja, glauben Sie denn, ich laſſe jemand wieder aus meinem Hauſe, ohne ihn zu kennen? Junger Herr, dieſen Abend werden Sie ſchon an meinem Tiſche bleiben müſſen."

Ich zögerte mit einer Antwort. Die Sache ſchien mir bald ein Abenteuer.

„Werden Sie zu Hauſe erwartet?"

Das mußte ich verneinen. Die alte Frau, bei der ich wohnte, hatte heute ihren Whiſttag in einem anderen Hauſe. Und den Hausſchlüſſel beſaß ich auch.

„Gut. So bleiben Sie. Ich heiße wie mein Rock — Ulſter."

Da öffnete ſich die Tür, ein junges Mädchen trat ein und ſtellte eine Lampe auf den Tiſch. „Meine Tochter!" ſagte Herr Ulſter, und ich machte eine Tanzſtundenverbeugung. Das junge Mädchen war von einer ſeltſamen Lieblichkeit. Ja, ſo ſchön war ſie, daß ich faſt erſchrak.

Und ich begriff nicht — wir Oberklaſſer rühmten uns doch,

alle Mädchen von Bayreuth zu kennen, aber von ihr hatte noch keiner geſprochen. Vielleicht lebte ſie aber noch nicht lange hier. Ehe ich aber etwas ſprechen konnte, hatte ſie das Zimmer wieder verlaſſen.

„Wir ſind noch nicht lange in dieſer Stadt," ſagte da mein Gaſtfreund, als hätte er meine Gedanken erraten. „Ich habe zwar das Haus ſchon vor zehn Jahren gekauft, aber meine Tochter brauchte andere Erzieher, als ſie hier zu finden wären."

Ich hatte unterdeſſen die mir gebotene Zigarre angebrannt; während des Rauchens fühlte ich mich ſtets männlicher und ſicherer.

„Wenn ich nicht irre, ſind Sie Ausländer. Darf ich fragen, Herr Ulſter, was Sie gerade nach Deutſchland zog und noch dazu in eine fränkiſche Provinz?"

„Sie fragen das? Nun — Wagner."

Ich lächelte und antwortete im Tone eines gewandten jungen Mannes: „Selbſtverſtändlich Wagner. Aber da kommt man doch nur für die Spielzeit. Im übrigen iſt es ja hier doch ſehr einſam."

Nun lächelte auch Herr Ulſter. „Zu Ihnen muß man wirklich ganz aufrichtig ſein. Mein anderer Grund iſt der: ich liebe die Illuſſion, daß dieſes deutſche Volk vor andern Völkern befähigt iſt, Genies des Herzens hervorzubringen. Denken Sie nur an Ihre großen Dichter. Sie aber lebten und leben ſelten in Weltſtädten."

Dieſe Worte erfreuten mich und ich ſagte einfach: „Sie denken an Schiller, nicht wahr?" Herr Ulſter lächelte: „Sie gefallen mir, wenn Sie Schiller lieben. Aber ich glaube, es iſt Abendbrotzeit." Er ging zur Tür und rief: „Edda, können wir nicht bald zu Tiſch kommen?"

Ich fand den wunderlichen Namen ſchön. Vielleicht, weil das liebliche Mädchen ihn trug — vielleicht —, weil ich an allen meinen Bekannten Alltagsnamen gewohnt war.

Ein paar Minuten ſpäter ſaß ich mit den Bewohnern des Hauſes um einen ſchön gedeckten Tiſch. Ein Diener beſorgte die Aufwartung. Ich war nicht mehr „geiſtreich" während des Eſſens. Ich ließ die anderen reden und ſah das ſchöne Mädchen an. Ich wußte nicht, was ſie ſo lieblich machte. War es nur die fremdartige Grazie, die mich betörte, oder etwas anderes, Unbeſtimmbares? —

Auch in dieſem Raume hing eine Menge von Paſtellbildern, Lauter Blumenſtücke. Mir gegenüber war, von der Lampe belichtet, ein Bild mit blauen Hyazinthen.

Herr Ulſter hatte ein Buch genommen und las daraus vor. Es war Heinrich von Ofterdingen des Novalis. Der fremde Herr las, wie ich noch nie leſen gehört hatte. Er wußte mit ſeiner Stimme zu geſtalten. Er fand den leiſen, verhaltenen Unterton der ſehnſuchtsvollen Erwartung auszudrücken, die in dem Werke dieſes Genies der Seele liegt. Und mir war es plötzlich, als fühlte ich den Duft der blauen Hyazinthe, die mir gegenüber an der Wand hing. Ich wurde verwirrt; das mußte doch eine Täuſchung ſein. Keine lebende Blume ſtand in dem Zimmer. Oder ſollte der ſtarke, ſüße Wohlgeruch von ihr ausgehen, die der Mann „Edda" nannte? Da ſah ich, daß das Mädchen nicht mehr bei uns ſaß.

Herr Ulſter legte ſein Buch nieder. „Lieber Herr, nun werden Sie wohl nach Hauſe müſſen?"

Verlegen und haſtig ſtand ich auf. „Ich danke ſo ſehr für den Abend."

Herr Ulſter antwortete: „Wenn Sie gern bei uns geweſen ſind, ſo kommen Sie doch öfter wieder. Wann haben Sie Zeit?"

„Morgen!" Ich erſchrak über meine Aufdringlichkeit.

„Gut, alſo morgen. Kommen Sie nur dann ein wenig früher. Sie müſſen mir doch von ſich ſelbſt auch erzählen."

Ich ging durch den Garten — an dem Opferſtein vorüber.

Und ich blieb ſtehen und ſah auf das Haus zurück. Ja — im Obergeſchoß war Licht. Ein Schatten bewegte ſich. Ich wandte mich und meine Wangen wurden heiß.

Als ich zu Hauſe war in meiner kleinen Stube, glaubte ich geträumt zu haben. Würde es mir nicht morgen gehen wie dem jungen Goethe, der das Gartenpförtchen nicht mehr finden konnte, hinter dem ſo wunderſam Schönes lag? Aber nein — ich war doch kein Phantaſt und kein Nachtwandler, der Erſcheinungen ſah. Wie dumm von mir, dachte ich, daß ich ein ſo ſchönes Buch wie den Ofterdingen nicht kannte. Und ich ſehnte mich plötzlich, ein Dichter zu ſein — ein Dichter, der die Welt erobern konnte und Taten des Geiſtes vollbringen, hinter denen jenes Geſchehnis der Wirklichkeit nur eine blaſſe Formel war. Während dieſer hochfliegenden Gedanken aber hatte ich etwas getan, was mich tief beſchämte: ich hatte, ohne es nur zu merken, die bereitſtehenden Butterbrote aufgegeſſen.

*

Der nächſte Morgen verging mir langſam. Erſt war ich genötigt geweſen, die Predigt eines Konſiſtorialrates zu hören. Dann ging ich gewohnheitsmäßig mit meinen „Kommilitonen" zur Parademuſik auf den Schloßhof und mußte einige Aufforderungen für den Nachmittag mit Ausflüchten ablehnen.

Denn es war mir unmöglich, zu ihnen von dem Hauſe in der Jean-Paul-Straße zu ſprechen.

Es war noch früh, als ich fortging.

Eigentlich wollte ich erſt einen Spaziergang machen. Aber ehe ich mich beſinnen konnte, wohin, war ich ſchon in der Jean-Paul-Straße. Und wirklich, das Haus, das Gartenpförtchen, ſtanden auf demſelben Fleck wie geſtern. Die Gaſſe hinunter wollte ich doch noch gehen. Ich hatte kaum zehn Schritte gemacht, als ich dieſes Unternehmen bereute. Ein Mitſchüler kam mir entgegen — noch dazu der unbeliebteſte unſerer Klaſſe. Er

war der Sohn einer Exzellenz an der Univerſität Heidelberg und betrachtete Bayreuth als ein Exil. Wir grüßten uns flüchtig — aber ohne ein paar Worte zu wechſeln, gingen doch Oberkläſſer nicht aneinander vorüber.

„Tag," ſagte er, „auf Abenteuer aus?"

„Nein, ich bin eingeladen."

„So, ſo. Viel Vergnügen."

„Ebenfalls. Tag."

Ich ging die Gaſſe hinauf — er hinunter. Ich mochte nicht vor ſeinen Augen eintreten, das Haus war mir plötzlich ein Geheimnis. Als ich zurückkehrte, traf ich Gent auf derſelben Stelle wie vorher. Er war ebenfalls nur zurückgegangen.

„Na, du warteſt wohl noch auf die Einladung?"

„Und du auf dein Rendezvous?"

„Nein, ich bin da bei Ulſters?"

„Ich auch."

„Donnerwetter, bei Ulſters."

„Gewiß," ſagte ich verwundert.

„Ja, wie kommſt du daher? Das iſt ja ein verteufeltes Glück. Ich bin nämlich durch meinen Vater empfohlen worden, ſie nehmen ſonſt gar nicht Beſuch an."

„Ich war ſchon geſtern da."

„In der Tat?"

Mein Mitſchüler ſchien mich plötzlich mit ganz anderen Augen anzuſehen.

„Verzeih, ich weiß, ich bin nicht nett in der Klaſſe. Ich habe erſt Anſchluß verſucht — gefiel mir aber nicht. Sie ſind alle gar zu einfach. Aber ich glaube, wir beide werden vielleicht zueinander paſſen."

„Was tuſt du dort bei Ulſters?" fragte ich.

„Ich muſiziere mit der Tochter. Sie iſt außerordentlich begabt. Zur Not komme ich noch mit. Ich liebe dieſes Haus."

Gent war ſchon über zwanzig Jahre alt. Er hatte, obwohl er glänzend begabt war, die Studien über der Muſik vernachläſigt. Vielleicht kam ſein Zorn auf Bayreuth daher, weil er noch mit viel unreiferen Jungen auf der Schulbank ſitzen mußte.

Wir waren während des Geſpräches ein Stück nach dem Hofgarten gegangen. Nun kehrten wir um, denn es war wohl Zeit.

„Wenn mich mein alter Herr wenigſtens voriges Jahr hierher geſchickt hätte," ſagte Gent. „Da war Siegfried Wagner noch auf der Klaſſe. Ich kenne ihn leider nicht, aber das muß ein beneidenswerter Menſch ſein. Und wie er zu Hauſe geliebt wird —"

„Kommſt du denn zu Wagners?"

„Gewiß. Ich habe ſchon oft im Wahnfried geſpielt."

Wir hatten den Garten erreicht.

Gent verabſchiedete ſich im Hausflur. „Wir ſehen uns beim Abendbrot, ich übe mit Fräulein Ulſter —" Und er ſprang leichtfüßig die Treppe hinauf.

Ich aber klopfte an die Tür des Paſtellzimmers und trat auf ein „Herein" näher.

„Ah, da ſind Sie ja. Willkommen!" rief Herr Ulſter. Er ſaß an einem eigentümlich geformten, drehbaren Aktenſchrank, der jedoch mit Büchern belegt war, die er ordnete. „Wie iſt es Ihnen ſeit geſtern ergangen?"

„Ich habe nichts Erzählenswertes erlebt."

„Ja, ja. Sie ſind ſo jung. Sie haben noch Zeit. Was werden Sie denn ſpäter ſtudieren?"

„Ich werde jedenfalls ein Studium nehmen müſſen, das nicht zu langwierig iſt. Wenn ich aber tun könnte, was ich wollte, ginge ich erſt ein paar Jahre auf Reiſen, und dann ſtudierte ich die alten Geheimwiſſenſchaften. Natürlich nicht als Adept, ſondern als Pſychologe."

Herr Ulſter lächelte. „Da kann ich Ihnen vielleicht einmal

behilflich ſein. Ich habe eine ſehr intereſſante Bibliothek darüber. Doch laſſen Sie das, bis Sie wirklich Student ſind. Hier kann ich Ihnen aber etwas zeigen. Kommen Sie." Er führte mich an die Nordwand des Zimmers. „Sehen Sie, das ſind lauter Porträts berühmter Geiſterſeher. Eine merkwürdige Sammlung, nicht wahr? Mein Vater iſt mit Lord Lytton befreundet geweſen — Sie wiſſen ja aus Zanoni, welche Vorliebe Bulwer für die Geheimwiſſenſchaften hatte —, und da verſchafften ſich die beiden Herren dieſe Bilder. Bulwer beſaß die Originale, mein Vater hat ſie alle in Paſtell kopiert."

Wir ſprachen noch länger über das Thema, auch über die vielen Bilder im Hauſe. Nach allem, was Herr Ulſter von ſeinen Familienbeziehungen durchblicken ließ nahm ich an, daß er ein zweiter Sohn irgendeiner Lordſchaft ſein mußte. Wir hörten in das Geſpräch hinein von oben die gedämpften Töne einer ernſten Muſik.

„Sie ſind mit dem jungen Gent gekommen," ſagte Ulſter. „Laſſen Sie uns einmal hinaufgehen. Sie lieben doch gewiß gute Muſik."

Ich folgte Herrn Ulſter durch das Haus. Es hatte helle, breite Gänge, und oben waren die Räume licht und zierlich. Wir blieben in dem an das Muſikzimmer angrenzenden Gelaß und hörten dem Spiele zu. Die Künſtler hatten eine Beethovenſche Sonate vor, und es klang vortrefflich zuſammen. Nachdem das Allegro aus war, gab es ſich, daß ich mit dem jungen Fräulein allein im Zimmer blieb.

„Vielleicht finden Sie hier etwas, das Sie unterhält. Papa macht immer vor Tiſch mit Herrn von Gent theoretiſche Wagnerſtudien."

Ich fand das reizend von den beiden. Und ich ſagte ſchüchtern: „Wenn Sie mir erlauben, hier zu bleiben, brauche ich keine andere Unterhaltung."

Sie lächelte nur. Sie ſaß mir gegenüber auf einem kleinen Rokokoſtühlchen — ich aber wußte nichts zu ſprechen.

Da ſtand ſie nach einer Weile auf und ging mit ihren ein wenig tanzenden Schritten zum Fenſter. „Sehen Sie doch einmal hier hinaus. Da kann man ſo ſchön den alten Schloßpark überblicken."

Ich trat neben ſie.

„Papa hat ein paar Bäume fällen laſſen, nun ſieht man gerade in die Allee hinein."

Und wirklich, da lag der Hofgarten, der grüne Garten mit den grauen Götterbildern, deren Mangel an Naſen und anderen vorſpringenden Formen man von hier aus nicht bemerkte.

„Oh, ſo ſchön iſt das!" ſagte ich.

„Nicht wahr? Überhaupt haben wir ſo ein hübſches Haus. Ich habe es ja nicht gemacht, ſo darf ich es ſchon bewundern. Kommen Sie, ich will Ihnen auch den Feſtſaal zeigen."

Wir überſchritten den Flur und kamen in ein weites Zimmer, das einen wundervoll gearbeiteten Plafond hatte. An den Wänden ſtanden vergoldete Stühle mit blauſeidenen Bezügen und in der Ecke war eine kleine Tribüne für das Orcheſter.

„Hier ſollte man tanzen," ſagte Edda. „Oh, ich will Papa bitten, daß er einmal einen Ball gibt! Oder man könnte Theater ſpielen."

Edda hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, ich ſtand in der Mitte des Saales. Und wie ich ſie ſo ſah in ihrer lächelnden Lieblichkeit, da nahm ich meinen ganzen Mut zuſammen. Ich ging vorwärts, blieb ſtehen, machte eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Gnädiges Fräulein, haben Sie die Tour noch frei?"

Sie lachte hell auf und gab mir die Hand. Und wir tanzten und tanzten durch den prächtigen, leeren Feſtſaal.

Ich hatte nie viel Verkehr gehabt. Meine Eltern lebten nicht mehr. Unter meinen „Kommilitonen" beſaß ich viele Kameraden, aber keinen Freund. Der Familienverkehr in der Stadt war dürftiger Natur: Teeabende bei verſchiedenen Witwen und dergleichen.

Seit ſich mir das ſeltſame Haus in der Jean-Paul-Straße geöffnet hatte, wandte ich aller anderen Geſelligkeit ſtolz den Rücken. Nicht einmal den „Abendbummel" der Primaner machte ich mehr mit — was intereſſierten mich ihre Liebſchaften.

Ich kam ſehr freien Herzens in das Haus hinter den Zypreſſen. Erſt war ich noch ein wenig zaghaft: ich meinte, es täte meinem Preſtige einen Abbruch, wenn ich immer ſo pünktlich auf die Stunde mich einſtellte. Dann ging ich vorher durch die toten Gaſſen der alten Stadt — hinaus nach dem Brandenburger, wo ſo viele verlaſſene markgräfliche Häuſer ſtehen, die von Vergangenheiten reden. Und ich dachte, es wäre ſchön, wenn der alte Markgrafenglanz hier in ſtiller Verlaſſenheit läge — wie droben in den fränkiſchen Wäldern die Ruinen Sanſparcils. Ich dachte, nichts ſollte ſonſt noch hier ſein als das Haus hinter den Zypreſſen. Und mit dieſem Gedanken verflog meine ſelbſtquäleriſche Enthaltſamkeit, und ich kam nie ſpäter dort an, als man ſchicklicherweiſe kommen kann, wenn man zum Abend geladen iſt. Ich gab mich dem ſeltſamen und tiefen Zauber des Hauſes hin.

Es folgten viele ſolcher glücklichen Sonnabende und Sonntage. Gent und ich waren ſelbſtſüchtig. Wir hüteten uns, einen Kameraden einzuführen, was Herr Jakob Ulſter uns erlaubt hatte. Gent muſizierte mit Edda, und ich ſaß manche ſtille, ſchöne Stunde mit ihr im Garten.

Ich war ſo viel ſchwerfälliger als ſie. Ihre leichte Fröhlichkeit beglückte mich. Aber ſie konnte auch nachdenkliche Geſpräche führen, und lange redeten wir von Heinrich von Oſterdingen

und anderen Büchern. Sie liebte es auch, ſelbſt den Garten zu pflegen und zu bepflanzen. Ich half ihr dabei, und ich glaube, wir haben viel Unheil unter den Blumen angerichtet, denn ich wenigſtens hatte mehr guten Willen als Talent zur Gärtnerei.

Oh, es waren Sommertage voll Schönheit und Jugend! Ich war gedankenlos wie nie in meinem Leben. Ich ſah nur, daß alles um mich lächelte — ich ſah, daß die Erde ſo ſchön war und die Gegenwart voll Licht und Glanz. Und ich ſah ſie mit den lieblichen Augen, in denen ich ein Verſtehen las, das mir teurer ſchien, als alles, was ich bisher gekannt. Verging die Zeit? Ich wußte es nicht. Waren erſt drei Wochen vergangen, ſeit ich ſie kannte? Ich dachte nicht daran. Nein, vorher da war ja nichts geweſen.

Und wenn draußen der Tag erblaßte und die Nacht das letzte Licht verzehrte, dann kam Edda mit leiſen, zarten Schritten und ſtellte die Lampe auf den Mitteltiſch in dem Paſtellzimmer.

Jakob Ulſter las uns vor. Er las uns Goethes „Taſſo" und Rouſſeaus „Heloiſe", er las uns „Romeo und Julia" und die der Beatrice geweihten Stanzen des Dante und Clemens Brentanos unſterbliches Gedicht: „Einſam will ich untergehn".

Draußen im Garten blühten die Roſen — und mir ſo nahe, daß ich wähnte, ihren Atem zu hören, der die ſchmale Bruſt hob und ſenkte, ſaß ſie. Und mir erbebte das Herz. So ſchön war alles, was in dieſem Hauſe geſchah. So ſchön war alles, was wir hörten.

Und einmal las Jakob Ulſter ein Gedicht von Frederic Miſtral: „Das Lied vom König René". Und da kam eine Stelle, die heißt:

Er hat ſie genommen ſo jung — ſo jung,
Sie wußte ſich kaum noch zu gürten.

Ich vergaß die Menſchen um uns — ich mußte Edda anſehen.

Unſere Augen trafen ſich, und ſie ſenkte errötend ihr junges Geſicht.

*

Es war natürlich, daß ich nun Gent auch öfter ſah. Wir gingen manchmal nach dem Unterricht ſpazieren. Und was mir ſo ſehr an ihm gefiel: er machte nie eine unzarte Bemerkung über meine Gefühle, die er doch wohl erraten konnte. Mit ihr ſelbſt verkehrte er wie ein ſehr höflicher Verwandter. Nie erlaubte er ſich trotz ſeiner bevorzugten Stellung im Hauſe die kleinſte Freiheit. Im Gegenteil, faſt ein wenig zu ernſt ſchien er ihr gegenüber.

Eines Tages waren wir zu einer Wagenfahrt eingeladen. Wir fuhren in einen kleinen Ort im weiteren Umkreis von Bayreuth. Dort werden in einem Bache Perlen gefiſcht. Wir fanden zwar nichts, aber der Sommertag war hell und rein. Und als wir heimfuhren, ſtand der Mond über den Höhen des Fichtelgebirges. Wir hörten in die Nacht hinaus, ob nicht das „Poſthorn im ſtillen Land" erklänge — —

Ich weiß nicht, ob es ſchon in dieſen Blättern ſteht: ich liebte Edda. So von ganzer Seele liebte ich ſie, und ich glaube nicht, daß irgendein Held, von dem wir laſen, heißer und ſehnſüchtiger geliebt haben könne als ich.

Und ich wußte es aus vielen kleinen, für jeden anderen weſenloſen Zeichen, daß ſie mich verſtand — noch mehr, daß ich ihr anderes bedeutete als mein Freund. Ich war neunzehn Jahre, nicht arm, nicht reich und ohne Beruf. Was tat das? Jakob Ulſter ſelbſt hatte in dieſem Alter geheiratet. Und er war es, der einmal zu mir das Wort geſprochen: „Wenn meine Tochter einen Menſchen liebt, ſo wird es für mich gleichgültig ſein, ob er ein Amt hat, ob er auch nur genug zum Leben beſitzt. Ich bin reich, und wer meine Tochter liebt, wird ſich nicht daran ſtoßen dürfen, daß er ihr nicht den Reichtum zu bieten hat."

Hätte da mein neunzehnjähriges Herz noch ſolche Bedenken haben ſollen? Nein, man kann mit neunzehn Jahren nicht über Armut und Reichtum unglücklich ſein. Die Jugend hat andere Leiden.

*

Nicht einmal die Eiferſucht habe ich gefühlt. So feſt und ſicher war ich von dem göttlichen Recht, der göttlichen Gewalt der Liebe überzeugt, daß ich nicht dachte, irgend etwas könnte mich von meiner Hoffnung trennen.

Im Wagnertheater hatten die Vorſtellungen begonnen.

Bei Ulſters wohnte ſeit einigen Tagen ein Verwandter, ein Baron Kerke. Er war gekommen, die Feſtſpiele zu beſuchen. Zweimal nur ſah ich den Mann. Er ſchien mir alt, denn er zählte etwa ein Dutzend Jahre mehr als ich.

Edda ſagte mir, daß ſie früher bei dem Baron Muſikunterricht gehabt habe. Er ſei ein großer Künſtler, und ſie freue ſich ſo, wieder einmal mit ihm ſpielen zu können.

Herr Ulſter war überaus zuvorkommend gegen den Gaſt, und ich fand, das müſſe wohl ſeinem Alter gelten — vielleicht war er auch von beſonders ausgezeichneter Abkunft oder gar ein Geiſterſeher, denn ich zweifelte nicht, daß es ſolche noch gäbe.

Baron Kerke hatte ein ſehr ritterliches Benehmen, war etwas ſtill und ſah mich manchmal mit einiger Verwunderung an. Er ſchien mir zerſtreut zu ſein, denn er fragte mich mehrmals, ob ich ein Verwandter Jakob Ulſters ſei.

In dieſen Tagen nahm mich der Hausherr einmal beiſeite. „Lieber Freund," ſagte er, „Sie wiſſen, daß es immer mir eine Freude iſt, Sie bei uns zu ſehen. Aber jetzt müſſen Sie an anderes denken — an Ihr Examen. Es wäre mir unverantwortlich, wenn Sie unſere Lektüre und unſere Geſpräche in dieſer wichtigen Zeit zerſtreuten."

Das hieß mit anderen Worten: Wenn du dein Examen ge-

macht haſt, kannſt du wiederkommen. Alſo drei Wochen Enthaltſamkeit.

Wie ich durch den Garten ging, fand ich Edda bei dem Opferſtein. Sie lächelte mir zu, und ich ſtand eine Weile ſchweigend neben ihr. Dann ſagte ich: „Dem Stein da verdanke ich das Glück, hier ſein zu dürfen. Denn wenn ich damals nicht ſo lange davorgeſtanden hätte, würde ich Ihren Herrn Vater nie geſehen haben."

Sie lächelte ihr liebliches Lächeln: „Da wollen wir den Göttern ein Opfer bringen, die Sie hierher bannten." Und ſie nahm von den ſpäten Centifolien, die unter den Zypreſſen ſtanden, und legte ſie auf die Opferſchale.

*

Tag und Nacht dachte ich an dies kleine Geſchehnis.

Oh, ſo glücklich war ich in dieſer Zeit, trotz des notgedrungenen Fernſeins von dem Hauſe! Wir machten in der Klaſſe unſere deutſche Arbeit. Das Thema war Goethes „Taſſo".

Und ich ſchrieb mit fliegender Feder — und mein Examensaufſatz wurde ein Hymnus auf die Liebe, die todgeweihte Liebe des unglücklichen Dichters.

Bald danach rief mich der Rektor in das von allen Schülern nur mit Schrecken betretene Rektoratszimmer. Wir mußten uns dort etwa wie Rekruten vor ihrem Feldwebel benehmen; das war eine der Schrullen des ſonſt ſehr gütigen, alten Herrn.

„Setzen Sie ſich," ſagte der Rektor, nachdem ich meine ‚Ehrenbezeigung' gemacht hatte. „Sagen Sie mir, iſt der Aufſatz, den Sie abgeliefert haben, von Ihnen?"

„Ja, gewiß, Herr Rektor."

Der alte Herr ſah nachdenklich vor ſich nieder. „Es betrübt mich, was Sie ſchrieben. Wenn das alles Ihre Meinung iſt, werden Sie nicht glücklich ſein im Leben. Solche Forderungen erfüllen ſich nicht. Mein lieber junger Freund, Sie werden bald

in die Freiheit hinausgehen, da habe ich Ihnen nichts mehr zu ſagen. Aber heute ſind Sie noch mein Schüler. Ich frage Sie, wie Ihr Herr Vater Sie fragen würde, wenn er noch lebte: Haben Sie etwas getan, was Sie mich nicht wiſſen laſſen möchten?"

Ich mußte faſt lächeln. „Nein, Herr Rektor, ich habe keine ‚Liebſchaft'."

„Ich glaube Ihnen," entwortete der alte Mann. „Ich kann es Ihnen auch heute ſchon vertraulich mitteilen: Sie haben beſſere Arbeiten abgeliefert, als ich glaubte, von Ihnen erwarten zu können. Ihre Sachen ſtehen ſehr gut. Aber doch — für Sie und Ihren Freund Gent iſt mir bange. Sie ſind zwei Idealiſten, Sie werden ſich ſchwer im Leben zurechtfinden. Vergeſſen Sie das Wort eines alten Mannes nicht, wenn Ihnen Enttäuſchungen kommen. Die Arbeit iſt ein treuerer Waffengenoſſe als das Glück und als die Liebe. Und wer ſeinen Geiſt und ſeinen Körper nicht ſtark machte, dem wird ſeine Leidenſchaft und ſeine Liebe zum Untergang."

Damit war ich entlaſſen.

Ich aber hatte nur das eine herausgehört: ich brauchte nicht zu bangen um das Maturitätszeugnis.

Und von kindlichem Stolz erfüllt, lief ich in das Haus im Garten und erzählte es Edda.

Zum erſtenmal fühlte ich eine Enttäuſchung bei ihr: ſie hatte nur ſehr wenig darauf zu ſagen. Sie war feſtlich gekleidet, ein loſes Gewand von weißer Seide trug ſie. Sie wollte eben mit ihrem Vater und dem Baron ins Feſtſpielhaus gehen.

Ich ſchlich mich betrübt von dannen.

Freilich, wenn man zum erſtenmal den „Parſifal" hören ſollte, konnte man nicht ſo viel Intereſſe an Schülerarbeiten nehmen. Wenn es doch endlich gar überſtanden wäre! Denn dann hatte uns Herr Ulſter „Triſtan und Iſolde" verſprochen.

Nun kamen die letzten vierzehn Tage. Man mußte mitmachen. Die Stunden in der Klaſſe, und in jeder freien Zeit die Vorbereitungen der „Abiturſa Bayreuth" zu ihrem Schlußfeſte, das zugleich das erſte und letzte öffentliche Auftreten der Verbindung bedeutete.

Von Herzen gleichgültig war mir das alles geworden. Aber ich war nun einmal Chargierter und mußte meine Pflichten erfüllen. Sie nahmen mich ſo in Anſpruch, daß ich in dieſer ganzen Zeit nicht mehr zu Ulſters kam. Reiner ging öfter hin, aber ſeine Erzählungen waren flüchtig. Es mußte ihn irgend etwas verſtimmt haben bei Ulſters.

Da er aber nicht darüber ſprach, fragte ich ihn nicht und dachte, es ſei nur, weil Edda jetzt immer mit dem Baron muſizierte.

Ich begreife es heute nicht mehr — aber in mein Herz kam kein furchtſamer Gedanke. Ich dachte nur daran, daß ich mit ihr zuſammen „Triſtan und Iſolde" ſehen würde. Und endlich war der Tag, an welchem wir mit unſeren roten Mützen und dem dreifarbigen Band uns draußen als Sieger vorſtellen konnten.

Herr Ulſter wünſchte uns Glück und bedauerte, daß der Baron habe abreiſen müſſen infolge einer dringenden Nachricht, die ihn rief. Aber er käme bald wieder, und dann ſollte ein großes Feſt im Hauſe ſein.

Als wir weggingen, um unſere offizielle Abendkneipe aufzuſuchen, ſagte Reiner unvermittelt: „Hör mal, Georg, wir reiſen, ehe der Baron wiederkommt. Er iſt mir unſympathiſch."

„Reiſen?" ſagte ich erſtaunt. „Nein. Ich denke jetzt an alles eher als an Reiſen."

„Wir ſprechen noch davon," antwortete Reiner ſehr ruhig. „Ich meine, es wäre ſo beſſer."

Ich dachte, er ſei doch wohl allzu empfindlich.

*

Es waren nur je zwei nebeneinander liegende Plätze im

Feſtſpielhaus zu bekommen geweſen. Reiner und ich ſaßen weit fort von Edda und Herrn Ulſter. Das war mir leid, aber bald vergaß ich alles über dem Gehörten.

Seit vielen Wochen nun hatten wir in allen Liebestragödien der Weltliteratur gelebt. Seit Wochen hatten wir nur davon geſprochen, daß die Leidenſchaft allein des Lebens höchſtes Gut ſei, und daß alles andere in der Welt ſekundär wäre vor der einzigen großen Liebe. So vorbereitet hörten wir Wagners Werk.

Als wir das Haus verließen, fanden wir Herrn Ulſter und ſeine Tochter nicht. Wie wir ſpäter erfuhren, hatte er einen Wagen genommen.

So ſchritten wir zu zweien den Weg hinunter durch die glühende Sommernacht.

Ich war unfähig zu ſprechen. Ich hatte nie ſo etwas erlebt — meine Seele war aufgelöſt in einem ſüßen Schmerz.

Und die Leidenſchaft für Edda ſtieg zu einem Gipfel, wo es keine Beherrſchung mehr gibt. Ich fühlte, wie mein Blut in den Schläfen hämmerte, wie meine Hände zitterten und meine Lippen trocken waren vor Sehnſucht. Ich rannte ſo ſchnell, daß Reiner mir kaum folgen konnte; ich dachte nur, daß ich ſie ſehen müßte, ja, daß ich ihr von meiner Liebe ſprechen müßte noch in dieſer Nacht.

Wir erreichten den Garten, erreichten das Haus. Wir fanden Jakob Ulſter und ſeine Tochter in dem Paſtellzimmer.

Die Fenſter ſtanden offen; von draußen herein drang der Duft der Souvenirs de la Malmaison. Und kein anderes Licht war da als der blaſſe Mondſchein, der alles farblos und doch hell machte.

Ich trat zu Herrn Ulſter und ſagte ein Dankeswort für „Triſtan und Iſolde", deſſen Überſchwenglichkeit mir noch armſelig erſchien gegenüber meinen Gefühlen.

Herr Ulſter lächelte. „Ja, ſo ein Kunſtwerk miterleben zu können, iſt etwas Unvergeßliches.“

Reiner ſprach gehaltener. Trotz meiner Erregung fiel es mir auf, wie ſtill er war.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam: lief ich fort wie ein Sinnloſer, oder bot ſich ein Anlaß — ich weiß nur, daß Gent und Ulſter nach dem Eßzimmer gegangen waren und ich in den Garten.

Und dann ſah ich ſie, die ich ſuchte. Und ich ſtand vor ihr und flüſterte mit halberſtickter Stimme: „In dieſer Nacht will ich glücklichſein oder ſterben.“

Sie erhob die Angen zu mir, und ſie waren nicht ſtill und lieblich wie am Tage, ſondern eine brennende Glut lag darin. „Sie quälen mich,“ ſagte ſie.

„Ich kann nicht mehr ſein ohne deine Liebe, Edda.“

Da warf ſie ſich an meine Bruſt, und ich fühlte ihre heißen, weichen Lippen auf meinem Munde, und ich fühlte, wie mein Herz verſank. Doch ehe ich denken konnte, hatte ſie mich verlaſſen.

Jubelnd glühte rings die Nacht.

Da kam Reiner aus dem Hauſe. „Ich habe uns beurlaubt,“ ſagte er in ſtiller Freundlichkeit. „Komm, da ſind deine Sachen. Laß uns nach Hauſe gehen.“

Ich folgte willenlos. Ich merkte kaum, daß wir die Stadt verließen, bis wir endlich draußen waren in der Einſamkeit des ſtillen Landes. Da ſah ich, daß ein ſorgenvoller Zug, ja faſt ein Schatten von Herzeleid auf Reiners Geſicht war. Und ich hörte wie von ferne, daß er ſprach. Wieder mit der ſeltſam gütigen Stimme wie erſt im Garten: „Wenn ſie dich nur liebt, Georg, dann iſt ja alles gut.“

Ich begriff ihn nicht, ich fragte nicht. Ich war zu glücklich, um ſprechen, um denken zu können.

Ich lag in meinem ſtillen Zimmer auf einem ſchmalen, unbe-

quemen Bett. Der Schlaf kam nicht zu mir, aber die Nacht war bei mir, die dunkle, ſchweigende. Die Nacht, die unſere Seele verſteht. Und in dieſer Nacht war ich jenſeits der Erde, jenſeits ſelbſt des Wunſches.

In dieſer Nacht habe ich des Glückes Ewigkeit geſpürt.

*

Aber der Tag iſt gekommen, und als kaum der Morgen graute, rief mich ein Bote in das Haus hinter den Zypreſſen.

In dem Paſtellzimmer ſtand Jakob Ulſter. In ſteinerner Ruhe ſtand er da und fragte: „Antworten Sie mir, als ſeien Ihre Worte die letzten, die Sie zu ſprechen haben: Sind Sie ehrlich gegen mich geweſen?"

Ich antwortete – noch in völliger Beherrſchtheit: „Ich habe geſtern – Edda geſagt, daß ich ſie liebe."

„Und ſonſt taten Sie nichts?"

„Ich habe ihren Mund geküßt."

„Und ſonſt war nichts – bei Ihrer Ehre?"

„Bei meiner Ehre, nein."

Ein grauenvolles Schweigen entſtand.

Der Mann zog ein offenes Blatt aus ſeiner Bruſttaſche und reichte es mir. Darauf ſtand:

An Georg

Das Dunkle war über uns. Darum mußte ich nun gehen. Leb wohl. Edda.

„Was iſt?" ſchrie ich entſetzt.

„Meine Tochter hat ſich erſchoſſen."

Ich hörte die Worte und begriff ſie nicht. Ich ſagte mit verſteinertem Gefühl und kalter Stimme: „Warum?"

„Sie hatte ſich – ohne mein Wiſſen – mit ihrem Verwandten, dem Baron Kerke, verlobt. Ihr Zuſammenſtimmen in der Kunſt, ſein Genie, das ſie ſo ſehr bewunderte, hatte ſie betört.

Und darüber vergaß ſie in einem Augenblick der Ekſtaſe, daß ihr Herz anderswo ſchon geſprochen hatte. Junger Menſch — ganz unwert war ſie nicht. Sie hat das Verbrechen an dem höchſten Heiligtum des Lebens mit dem Tode ausgelöſcht."

So ſprach Jakob Ulſter.

*

Ich habe ihn nicht wiedergeſehen. Ich habe die Stadt am Main mit ihren toten Straßen und ihren ſchweigenden Vergangenheiten nicht wieder betreten. Sie liegt fern — in blauer Vergeſſenheit.

Das alte Buch

Georg Roſenkreutz erzählte:

„Ich lernte die Baronin St. Roche-Praslin in Trouville kennen. Um meine Situation richtig zu charakteriſieren: ich war Erzieher der Kinder eines franzöſiſchen Hauſes, das in freundſchaftlichem Verkehr mit Frau v. St. Roche ſtand. Aus einer Emigrantenfamilie ſtammend, hatte ſie auch in eine ſolche geheiratet, und Deutſchland war ihre Heimat geworden. Sie lud mich ein auf ihr Schloß. Wiederum, auch dort wartete meiner eine kleine Miſſion. Frau v. St. Roche hatte Kenntnis von meinen literariſchen Neigungen und wünſchte, daß ich ihr ihre Bibliothek etwas in Ordnung brächte.

Ich kam alſo an einem Tag im Auguſt dort an. Der Wagen hatte eine ſtille Landſchaft durchfahren, über der ſchon veilchenfarbige Schatten lagen, wie ſie der Abend gibt. Sie machten vielleicht, daß mir die Gegend ſo ſeltſam zärtlich und melancholiſch zugleich erſchien. Man mußte denken — oder eben ich dachte es, hier ruhen ſo viele Erinnerungen. Nach dieſer Landſchaft wird man ſich ſehnen. — —

Das Schloß, in edlem Barock erbaut, ſtand in dem Schatten eines alten Parks. Man konnte es erſt ſehen, wenn man ſich dicht davor befand. Es ſchien wie ein Traum für die Liebe und die Dinge der Zärtlichkeit — für Feſte und Lachen und kleine Lieder.

Ja, die Baronin ſollte hier ſehr geſellig leben, Gäſte um

Gäſte machten die Zeit zu einem tanzenden Schreiten durch bunten Wechſel.

Frau v. St. Roche ſtand allein. Kein Kind, kein Enkel. Man hatte mir erzählt, ſie wäre ſehr grauſam gegen ihren Gatten geweſen, in einem kalten Hinwegſchreiten über ein einſt geliebtes Leben. Das lag in weiter Vergangenheit. Sie ſprach nie von ihm. Und ſie hatte immer Jugend um ſich, Menſchen, die nicht mehr wußten, ob der Baron St. Roche-Praslin geſtorben oder im Exil war. Im Exil von Madame. Niemand befand ſich um ſie aus der Zeit, da er noch Exiſtenz geweſen. Den Jahren nach konnte er wohl tot ſein. Denn der Schein der Jugend, der um Frau v. St. Roche lag, war wohl die Jugend der Ninon de Lenclos. Niemand wußte ihr Alter. Aber man konnte es manchmal von ungefähr erraten, wenn ſie von Menſchen ſprach, die ſie einſt gekannt, und von denen jetzt nur noch die Namen zu kennen waren.

Ein Hof umgab Frau v. St. Roche. Das Wort bedarf keiner Erklärung. Es waren auch junge Damen da, die lernten vielleicht bei ihr die Kunſt, Hof zu halten. Die Gaſtlichkeit des Hauſes machte einen weiteſten Eindruck. Menſchen, die Frau v. St. Roche kühl beurteilten, fanden jedoch, daß die jungen Damen und Herren, die ſommers ihr Schloß überfluteten, ja alle nicht vom Himmel gefallen waren, ſondern irgendwo Zugehörigkeit und Verwandte beſaßen. Frau v. St. Roche wiſſe gut zu rechnen. Die jungen Leute verbreiteten ihren Ruhm als grande dame in drei Weltſtädten und in entlegenen Provinzen, und wenn ſie einmal Luſt zu reiſen bekam, waren alle Wege bereitet.

Als ich den Platz vor dem Schloß betrat, ſtieß ich auf der Baronin augenblickliches Gefolge. Es mochten ein Dutzend junge und jüngere Herren ſein und eine merklich geringere Zahl junger Damen, die ſich im Freien vergnügten. Nachdem

ich ſpäter Gelegenheit gehabt, die Geſellſchaft näher kennen zu lernen, fand ich, daß geiſtige Oberflächlichkeit vielleicht das Band bildete, was ſie einte. Aber es waren meiſt hübſche und ſehr wohlerzogene junge Menſchen, die den Sport liebten, Tanz und Spiel.

Ich wurde zu der Baronin geführt. Wie ſoll ich ſie beſchreiben? Hochgewachſen, elegant, ſchmal, elaſtiſch.

Schwediſche Maſſage und viel Sport erhielten ihrem Körper die Spannkraft. Ihr Geſicht glich dem eines ſchönen und ſüßen Pagen. Etwas viel geſagt von einer Frau, die noch bei Louis Napoleon und Eugenie getanzt hatte. Aber das Pagengeſicht war geblieben. Die Schminke half nach. Erregungen der Seele hatten keine Spur in dem Geſicht geprägt. Und das Herz trug wohl auch die Toten leicht.

Frau v. Roche führte mich über eine Reihe von Korridoren des weitläufigen Schloſſes in ſein oberſtes Geſchoß. Dort befand ſich die Bibliothek, und dicht neben ihr war ein Schlafzimmer für mich eingerichtet. Die Bibliothek beſtand aus zwei Räumen, die ineinandergingen. Paliſanderſchränke umfaßten die Bücher und Handſchriften. Alles hier oben hatte den ein wenig ſchweren Geruch nach Alter und Vergangenheit. Seit vielen Jahren ſchien nichts mehr benutzt.

Die Baronin ſetzte ſich in einen der alten, gobelinbezogenen Lehnſeſſel. Und ſie ſagte: ‚Mein lieber Roſenkreutz, es iſt alſo meine Bitte, daß Sie die alten Bücher hier nach ſolchen von literariſchem oder hiſtoriſchem Belang durchſehen. Doch ich habe noch ein beſonderes Anliegen. Hier befand ſich früher eine Handſchrift, in Pergament gebunden. Ein größeres, fleckiges, auffälliges Buch. Das Lied von Triſtan und Iſolde ſteht darin.

Ich hielt es in vergangenen Tagen oft in der Hand, ſeiner bunten Malereien oder Initialen wegen. Aber damals war ich unwiſſend und ahnte nichts von ſeinem Wert. Nun iſt mir —

ich weiß nicht wie — eingefallen, es könnte ſich vielleicht um ein Unikum handeln. Man erinnert ſich plötzlich an etwas — vielleicht verſtehen Sie das — und möchte es gerne wiederſehen. Bitte ſuchen Sie doch mit danach. Es wäre mir ein großer Gefallen.'

Eine ‚verlorene Handſchrift'!

Welchen Bücherfreund reizte das nicht! Ich verſprach alles Aufgebot von Geduld und Scharfſinn.

Nun, ich will Ihnen nicht Ausführliches von meinem Verweilen in der alten Bibliothek erzählen. Es waren ſchöne, ſtille Stunden da oben. Das Licht fiel durch die Parkbäume herein — es war immer wie ein kleiner Rauſch in Smaragd. Und viele alte Merkwürdigkeiten förderte ich zutage, ſo daß ich es nicht ſo ſchmerzlich empfand, das Lied von Triſtan und Iſolde immer nicht zu finden.

In manchem der Bücher ſtand: ‚Für Madeleine', in andern ‚Proſper de St. Roche'. Es war eine Schrift. Sie rührte wohl her von dem einſtigen Gatten, der auch als ein Angedenken verſchollen war.

Aber die verlorene Handſchrift fand ich nicht. Flüchtig fragte mich die Baronin manchmal danach. Ich ſah ſie immer nur flüchtig. Ihr Hof umgab ſie — und manchmal ſonderte ſich aus dem Hof ein einzelner ab und war mehr an ihre Seite gezogen.

Ich hatte bemerkt, daß dieſe Herren dann bald danach abreiſten.

Lachen und Luſtigkeit ſchallten aus dem Park zu mir herauf in die ſtille Bibliothek. Ich fand nicht recht den Ton mit den Menſchen, die als immer Lachende durch die Barockſäle und die Gärten zogen — ich hatte ja auch meine Arbeit.

Mein Aufenthalt näherte ſich ſeinem Ende. Die verklärte Stille des September lag draußen über den Rainen und Fel-

dern. Ich ging manchen Nachmittag durch das ruhevolle Land. Ich weiß nicht, wie es kam, ich brauchte dieſe Abſonderung. Die geräuſchvolle, immer wieder wechſelnde Geſellſchaft um die Baronin quälte mich. Und zwar auf eine abſonderliche Art: ich ſchalt mich darüber, oder beſſer, ich ſchalt auf meine Nerven, aber ich ſah dieſe ganze Luſtigkeit und all die flirtenden, leichten, fröhlichen Geſtalten wie einen Zug von Masken. Nun kenne ich kaum etwas, das mich mehr mit Melancholie erfüllt als Masken — die Lächelnden, die Tanzenden, die Geſtalten des leichten Abſchieds und der raſchen neuen Liebe. Sie haben für mich das Traurige und Troſtloſe von Geſpenſtern. Und irgend etwas in mir, ich nannte es meine Nerven, zwang mich, den Kreis um Frau v. St. Roche als eine Geſellſchaft von Verkleideten, von Zufallsgeſtalten, von Weſenloſen zu ſehen.

Und darum mied ich ſie. Ich mußte ja auch noch manches arbeiten. Die Baronin entband mich von den langen Diners, die ſich tief in den Abend zogen. Ich mußte ja wirklich auch bald auf die Univerſität zurück. Ich zweifelte, ob ich das Buch von Triſtan und Iſolde noch finden würde. Denn es ſchien mir nichts mehr in den beiden Räumen, das unbemerkt von mir geblieben ſein konnte.

Es war manchmal, daß einer der Herren, vielleicht, um mir eine Artigkeit zu erweiſen, herauf in die Bibliothek kam. Nie länger als für eine Zigarette. Zuweilen hörte ich auch draußen in den mit alten Dingen erfüllten Räumen ein Lachen oder Geräuſch von Schritten. Das klang und verklang.

Man ſuchte dann gewöhnlich nach Requiſiten für irgendein kleines Spiel.

Eines Nachmittags nun — es war der elfte Oktober, ich weiß es noch — hatte ich gerade eine kleine Ausarbeitung beendet, die über die wichtigſten alten Bücher, die ich gefunden, Notizen enthielt.

Ich war etwas müde und begann zu rauchen. Und plötzlich fiel mir ein, es müsse doch gewiß in einem der Verlage, die so viel Wert auf künstlerische Ausstattung halten, einen schönen Druck des alten Liedes von Tristan und Isolde geben, den ich der Baronin schenken konnte, wenn auch ihr Interesse mehr an der alten Handschrift als am Text selbst zu liegen schien. Und ich schrieb sogleich einen Brief darüber an meinen Buchhändler. Ehe ich damit fertig war, hörte ich im zweiten Bibliothekraum Schritte.

Das war nichts Verwunderliches — führte da doch die Wendeltreppe von unten aus dem kleinen Zwischensalon herauf. Ich dachte im Moment, die Baronin käme, was sie allerdings selten genug getan. Dann aber erblickte ich schon unter der Tür einen jungen dunkelhaarigen Herrn, der mich mit einer leichten Verbeugung grüßte. Mein Gedächtnis für Physiognomien ist kein schlechtes.

Es gab ungefähr zehn jüngere Herren wechselnd zu Gast, ich war in den letzten Tagen nicht unten gewesen — kurz, ich wußte nicht, hatte ich den Herrn schon gesehen oder nicht.

Da er nun seinen Namen nicht nannte, nahm ich an, bei irgendeiner Massenvorstellung ihm schon begegnet zu sein.

Darin bestärkte mich seine Art, er schien mich zu kennen und schien hier oben bekannt.

Die Bibliothek war ja nicht mein abgeschlossener Arbeitsraum, sondern sie stand allen Gästen offen. So wunderte es mich nicht, daß der brünette Herr, nachdem er mich nochmal schweigend gegrüßt, zu einem der Schränke trat.

Ich dachte, vielleicht ist es ein besonders vornehmer Gast, und ich fragte, ob ich ihm behilflich sein könnte. Dabei trat ich ihm etwas näher und dachte, ach, es gibt schon wieder eine neue Herrenmode seltsamen Schnittes. Und es fiel mir auf, daß er eine Uhrkette trug, deren Gold regelmäßig unterbrochen war

durch Chryſopraſe von ſehr hellem Grün. Über dem charakteriſtiſchen bartloſen Geſicht des, wie ich nun ſah, mir ganz Unkannten lag Abwehr und eine ſtille Verſchloſſenheit.

Doch als er nun aufſah, war etwas Gütig-Verbindliches in ſeinen Zügen. Er lächelte ein wenig und ſchüttelte den Kopf. Vielleicht kann er nicht Deutſch, dachte ich. Oder er wollte allein ſein. So ging ich – immerhin etwas erſtaunt über den ſtummen Gaſt – hinüber in mein Schlafzimmer. Ich fand, es war Zeit, daß ich mich umkleidete, denn da ich nun bald zu reiſen gedachte, wollte ich mich an den letzten Abenden noch unten zeigen.

Als ich zurückkam – der Ausgang meines Zimmers führte durch die Bibliothek – fand ich den Raum leer. Der Fremde war fortgegangen. Aber er hatte ein Fach des Getäfels herausgezogen und wohl das verquollene Holz nicht zurückgebracht. Ich trat an den Schrank, und da merkte ich, es handelte ſich um eine Schieblade, die von mir bisher nicht bemerkt worden. Ich hatte den kleinen Abſatz zwiſchen zwei Türen als Platz für eine Schmuckleiſte angeſehen. Nun begriff ich, es war eine der früher ſo beliebten Spielereien, ein Geheimfach, das ſich nur dem Eingeweihten öffnete. Ich konnte den Inhalt des Faches nicht ſehen, es lag ſo hoch, daß ich nur hineingreifen konnte. Dies tat ich. Und als ich meine Hand zurückzog, hielt ſie ein Buch, in altes Pergament gebunden. Und als ich es aufſchlug, da war es das Lied von Triſtan und Iſolde.

*

Ich ließ mir in meiner Freude nicht Zeit, das Buch Seite für Seite zu durchblättern. Auch bedachte ich gar nicht erſt, wie wenig die Priorität dieſes Fundes mir gebühre. Ich eilte hinunter, die Baronin aufzuſuchen. Gleichzeitig ertönte auch zum erſtenmal der Gong, der zum Diner rief. So konnte ich alſo noch vor Tiſch das Buch der Baronin allein übergeben.

Die Jungfer öffnete mir. Sie ſagte: ‚Die Frau Baronin

wird wohl niemand empfangen, ſie iſt nicht ganz wohl und kommt auch nicht zu Tiſch.'

Es bedeutete dies nichts Außergewöhnliches, leichte Migräneanfälle hielten ſie zuweilen den geräuſchvollen Abenden fern. Ich ließ das Mädchen doch anfragen. Nach kurzer Zeit, immerhin aber nach einem Warten, kam die Jungfer wieder: ‚Für einen Moment läßt die Frau Baronin bitten.'

Frau von St. Roche lag auf einem Diwan. Sie richtete ſich ein wenig auf und reichte mir ihre ſchöne Hand. Sie trug die Haare ſchon fallengelaſſen, die Pagenhaare, wie ich es nannte, dieſe immer noch ſilberblonden, ſehr weichen, ein wenig lockigen Haare hingen ihr bis zu den Schultern, wie manchmal, wenn ſie ſich in guter Laune ſo friſiert den Gäſten zeigte.

Sie lächelte. Es war ein ſehr ſeltſames Lächeln. Ein krankes und ſüßes Lächeln.

Sie nahm das Buch. ‚Ich danke tauſendmal. Ja, zu Ihnen hatte ich gleich Vertrauen. Morgen werden Sie mir erzählen. Es iſt heute höhere Ordre, daß ich krank ſein muß. Und ich bin zu eitel, als alte, kranke Frau über Triſtan und Iſolde zu ſprechen. Auf morgen alſo!'

Und ſie lächelte wieder. Aber nun ſah ich, es war ein ſehr mühſames Lächeln. Und ich dachte, als ich mich wieder über ihre Hand beugte, welch unzerſtörbarer Reiz liegt doch in ſchönen Formen. Ja, da iſt Puder, da iſt Schminke, die täuſchen noch die Süße der Anmut vor. Wie ſtolz, vornehm und traurig müßte das Geſicht ſein, enthüllte es ſein Alter.

Es war, als fühlte die Baronin meine Gedanken. Es ging ein Schatten über ihr Geſicht — oder ſank die Dämmerung des Abends herab und löſchte die Farben aus oder ließ ſie mich nicht mehr ſehen? Mir war für den Augenblick, als läge Ernſt und Schickſal über den unzerſtörbar edlen Formen des Geſichts von Frau v. St. Roche.

Ich war wirklich nur für ein paar Minuten da geweſen. Und weil ich doch auch über ihr Befinden noch ſprach, blieb nicht Zeit, von dem wirklichen Finder des Buches zu reden.

*

Als ich in den Speiſeſaal trat, brannten ſchon die Lichter. Und es war nur noch ein einziger Platz leer, der für mich.

Meine Augen gingen ſuchend die Tafel entlang — ſie ſahen ſich nach dem Fremden um, der mir, wie mir nachträglich ſtärker ins Bewußtſein kam, einen eigentümlichen Eindruck hinterlaſſen. Er war bedeutender als alle die anderen hier.

Doch der Fremde befand ſich nicht am Tiſch. Ich dachte, vielleicht macht er es, wie ich ſonſt tat, er meidet die laute Geſellſchaft. Und ich konnte ihm das nachfühlen. Meine Neugier aber war erregt, und als man aufgeſtanden, fragte ich den Haushofmeiſter. Ich wollte meine gewiſſe Schüchternheit überwinden und vielleicht den neuen Gaſt des Schloſſes heute abend noch zu ſprechen ſuchen.

‚Es iſt ſeit vier Tagen niemand hier angekommen,‘ ſagte der Haushofmeiſter.

Ich korrigierte mich: ‚Ich behielt den Namen nicht, ich meine den brünetten Herrn, der heute abend nicht bei Tiſch war.‘

Der Haushofmeiſter zog ein wenig die Brauen zuſammen. ‚Es ſind alle Herrſchaften bei Tiſch geweſen.‘

Ich wurde ungeduldig. ‚Ich meine den Herrn mit der Uhrkette, die grüne Steine hat. Er war doch dicht vor Tiſch oben in der Bibliothek. Iſt es vielleicht ein Tagesgaſt, der wieder heim fuhr?‘

‚Es iſt heute niemand aus der Nachbarſchaft oder dem Dorf hier geweſen.‘

Ich weiß nicht, ſah der Haushofmeiſter ein Erſchrecken auf meinem Geſicht, oder ward ſeine eigene Neugier rege. ‚Ich will aber mal nachfragen,‘ ſagte er.

Ich wartete eine Viertelſtunde. Der Haushofmeiſter kam wieder. ‚Ich habe das ganze Perſonal gefragt, es iſt heute kein fremder Gaſt hier geweſen. Abſolut niemand. Vielleicht eine Verwechſlung.‘

Was ich nun zu erwähnen habe, klingt nicht ſehr mutig von mir. Ich ſagte zu dem Haushofmeiſter: ‚Vergangene Nacht haben mich oben die Geräuſche der Windfahnen ſehr geſtört. Es iſt wieder ſtürmiſches Wetter. Wäre wohl hier unten noch ein Fremdenzimmer frei?‘

Der Haushofmeiſter bejahte, ohne ein Zeichen von Erſtaunen zu geben. ‚In der Nähe der Privaträume der gnädigſten Frau iſt ein kleines, augenblicklich unbenutztes Zimmer.‘ Und ich ließ mich dorthin führen.

Das war gar keine Sache der Überlegung. Eine Inſtinkthandlung. Wie es mit dem Fremden auch geweſen, ich wollte heute nicht mehr hinauf in die Bibliothek. Ich wollte einfach nicht. Morgen klärt es ſich auf, dachte ich, wer mir da oben begegnete, und wieſo es möglich iſt, daß ein Fremder, von dem niemand etwas wiſſen will, das Buch fand.

Vielleicht kam er erſt knapp vor Tiſch, vielleicht iſt er ein naher Freund der Baronin. Er hat am Ende ſeine Räume da, in die er geht, ohne ſich erſt bei dem Perſonal zu befragen. Und vielleicht — hat man ſeinetwegen heute Migräne.

Aber in die Bibliothek wollte ich durchaus in dieſer Nacht nicht gehen. Ich ließ mir das Nötige aus meinem Schlafzimmer holen.

Ich las noch ein wenig, ging gegen Mitternacht zu Bett und ſchlief ruhig ein.

Es war Morgengrauen im Zimmer, da wurde ich geweckt. Eine angſtvolle Stimme, die des Haushofmeiſters, rief nach mir. Und als ich, ſchlaftrunken noch, öffnete, ſtand der ſonſt ſo überlegene Mann bleich und ſchlotternd vor mir und ſagte:

‚Die Jungfer hat mich geweckt, ſie fürchtet ſich ſo. Die gnädige Frau Baronin liegt auf dem Bett, hat die Augen offen und rührt ſich nicht. Die Jungfer mußte dieſe Nacht bei ihr wachen, das gnädige Fräulein (das war die Geſellſchafterin) weiß ſich auch nicht zu helfen. Karl iſt mit dem Geſchirr fort zum Arzt. Ach, ich bitte, kommen Sie doch.‘

Ich folgte dem Mann, ſobald ich in den Kleidern war. Es ging durch viele Zimmer, die lagen im grauen Licht des kommenden Tages. Die Jungfer kam uns an der Tür des Schlafzimmers entgegen — mich mit einer verworrenen Erzählung empfangend. Nein, ſagte ſie auf mein Befragen, ſie ſei geſtern den ganzen Tag und dieſe ganze Nacht nicht aus den Zimmern der Frau Baronin gekommen — und niemand habe dieſe betreten als das gnädige Fräulein, der Haushofmeiſter und ich.

Und ich ſtand vor dem Bett der Baronin. Ich ſah, da war kein Arzt mehr nötig. Ein Herzſchlag hatte das Ende gemacht. Ein kurzer Kampf war vorausgegangen, Schmerzen, gegen die man noch Einreibungen geholt.

Nun aber war Frau v. St. Roche tot.

Ausgelöſcht die Pagenlieblichkeit — erloſchen die Augen. Schön und fern, wie von Trauer überflutet, weiß Geſicht und Hände, ſo lag ſie, eine für immer Schweigende — —

Ich blieb bei der Toten und bei den verwirrten Menſchen. Es kam ſchon die Morgenſonne ins Zimmer — und da ſah ich auf der Erde, nahe dem Kopfende des Bettes, das Buch von Triſtan und Iſolde liegen.

Ich hob es auf. Und als ich es loſe hielt und gedankenlos meine Hände damit beſchäftigte, bogen ſich an einer Stelle die Blätter etwas auseinander, wie es Bücher zwiſchen den Seiten tun, die man ſich beſonders aufgeſchlagen hat.

‚Die Frau Baronin las noch in dem Buch. Gerade, ehe es ihr ſchlechter wurde,‘ ſagte die Jungfer.

Ich hörte das wie aus einer Ferne. Denn meine Augen fielen auf die Schriftzüge, die ich kannte. Auf einer einſt freigelaſſenen Seite des Buches ſtand:

‚Du gehſt. Du gehſt mit deinem Herzen von uns. Du haſt mir das Herz verbrannt, und Du gehſt. Aber einmal wirſt Du auch durch eine letzte Tür gehen und in ein dunkles Land. Und an jenes Reiches Pforten will ich Dich erwarten. Denn dann biſt Du ganz allein, keiner folgt Dir nach, und das Bangen wird um Dich ſein. Dann will ich Dich erwarten und Du ſollſt wieder an mein Herz kommen. Proſper.‘

Ja, ich kannte die Schrift. Sie hatte oft ‚Für Madeleine‘ und ‚Proſper de St. Roche‘ in Bücher geſchrieben. Ich kannte die Schrift, und nun wußte ich auch, wer der geweſen, dem ich geſtern begegnet.

Ich habe niemand mehr im Schloß gefragt, ob man geſtern abend den brünetten Herrn mit dem verſchloſſenen, traurigen Geſicht, dem ſanften Weſen und der Kette mit den grünen Chryſopraſen geſehen hätte.

Ich habe niemand mehr gefragt — —“

Der Sonneborn

Georg Roſenkreutz fuhr in einem ſchlechten Einſpänner, den er mit vieler Mühe in dem talgelegenen Städtchen ausfindig gemacht, durch eine ſanfte Thüringer Landſchaft die Berge hinan. Das Pferd, welches den Abendweg noch leiſten mußte, hatte Roſenkreutz zu Ehren erſt von einem Acker hereingeholt werden müſſen. Der Burſche, der es lenkte, war von einem verdrießlichen Geſchäft abberufen worden und ſaß nun mißmutig auf dem Bock. Das Pferd beeilte ſich nicht. Roſenkreutz hatte ſomit Gelegenheit, die Landſchaft um ſich recht gründlich zu betrachten.

Er war damals ein Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren; ſein herbes und brünettes Geſicht zeigte weder Ungeduld noch ſchlechte Laune. Er nahm die augenblickliche Lage mit Faſſung. Denn Roſenkreutz hatte ſolche Fahrten nun ſchon gründlich kennen gelernt. Im Auftrag einer jüngeren Dame, die viel Selbſtändigkeitsbedürfnis beſaß, jedoch nur über beſchränkte Mittel verfügte, reiſte er umher, ein Schloß zu ſuchen. Angeſichts der geringen Kaufſumme, die zu Gebote ſtand, kamen nur abgelegene Edelſitze in Betracht.

Eine Zeitungsannonce hatte Roſenkreutz auf das Ziel ſeiner jetzigen Fahrt gelenkt. Das glückliche Eiland, Schloß Sonneborn, befand ſich acht Kilometer von der nächſten Bahnſtation, acht Kilometer, welche die Dame mittels Automobils,

das ſie glücklicherweiſe ſchon beſaß, leichter überwältigen konnte, als es jetzt der arme Schimmel tat.

Roſenkreutz fand, ein Schloß, das den Namen Sonneborn trug, müſſe beglücken können. Auch gefiel ihm die Landſchaft, durch die er fuhr. Langſam und in allmählichem Aufſtieg zog ſich die Waldſtraße den Berg hinan, und er dachte befriedigt, das Automobil würde die Steigungen glänzend nehmen können.

Zuweilen, bei einer Biegung, bot die Straße weite Ausblicke über bewaldete Bergkuppen, hinter denen die blaue Ferne ſchimmerte.

Der Wagen hatte endlich die Höhe erreicht. Nun wurde das Pferd wieder munterer, der Burſche reckte ſich auf, und nach einer Viertelſtunde fuhr man in einen bebuſchten Hohlweg ein. Das Dorf Sonneborn breitete ſeine Gehöfte aus.

Roſenkreutz ſchwebte etwas vor von einem netten, reinlichen Gaſthaus unter grünen Linden. Nicht ſehr erfreut war er, als der Wagen vor einem düſteren Gebäude hielt, das nach Verfall und Verkommenheit ausſah und ſeinem Namen „Zum Herzog Auguſt" eine ſchlechte Repräſentation verlieh.

Roſenkreutz war ein gründlicher Mann. Noch während er auf dem Hof ſtand und zuſah, wie der Burſche das Gepäck ins Haus trug, legte er es ſich zurecht, daß früher die direkte Straße nach der Reſidenz durch Sonneborn geführt haben müſſe oder aber hier in der Nähe große Jagden waren. Vielleicht hatte der Herzog Auguſt das Gaſthaus manchmal beſucht. Es war lange her, daß Auguſt Amil über Gotha geherrſcht — und nun lag die Herberge ihres Glanzes entkleidet.

Roſenkreutz konnte ein großes Zimmer des Oberſtockes bekommen. Darin befanden ſich ein Federturm, Bett genannt, ein langer Tiſch und einige Stühle. Der Raum war nicht dazu angetan, ihn zu erheitern. Er entlohnte ſeinen Kutſcher, gab

ihm ein Schmerzensgeld für die unangenehme Fahrt und ging dann aus, das Schloß zu beſehen.

Er ſchritt die holperige Dorfſtraße hinunter. Er ſah bald einen umfriedeten Weiher, in deſſen Linſengrün die Enten ihre Bahnen zogen. Schöne alte Buchen und Rüſtern hingen ihre Zweige auf das Gewäſſer hinunter. Sie bogen ſich über eine Mauer, und dieſe Mauer war wohl des Schloßhofes Grenze. Eine Querwand ſchloß auch nach der Dorfſtraße zu ab. Sie hatte die landesüblichen, gerundeten Tore der Thüringer Siedelung, eine Einfahrt und ein kleines Seitenpförtchen.

Das Seitenpförtchen ließ ſich aufklinken, und nun ſtand Roſenkreutz auf einem weiten, grünen Raſenplan. Und er ſah das Schloß.

Im erſten Moment dachte er, nur guter Wille kann das Gebäude mit jener Titulatur belegen. Denn Roſenkreutz war ſich ſeines Auftrags bewußt, und ihm ſchien, als könnte das graue Bauwerk nicht mehr zur Wohnung Lebendiger dienen. Doch dieſes Erſchrecken währte nur ganz kurz. Dann merkte er, vor ihm lag, trotz aller Verwahrloſung nicht ſeine edle Urſprünglichkeit verleugnend, ein feines, ſtilles, graues Schloß früher Gotik. Seine Formen enthüllten ſich immer mehr beim Näherkommen, und nun erkannte der Beſchauer, daß die alte Rüſter, die er von weitem für eine Stütze von Ruinen gehalten, nur eine ſchöngegliederte Seitenfront beſchattete.

So merkwürdig ſtill war es hier. So ganz verlaſſen lag alles. Roſenkreutz blickte um ſich: da führte eine kleine Allee von Kaſtanien nach einem Empireluſthaus mit weißen Säulen, rechts vom Schloß, wiederum hinter Mauern, zeigten ſich die einſt regelmäßigen Taxushecken eines franzöſiſchen Gartens. Den Hintergrund des Schloſſes aber bildete eine hohe Steinwand mit einem gotiſchen Wehrgang, über den von jenſeits alte Linden ihre ſchweren Kronen erhoben.

Ein feierlicher Raum, dachte Roſenkreutz. Und er ſchritt langſam auf das Portal des Schloſſes zu. Das ſtand offen. Ein roſtiger Klingelzug hing daneben. Es raſſelte ſein alter, verkrümmter Draht zwar mächtig in den Haltern, als Roſenkreutz daran zog, aber die Glocke, die wohl doch einſt ihn geziert, gab keine Töne mehr. Roſenkreutz trat ein. Kühner geworden ging er durch die Halle. Es blieb alles ſtill. Da ſtieg er die Turmtreppe nach oben, wiederholte hier ſein Klopfen an den Pforten, und mit Entſchluß klinkte er endlich eine Tür auf.

Er ſah in ein weites Zimmer. Es hatte Rokokomöbel. Und in einem der alten Lehnſtühle am Fenſter ſaß ein weißhaariger Herr. Er ſchlummerte. Er hörte den Ankömmling nicht. Roſenkreutz blieb unſchlüſſig einen Moment ſtehen, wie aus Furcht, ein Geräuſch zu machen. Das iſt wohl der Ahnenſaal, dachte er, flüchtig über die Ölbilder an den Wänden ſehend. Doch da erkannte er, es war eine Galerie von Bildniſſen der Ludwige des königlichen Frankreichs.

Georg Roſenkreutz machte leiſe die Tür hinter ſich zu. Er wunderte ſich flüchtig, daß ein ſo alter Herr noch ſeinen Beſitz verkaufen wollte. Auch auf ſeinem Rückzug begegnete er niemandem. Ein ſonderbares Haus. Und er ſtand wieder draußen auf dem weiten Wieſenplan.

Nun war die Sonne ſchon geſunken. Ein leichtes Dammern ſchien den Raum noch zu erweitern. Die Zikaden riefen. Durch die ſtille, reine Luft des Maiabends drang ihr ſurrendes Singen. Und plötzlich hob ſich ein anderer Ton in die Stille. Ein klarer, ſanfter, melancholiſcher Flötenton. Ein unſichtbarer Künſtler blies ein ſüßes, einfaches und doch erregtes Lied. Das klang und verklang, wie ertrunken im Frieden des Abends. Roſenkreutz wurde es ſonderlich ums Herz. Er fühlte mehr, als er es wußte, hier war es ſeltſam ſchön. Oder hier wohnten

ſeltſame Geſchehniſſe, die dem Ganzen etwas gaben vom Reiz und der Melancholie des Schickſals.

Georg Roſenkreutz klinkte wieder das morſche Pförtchen auf und ſchritt die Dorfſtraße weiter. Er wollte ſehen, ob auch noch Baumgärten und dergleichen um das Schloß lagen. Und erfüllt von dieſer verlaſſenen Siedelung ging er ziellos auf der Straße weiter, bis er an eine neue Mauer kam; die war von ein paar Totenkreuzen überragt, und fern hinter ihr ſtand der Kirchturm.

Der Abgeſandte einer Dame, die ein romantiſches Schloß begehrte, mußte empfänglich ſein für alle Dinge der Vergangenheit, ſonſt wäre er nicht mit dem Auftrag bedacht worden.

Und da Roſenkreutz immer noch nicht wußte, wie denn der Beſitzer des Schloſſes hieß, fiel ihm ein, der kleine Kirchhof würde gewiß die Totenſteine der Herren des Sonneborns bergen. So trat er ein.

Aber was er zuerſt auf dem Kirchhof erblickte, war etwas Lebensvolles. Eine dunkelgekleidete vornehme Frau ſaß da auf einem liegenden Leichenſtein. Sie war untätig. Sie hatte die Hände auf den Knien liegen und ſah gelaſſen über den Kirchhof hin, deſſen Gras ſchon hoch ſtand und über den halbverſunkenen Hügeln wucherte. Und Roſenkreutz lächelte. Wunderliches Sonneborn, dachte er. Dieſes Geſicht, das er da ihm abgekehrt im Profil ſah, gab es gewiß nur einmal auf der Welt. Es mußte die Gräfin Leyden ſein, deren Bild und deren Bücher er kannte. Ja, warum ſollte die Gräfin Leyden ſich nicht ebenſogut in Sonneborn befinden als er, Georg Roſenkreutz? Es konnte noch mehr Damen geben, die den Sonneborn kaufen wollten.

Wäre er der Gräfin in einer Weltſtadt begegnet, im D-Zug oder auf einer Kurpromenade, ſo würde er ſich nie erlaubt

haben, ſie anzuſprechen, auf Grund deſſen, daß er ihre Bücher geleſen und ſie nach einem Bild erkannte.

Aber hier, in Sonneborn, ſchien ihm alles anders. Da war ſie ihm eine Bekannte aus ſeiner Welt. Und er trat näher, zog den Hut, und ſo feſt war er überzeugt, Bild und Geſtalt müßten eins ſein, daß er mit dem Titel eines Buches der Gräfin Leyden grüßte:

„Und der Lebende hat recht," ſagte er zu ihr und über den Kirchhof hin.

Ein kurzer Blick aus ſchönen, weichen Augen traf ihn, und dann antwortete eine ruhige Stimme:

„Das haben Sie ſehr hübſch geſagt. Ich gehe manchmal hierher, es zu fühlen."

Roſenkreutz verbeugte ſich und nannte ſeinen Namen.

„Iſt es ſehr unbeſcheiden, Gräfin, daß ich Sie erkenne?"

Die Gräfin Leyden, eine Dame von vielleicht fünfundvierzig Jahren, ſtand langſam auf.

„Woher wiſſen Sie denn von mir?" fragte ſie.

Aber ſeine Antwort wurde unterbrochen durch das Näherkommen eines jovial und blühend ausſehenden Mannes, dem nur der lange, ſchwarze Rock das paſtorliche Ausſehen verlieh.

„Iſt's nicht zu kühl, Gräfin?"

„Nein, Paſtor Hart. Aber darf ich bekannt machen —"

Roſenkreutz war entſchloſſen, ſich nicht verabſchieden zu laſſen. Ihm graute es, jetzt ſchon den Federturm, genannt Bett, im „Herzog Auguſt" zu beſteigen. Er überſtürzte ſich ein wenig und ſagte:

„Gnädigſte Gräfin, Herr Paſtor, dürfte ich Sie wohl um eine Auskunft bitten? Ich bin hier auf eine Ausſchreibung hin, das zum Verkauf ſtehende Schloß zu beſehen. Ich fand darin nur einen alten Mann, der ſchlief. Wohin muß ich mich wohl wenden?"

Die Gräfin und der Paſtor ſahen einander an, erſchrocken beinahe, ſchien es Roſenkreutz. Nun, wenn ſie Konkurrenten waren, wurde das am beſten gleich feſtgeſtellt.

„Iſt dies ein mißfälliges Vorhaben?“ fragte er raſch.

„Verzeihen Sie,“ antwortete die Gräfin. „Sie ſahen wohl, Ihre Rede rief eine kleine Beſtürzung hervor. Dies zu erklären, geht nicht in zwei Worten. Haben Sie etwas Zeit — —“

„Dann kommen Sie vielleicht ins Pfarrhaus,“ fügte der Paſtor hinzu.

Roſenkreutz warf einen fragenden Blick auf die Gräfin.

„Ich habe dort ein freundliches Sommeraſyl gefunden,“ ſagte ſie. „Ich arbeite in der Stille von Sonneborn. Mögen Sie alſo mitkommen?“

„Ich danke gehorſamſt.“

Er war ganz aufgefriſcht. Im Pfarrgarten ſtand eine Fliederlaube, die ſuchte man auf. Die Paſtorin brachte Johannisbeerwein. Roſenkreutz dachte, ſie kleidet ſich wie die Waiſe aus Lowood, ehe ſie den Onkel in Madeira beerbte und ſich Sir Edward Faifax-Rocheſter endgültig anvermählte. Im Hoftheater zu Gotha hatte ihn geſtern dieſes Stück erfreut.

Der Paſtor fragte dreimal, ob er rauchen dürfe, es ſei wegen der Mücken. Und dann entbrannte er ein Kraut, das wie die Beeren des Weins im Pfarrgarten gewachſen ſchien.

„Und nun will ich Ihnen unſer unfreundliches Erſchrecken von vorhin erklären,“ ſagte die Gräfin. „Der alte Mann, den Sie ſchlafend fanden, iſt Herr Hébert von Sonneborn, der Beſitzer des Schloſſes. Eine Zwiſchenfrage: Wiſſen Sie etwas von dem Uhrmacher Naundorff, Herr Roſenkreutz!“

Er beſann ſich einen Moment. „Mir iſt es dunkel, als wäre das ein angeblicher Nachkomme Ludwig Capets?“

„Ganz richtig. Und Sie haben vielleicht auch ſchon die Galerie von bourboniſchen Ludwigen im Schloß bemerkt? Nun

alſo, die Geſchichten vom Uhrmacher Naundorff bereiten dem alten Herrn da drüben Übelbefinden. Wie konnte ein Prinz königlichen Blutes ein Uhrmacher ſein? Ein Waffenſchmied allenfalls noch, wenn denn ſeine Arme durchaus eine Beſchäftigung haben müſſen — aber ein Uhrmacher? Sie werden dem Herrn von Sonneborn nicht näher treten, ohne dies von ihm ſelbſt zu hören. Und doch teilt der alte Herr in gewiſſem Sinne die Anſicht des verachteten Uhrmachers Naundorff; er hält ſich, nein er iſt der Sohn jenes Prätendenten Hébert, der in Paris wenig Glück machte und in England ſtarb — jenes Hébert, der ſich für Louis XVII. ausgab.

Seit faſt fünfzig Jahren wohnt er nun hier und träumt von einer neuen Reſtauration der Bourbonen."

Roſenkreutz erinnerte ſich für einen Moment, daß ihn die Eiſenbahn in dieſe Gegend gebracht; er bedachte, im zwanzigſten Jahrhundert zu leben — und dann hörte er wieder aufmerkſam zu.

„Man könnte ja den Alten ruhig in ſeinem Wahn laſſen. Das Traurige iſt nur, er beſtärkt auch ſeine Enkelkinder, beſonders den Enkelſohn darin. Er hat dieſem Burſchen von ſiebzehn Jahren nicht mal eine Erziehung gegeben. Er verſteht nichts, als die Flöte zu blaſen. Dieſes kann er ſehr ſchön."

Roſenkreutz fühlte ſich auf dem Boden der Wirklichkeit und beſtätigte: „Ja, das hörte ich auch."

Die Gräfin machte eine Pauſe. Sie trank ein wenig von dem Johannisbeerwein, lächelte und ſagte:

„Lieber Paſtor, es wird mir immer ganz magenſchwach, wenn ich an dieſe Bourbonen denke."

„Sollte es ſein," fragte Roſenkreutz mit unſchuldiger Miene, „daß Sie, gnädigſte Gräfin, und Sie, Herr Paſtor, fürchten, der Wahn verkauft ſich mit, und ich hefte morgen eine weiße Lilie an meinen Mantel?"

„Nein, jetzt kommen wir erſt zum ernſthaften Teil der Sache," ſagte die Gräfin. „Dieſer Großvater will jetzt, er iſt über ſiebzig Jahre alt, mit den Kindern nach Paris. Zu dem Zweck möchte er den Sonneborn zu Geld machen. Nun ſtellen Sie ſich vor: das einzige, was dieſe Menſchen beſitzen, iſt der Sonneborn, das Schloß, in dem ſie wohnen, die verpachteten Acker, die ſie wenigſtens ernähren. Und nun will der alte Tor die ſichere Heimat verkaufen, mit den Kindern nach Paris reiſen und Schritte für ſeine Sache tun. Sie begreifen, daß wir erſchraken, als Sie von Ihren Kaufabſichten ſprachen. Denn ſeit der Alte ſein Schloß ausbietet, hat es noch keinen Beſichtiger gefunden."

„Man müßte den Alten entmündigen laſſen."

Der Paſtor ſagte: „Er iſt für alle Leute im Dorf ein normaler Mann, einige Schrullen hat jeder Alter. Von ſeinem Bourbonenplan hat er nur mir früher ſchon erzählt und jetzt der Gräfin. Wir können ſein Vertrauen nicht mit einem Antrag auf Entmündigung erwidern."

Die Gräfin nahm wieder das Wort:

„Da Sie uns anſprachen wegen des Schloſſes, hielt ich es für richtig, Ihnen dies zu erzählen. Es iſt für Sie freilich das Schickſal dieſer fremden Menſchen ein fernes. Ich denke nur, man ſchafft nicht gern Heimatloſe."

Roſenkreutz ſaß ſtill. Nach einer Weile erſt antwortete er: „Ich danke für Ihr Vertrauen, gnädigſte Gräfin — ich verſtehe Ihre Beweggründe ganz. Aber ich bin im Auftrag einer Bekannten hier; ſie hat mich ſelbſt bei dem Beſitzer ſchon annonciert, es iſt mir alſo nicht möglich, ohne ihn geſprochen zu haben, wieder zu reiſen."

„Nein, dann natürlich ſind Sie gebunden."

Die drei Menſchen in der Fliederlaube des Pfarrgartens ſchwiegen. Eine kleine Beklommenheit lag über Georg Roſen-

kreutz. Und doch war er in gewiſſem Sinn neugierig auf die Sonderbaren, die er morgen kennen lernen ſollte.

„Ich kann ja," ſagte er endlich, „ich kann ja der Bekannten alles ſchildern, und gewiß genügte das Schloß auch gar nicht ihren Anſprüchen."

Der Pfarrer wurde abgerufen. Er entſchuldigte ſich und ging.

„Iſt denn der Enkel nicht verſtändig genug," ſagte Roſenkreutz zu der Gräfin, „daß er dem Großvater abreden könnte?"

„Der Enkel iſt ſiebzehn Jahre und ſpielt die Flöte."

„Und die Enkelin?"

„Vielleicht ſehen Sie die Enkeln ſelbſt — ich bin noch nicht dazu gekommen, mit ihr die Bourbonen- und Verkaufsfrage zu beſprechen."

Der Paſtor kam zurück und reichte Roſenkreutz eine Depeſche. „Sie wandert ſchon länger durch das Dorf als Sie, Herr Roſenkreutz. Man nahm nun an, Sie hätten ſich zu dem Seelſorger gewendet."

Die Depeſche war von der Käuferin; ſie teilte mit, daß die Bilder von Sonneborn ihr außerordentlich gefielen und ſie unbeſehen kaufen wolle.

„Was fangen wir nun mit all unſerer Humanität an?" ſagte die Gräfin. „Aber nicht wahr, lieber Paſtor, wir haben, wie Martha im Evangelium, getan, was wir konnten."

„Und das Schickſal findet den Weg, wie Chriſtine von Schweden ſagte," antwortete der Paſtor zitatenfeſt. Denn er wollte nicht zurückſtehen hinter ſeinem literariſchen Sommergaſt.

*

Georg Roſenkreutz war dem Turm, genannt Federbett, zu ſehr früher Stunde wieder entſtiegen. Wenigſtens kam ihm die Zeit höchſt morgendlich vor, als ſeine Uhr neun zeigte.

Er ſah ein zierliches Krüglein mit Waſſer und eine goldgeränderte Kompottſchale — ach, er wußte nun ſchon, in den Gaſthäuſern, die verkäufliche Schlöſſer flankieren, gilt es nicht für fein, daß man ſo viel Waſſer zur Toilette verbraucht.

Roſenkreutz kam alles Geſtrige ein wenig unwahrſcheinlich vor. Hätte ihm nicht die Geſtalt der Gräfin Leyden ſo eindrucksvoll vor Augen geſtanden, ſo würde er faſt die bourboniſche Geſchichte für einen Traum gehalten haben.

Er beſchloß, ſich nun gleich durch den Augenſchein zu überzeugen, und machte ſich von neuem auf den Weg nach dem Schloß.

Diesmal empfing ihn eine ältere Dienerin. Sie ſchien von ſeinem Kommen unterrichtet. Der alte Herr liege freilich noch zu Bett, ſagte ſie, und der junge Herr wäre in die Stadt gegangen. Aber das Fräulein Clorinde befände ſich oben. Und Roſenkreutz wurde hinaufgeführt in den ſaalartigen Raum, auf deſſen Schwelle er ſchon geſtern geſtanden.

Bei ſeinem Eintritt erhob ſich ein ſehr junges, ſchmales, ſchlankes Mädchen. Sie hatte ein loſes Leinenkleid an, und ihre Bewegungen waren noch kindhaft und herb.

„Der Großvater läßt ſich entſchuldigen," ſagte ſie ohne Befangenheit. „Er iſt etwas müde noch. Sie intereſſieren ſich für das alte Schloß, ſagte er mir, und ich ſoll es Ihnen zeigen."

Roſenkreutz war erſtaunt. Er hatte gedacht, verwilderte und befangene Kinder in dieſen Enkeln zu finden. Und nun ſtand da ein feines, zartes, junges Fräulein vor ihm, das mit einer ſanften, aber ſehr ſicheren Stimme und der natürlichen Freiheit eines Kindes aus gutem Hauſe zu ihm ſprach.

„Sie kommen von weit," fuhr ſie fort, „ſagt mir der Großvater. Sie reiſen durch Thüringen? Sie haben gewiß ſchon merkwürdigere Dinge geſehen als dieſes Schloß. Aber da Sie nun hier ſind —"

„Ich danke tauſendmal für den gütigen Empfang," erwiderte Roſenkreutz. Er hatte plötzlich die Empfindung, als wüßte Fräulein Clorinde nicht, daß er den Auftrag beſaß, das Schloß zu kaufen. Sie behandeln ihn wie einen Gaſt.

Er beſchloß, ſich zunächſt paſſiv zu verhalten. Sie aber begann ſogleich, ihm die Merkwürdigkeiten des Raumes zu zeigen.

„Da ſind die Bilder der Ludwige von Frankreich. Sie ſind nicht alt und nicht beſonders gut gemacht. Mein Großvater ließ ſie nach Originalen kopieren.

Die Möbel hier gehörten ſchon immer zum Sonneborn. Aber vielleicht intereſſiert Sie noch das Gebäude? Ich will Sie führen. Es iſt alt. Ganz frühe Gotik. Doch das ſehen Sie ſelbſt."

Und Georg Roſenkreutz ging hinter dem jungen Mädchen durch die Räume des gotiſchen Schloſſes. Er ſchenkte ihnen nicht viel Aufmerkſamkeit, nicht mehr, als die Höflichkeit gebot. Er kannte die Bauart jener Zeit, er wußte ungefähr, was an Gemächern, Treppen, Korridoren in dieſem Schloß zu erwarten war.

Viel mehr feſſelt ihn ſeine junge Führerin. Er dachte, iſt es denn möglich, daß dieſes Kind mit den ſchönen, faſt edlen Zügen und der herben Anmut des Weſens auch dieſem unſinnigen Gedanken der Bourbonenabkunft lebt?

Nein, die Gräfin mußte ſich täuſchen — vielleicht war es doch nur ein Altershwahn des Großvaters.

Clorinde führte den Gaſt hinunter in den franzöſiſchen Garten.

„Der Großvater meinte, Sie wollten auch den Garten beſehen," ſagte ſie und lächelte ein wenig. Dieſes Lächeln machte das blaſſe Geſicht ſo weich.

„Es iſt ein ſüßes Kind," hatte die Gräfin von ihr geſagt.

Nein, es war ja ein kleines Wunder von Reiz, was da in dem alten Sonneborn lebte. Und Roſenkreutz ſah wiederum nur zerſtreut über den franzöſiſchen Garten hin, denn er mußte das junge Mädchen anſehen, das da vor ihm über die Wege ſchritt. Und er dachte, wie konnte ſo etwas hier erwachſen und in der Geſellſchaft eines wunderlichen Großvaters und des unſichtbaren Flötenſpielers ſo fein und ſtolz werden — und ſo gelaſſen im Umgang mit einem Fremden, wie wenn ſie jeden Tag als Herrin Gäſte empfinge?

Und er fragte plötzlich:

„Lebten Sie immer hier, gnädiges Fräulein?"

„Faſt immer," ſagte ſie. „Nur einmal bin ich einige Zeit in der Schweiz geweſen. Das gute Fräulein, das mich unterrichtete, mußte nach Hauſe und wollte, daß ich bei ihr bliebe. Aber der Großvater rief mich bald wieder."

„Sie ſind gerne hier? Iſt es nicht ſehr einſam?"

„Oh, da iſt doch der Garten und ſind die Wieſen und iſt der Wald. Das bleibt immer neu. Sie wiſſen das vielleicht nicht ſo, wenn Sie aus der Stadt ſind. Und da iſt die alte Bibliothek."

„Sie leſen gerne?" fragte er und dachte, wie pädagogiſch klingt die Frage.

„Ja, von fernen Zeiten leſe ich gerne. Wie die Völker zogen und die Gedanken erwachten, das iſt ſchön. Und wie dann die Kunſt erwachte. Die Kunſt, die Steine zu gliedern und ſchöne Bauwerke zu ſchaffen."

„Und ſchöne Gärten," ſagte Roſenkreutz; „wer legte dieſen wohl an?"

„Der Großvater. Er kam ſehr jung hierher, kam aus Frankreich. Wir ſind Emigrierte" — ſie lächelte — „ich meine, der Großvater war Emigrant. Jetzt iſt er lange ein Thüringer, wie mein Bruder und ich Thüringer ſind."

Roſenkreutz ſtand betroffen. Es war erſichtlich, der Großvater hatte die Enkelin nicht in ſeinen Plan eingeweiht. Und es wurde Roſenkreutz, als beginge er eine Unwahrheit, wenn er noch länger mit dem jungen Mädchen ſprach, ohne ſeine Abſichten kund zu geben.

Er wäre gerne noch geblieben und hätte noch mehr von ihr erfahren mögen. Aber er kam ſich vor wie einer, der ein Vertrauen enttäuſchen will. So verabſchiedete er ſich mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen.

*

„Ach, Gräfin, das iſt eine ſchreckliche Sache.“ Mit dieſen Worten begrüßte Georg Roſenkreutz die Gräfin am übernächſten Abend.

„Sie ſehen mehr geärgert als erſchreckt aus,“ meinte ſie. „Aber erzählen Sie mir, wie weit ſteht nun alles?“

Roſenkreutz nahm den gebotenen Gartenſtuhl.

„Ja, nun habe ich alſo die Prätendenten des franzöſiſchen Thrones mehrfach geſprochen. In ihre unſichtbaren Königsmäntel gehüllt, mit den Mienen großer Herren ſtanden ſie da und ſagten ſo beiläufig, ſie gedächten nach Paris oder Verſailles überzuſiedeln. Sie bäten, daß morgen der Notar käme.

„Ich habe Aufſchub verlangt — aber der Alte zeigte mir lächelnd einen Brief der Käuferin, die ebenfalls um möglichſte Beſchleunigung erſucht.

„Was kann ich nun noch machen? ‚Mischief thou art afoot, take what course thou wilt.‘“

„Telegraphieren Sie der Dame, ſie müſſe den Beſitz ſelbſt beſehen, Sie würden den Kauf nicht auf Ihre Verantwortung nehmen.“

Roſenkreutz lächelte melancholiſch.

„Gnädigſte Gräfin, dieſe Telegramme ſind ſchon vergeblich gewechſelt. Ich fuhr geſtern ſogar mit dem Burſchen, dem Lud-

wig, ‚weh ihm, daß er ein Enkel iſt', in die Stadt, um die Antwort auf meine dringende Depeſche ſelbſt zu erwarten. Aber die Käuferin iſt begeiſtert von den Bildern, und der Preis von zwanzigtauſend Mark läßt nichts zu wünſchen übrig."

„Und Sie denken über die Menſchen im Sonneborn nun wie ich?"

„Ja, leider," ſagte Roſenkreutz. „Ein alter Mann, der plötzlich zum Don Quichote wird, iſt ein trauriges Schauſpiel. Und ein Siebzehnjähriger, der nur ſchön iſt, die Flöte ſpielt und edle Geſten hat, ach — für Märchen gefällt uns das ja ſehr. Aber was ſoll in der Praxis aus dem Burſchen werden?"

„Ja, das iſt ganz verfahren," ſagte die Gräfin. „Und was ſoll aus der jungen Clorinde werden — das bedrückt mich am meiſten."

Der Schatten einer Befangenheit flog über das Geſicht des jungen Mannes.

„Ich kam auch deshalb zu Ihnen, Gräfin. Die junge Clorinde, wie Sie ſagen, weiß von allem nichts. Es wird heimlich vor ihr gehalten. Der Großvater will ſie mit der fertigen Tatſache erfreuen und überraſchen."

Die Gräfin hob faſt mit einem Ruck das Geſicht.

„Ah, da ahnt der Alte die Vernunft und den Widerſtand. Und er will ſie nicht zu Worte kommen laſſen. Das iſt fein ausgedacht. Aber dies wird dem lieben Großvater nicht gelingen. Vielleicht hat doch die Enkelin noch einen Einfluß, wenn ſie unterrichtet iſt. Da will ich einmal zu ihr gehen."

„Darf ich Sie den kleinen Weg begleiten, Gräfin?"

Die Gräfin Leyden lächelte halb. Es ſchien dem jungen Mann ein ſtarkes Anliegen, daß ſie ſogleich zu Clorinde ging. Er wollte warten und zuſehen, daß es ſich auch wirklich vollzog.

Sie holte ihren breitrandigen Hut herbei, ſie hatte dann ein Buch in der Hand, vielleicht als Vorwand zu dem Beſuch der kleinen Clorinde.

Und Roſenkranz blieb ſo lange auf dem grünen Wieſenplan ſtehen, bis er die Gräfin im Schloß verſchwinden ſah.

Dann bog er ab durch die Allee von Kaſtanien, die zu dem Luſthaus ging. Von dort führte ein Weg um die hohe Steinwand hinüber in den Wald. Er ging eine Strecke, bis er zu einem Ausſichtspunkt, einer Lichtung kam. Weit, weit in der Ferne ſah man von hier aus die Wahrzeichen des gothaiſchen Landes, die Drei Gleichen.

Hier hatte er geſtern durch einen Zufall die junge Clorinde getroffen. Sie hatte da geſeſſen und hinaus ins Land geſehen. Und er hatte ſich neben ſie geſetzt im trockenen Gras der Halde. Und der junge Wind eines ſtrahlenden Maitages hatte um ſie beide geweht. Worte? Oh, es waren nicht viele geweſen. Und doch Worte von ihr, die ihn irgendwo verwundeten.

Er dachte, das junge Jahr und alles Werden hat ſich verkörpert in dieſem Kind. Alles eigene Jugendſehnen war da wieder in einer anderen, zarteren Form.

Man iſt durch viele Dinge gegangen, nicht wahr — manches, jung und gut geweſen, ließ uns das Leben verlieren.

Und da kam es einmal wieder, kam wieder in einem ſtolzen, feinen und ſchönen Kind, das Clorinde hieß.

Vage Gedanken, vage Hoffnungen gingen durch ſein Herz. Er dachte, ich will nicht grübeln, nicht über all das Wirre und Sonderbare nachſinnen, was da liegt. Der Augenblick iſt ſo ſchön, und dieſes Augenblickes Süße will ich fühlen — —

Die Geſtirne waren ſchon lange heraufgezogen, als Georg Roſenkreutz wieder auf der Dorfſtraße ſtand und dem „Herzog Auguſt" zuging — —

Auf ſeinem Zimmer fand er ein Billet der Gräfin. Sie teilte ihm mit, daß es ihr heute unmöglich geweſen, Clorinde allein zu ſprechen, morgen aber müſſe ſie in der Stadt ſein. Sie konnte die Angelegenheit alſo erſt am übernächſten Tage erledigen.

Ja, da war nun nichts zu tun. Roſenkreutz las die Depeſchen ſeiner Auftraggeberin wieder. Er fühlte, er handelte nicht ganz nach deren Wünſchen. Aber das verlor an Wichtigkeit. Er dachte, viel notwendiger, als ſeine Bekannte ein Schloß braucht, muß Clorinde eine Heimat haben.

*

Georg Roſenkreutz ſah vom Fenſter aus Bekannte: den ſtruppigen Schimmel, der ihn herauf nach Sonneborn gebracht hatte, und den jungen Burſchen, der heute ganz vergnügt auf dem Bocke des Fuhrwerks ſaß. Der Wagen bog nach dem Schloß ein, und es dauerte nicht lange, ſo kam er mit zwei Inſaſſen wieder: dem alten und dem jungen Herrn von Sonneborn. Die fuhren wohl nach der Stadt zum Notar. Es wäre eine ſo luſtige Sache, ein Schloß zu kaufen, dachte Roſenkreutz. Ein altes, verfallendes Schloß in grünen Wäldern zu finden und ihm eine Auferſtehung zu geben.

Aber dies hier war eine traurige Geſchichte.

Er würde nie wieder hierher kommen mögen; er würde dann immer in untätigem Mitleid an die Kinder dieſes Hauſes zu denken gezwungen ſein, die irgendwo in der Fremde einen dunklen, unſicheren Weg gingen.

Während er aber dies dachte, ging er ſchon ſelbſt einen Weg: hinüber nach dem Schloß. Er ſagte ſich, als ein gewiſſenhafter Abgeſandter müſſe er ſich doch noch genauer orientieren, ob denn das kleine Schloß auch wirklich genügend Räume hatte für die gaſtfreie Käuferin. Auch war es ſeine Pflicht als Menſch, der kleinen Clorinde endlich nahe zu legen, ſie möchte doch den Großvater in der Heimat halten.

Es war ein heller Nachmittag. Das Schweigen lag wie eine frohe Erwartung über den ſonnenbeſtrahlten Wieſenplan. So licht und vornehm war alles. Georgs Augen ſahen nicht mehr, daß die Zeit, die Winde, der Regen eine lange Arbeit

an den Mauern getan und ſie zu öder Wohnſtätte gemacht. Er ſah nur die feinen Linien, die freie, ſchöne Anlage des Ganzen — und er ſetzte ſich untätig, faſt willenlos auf eine Bank in in der Nähe des Teiches und ſah über den grünen Wieſenplan.

Und das Schweigen des Sommertags ſenkte ſich wie eine luſtvolle Laſt über ihn. Er wußte nicht mehr, ob er wache und in einer Wirklichkeit war oder in einem fernen, hellen Träumen. Er mußte denken, hier hat die kleine Clorinde als Kind geſpielt. Da ſtrich der Sonnenwind durch ihr loſes Haar. Und ſie war fein und ein ſcheues Kind — und ſie kannte gewiß viele kleine Tiere und hielt Freundſchaft mit ihnen. Wo ſie jetzt nur war? Kam ſie nicht, wenn er doch hier wartete? Ach, aber, es braucht keine Worte, wenn man einander gut iſt. Und nicht wahr, kleine Clorinde, wir ſind einander gut. Es muß das gar nicht geſagt werden, es iſt ſo unnötig, da Worte zu machen — —

Nun warf das Schloß ſchon einen ſteilen, mächtigen Schatten über den grünen Wieſenplan. Und Roſenkreutz erwachte aus ſeinen Träumereien. Es war vielleicht gut, daß die kleine Clorinde nicht wirklich zu ihm gekommen — der Sommertag kann ein Verführer ſein, kann zum Verführer werden — —

Der Abend neigte ſich über das Land. Georg Roſenkreutz ſtand untätig an ſeinem Fenſter im „Herzog Auguſt“ und ſtarrte auf die Dorfſtraße hinaus.

Der Schimmelwagen war noch nicht ſeinen Weg zurückgelangt. Der Alte ſollte ein guter Zecher ſein, hatte Roſenkreutz vom Paſtor gehört. Vielleicht ſaß er dieſen Abend in einer Schenke der Stadt und trank auf das Glück von Frankreich. Vielleicht war die Enkelin in Sorge um ſein Heimkommen — war drüben allein in Sorge.

Man mußte ſie beruhigen. Sie hatte ja niemanden. Sie war ganz allein.

Und wieder befand ſich Roſenkreutz auf dem Gang nach dem

Schloß. Er ſah von weitem die alte Dienerin bei einer Bauersfrau auf der Steinbank vor dem Gehöft ſitzen. Er grüßte nicht erſt dorthin, ſie hätte ſonſt gedacht, ſie müſſe mitkommen und ihm Beſcheid weiſen. Und er wußte doch Beſcheid im Schloß. Er ſtieg die Treppe hinauf und klopfte an die Tür des Bourbonenſaals. Die war nur angelehnt und öffnete ſich gleitend unter ſeinen Fingern. So trat Roſenkreutz ein. Niemand war hier. Aber es reizte Georg Roſenkreutz plötzlich, in dieſem verlaſſenen Raum zu verweilen. Es reizte ihn, ſich in einen der alten, tiefen Stühle zu ſetzen und zu warten. — — —

Zu warten? Hier ſtand die Zeit ſtill. Hier lebte nur die Vergangenheit. Die dunklen Schatten, die — immer mehr ſich aus Ecken und Winkeln löſend — das ganze Gemach zu erfaſſen ſchienen, wurden ihm wie zu Geſtalten vergangener Zeit.

Wohl, hier lebten auch Wünſche. Aber dieſe Wünſche hatten keine Zukunft und keine lebendige Seele. Sie irrten zurück in eine Vergangenheit, die einſt ein Schickſal war, ein totes, für immer begrabenes Schickſal, das nur mit Geſpenſterarmen noch nach Lebenden griff.

Die Toten ſteigen aus ihren Särgen und führen einen gaukelnden Tanz auf: Masken der Vergangenheit, Zerrbilder des einſt Geweſenen. Wer ſie berührt und umfaſſen will, wird Staub über ſeine Hände rieſeln fühlen und verwelkte Kränze halten.

So alte Räume, dachte Georg, mein Gott, was verbergen ſie an Schickſalsvollem. Wie viele Menſchen haben in ihnen den Tod erlitten, wie viele Wünſche ſahen ſie kommen und ſterben. Das alles geht, aber die alten Mauern ſtehen noch, ſtehen und reden.

Auf was warte ich hier? Oh, er wußte es wohl. Er wußte es wohl und wartete durch die rinnende Stunde, bis er den Schritt hörte, auf den er wartete; langſam, leiſe kam Clorinde

durch die anderen Zimmer, deren Türen offen ſtanden, dem Saale zu.

Er lächelte. Er dachte, ich war nun wirklich ſo eingeſponnen in meine Gedanken, daß ich mir einbilde, ich müſſe ein altes, ſchweres Gewand rauſchen hören.

Er erhob ſich. „Fräulein Clorinde," rief er. Er ſah ihre ſchmale Geſtalt als dunklen Umriß unter der Tür.

„Wie gut, daß es ſo dämmerig iſt," ſagte ſie.

„Warum denn?"

„Sie würden mich ſonſt auslachen. Der Großvater hat ſo viel gekramt in den Tagen und ein Brokatkleid von einem toten Fräulein von Sonneborn gefunden. Da wollte er, ich müßte es anziehen und ihn heute abend darin erwarten."

Roſenkreutz hielt ein wenig den Atem an. Nun wurde er in dem ſeltſamen Kleid erwartet. Und es war ihm wunderlich, daß die junge Clorinde da kam in dem raſchelndem Gewand, kam wie die Vergangenheit dieſes Hauſes, an die er ſo intenſiv gedacht. Und er fühlte es plötzlich ganz anders: die Vergangenheit bleibt ewig jung.

Er ſah Clorinde im Dämmern vor ſich; ſah ihr zartes, bräunliches Geſicht und ihre liebe, leichte Geſtalt.

Und er vergaß, daß er mit dem Vorſatz, ernſte Dinge zu ſprechen, hierher gekommen. Er fühlte nur eine ſeltſame Erregtheit in ſich, die ſeine Hände zittern machte und das Blut raſcher zum Herzen gehen ließ.

„Oh, es iſt ſchön, plötzlich in leeren Räumen jemanden zu finden," ſagte Clorinde unbefangen. „Mit Ihnen kann man gut ſprechen. Und ich weiß, Sie haben den Sonneborn auch lieb."

„Sehr lieb," ſagte er.

Sie raſchelte ein wenig mit ihrem Kleid, das in ſteifen Falten hing. „Ich habe noch nie ſo etwas Prächtiges an mir gehabt," lachte ſie und ſetzte ſich in feierlicher Haltung auf einen Stuhl.

„Erzählen Sie mir etwas aus der Welt draußen —"

„Erzählen Sie mir lieber vom Sonneborn, Fräulein Clorinde."

„Oh," ſagte ſie, lebhaft beginnend und dann ſanfter werdend, „Sie müßten einmal hier ſein, wenn es Winter iſt. Wenn alles ſo im tiefen Schnee liegt und die Nebel der Abenddämmerungen kommen. Da klingen manchmal von den fernen Dörfern herüber die Glocken — klingen über den Schnee hin, wie Rufe durch Dämmerung und Stille.

„Man weiß nicht mehr, daß draußen noch die Welt iſt und es viele Dinge gibt. Man hört nur die Stimmen von alten Glocken über der ſchlafenden Erde."

Roſenkreutz ſaß wieder in dem tiefen Stuhl.

Er hörte Clorinde ſprechen. Er dachte, wie müßte es gut ſein, immer einen ſo feinen, ſanften Menſchen um ſich zu haben. Da ginge in uns ſelbſt das zum Schlafe, was nicht ſchön und was nicht gut iſt. Das wäre, wie die erſte Jugend geweſen iſt: menſchengläubig und bereit zu allem, was die Züge des Edlen trägt.

Und er fühlte ſich, als werde er heimgeführt, heimwärts in den Feiertag des Herzens.

*

Der Flötenſpieler klopfte bei Herrn Georg Roſenkreutz an und trat ein. Er hatte einen braunen Samtanzug an, wie ihn die italieniſchen Arbeiter tragen. Er machte eine ſtolze Verbeugung und blickte lächelnd im Zimmer umher.

„Sie werden Ihre Wohnung verbeſſern, Herr Georg Roſenkreutz. Mein Großvater läßt Sie um Ihr Kommen bitten, wenn es Ihnen gefällig wäre. Der Notar iſt ſchon da, es ſoll nun alles aufgenommrn werden."

Roſenkreutz blickte den jungen Ludwig an.

„Freuen Sie ſich denn ſo ſehr, von hier fortzugehen?" fragte

er. „Glauben Sie nicht, dem Großvater wird das ſehr ſchwer fallen?“

Ludwig Hébert von Sonneborn lächelte wieder. Er hat dieſelben Geſichtszüge wie Clorinde, dachte Georg, nur einen anderen Ausdruck. Und Haltung beſitzt dieſer Burſche — er iſt doch wirklich ein Freigeborener.

„Mein Großvater wollte doch immer ſchon nach Paris. Er hat nur gewartet, bis ich nicht mehr ſo ganz jung war. Man muß doch ſein Herz nicht an ein altes Haus hängen, wenn man in einem anderen Land Dinge zu tun hat.“

Daß über dieſe Dinge Ludwig ſehr verworrene Anſichten hatte, wußte Roſenkreutz. Er folgte ihm daher, ohne weitere Fragen an ihn zu richten.

Der Notar wartete ſchon. Er hatte den Kataſterbrief vor ſich, der Alte eine Menge von Blättern mit Aufſchreibungen. Alles Inventar, alle Möbel und Geräte von Sonneborn waren da aufgezeichnet und ſollten noch taxiert werden. Wein ſtand auf dem Tiſch, und der Notar ſprach ihm fleißig zu. Es war ja für ihn auch eine etwas langweilige Situation, des alten Herrn Hébert von Sonneborn Kommentare zu allen Dingen anzuhören.

Dieſe Aufſchreibungen, die viele Stunden währten, ermüdeten auch Roſenkreutz. Er ſaß zuletzt ganz apathiſch dabei und dachte, er ſolle ſich nun doch eigentlich freuen, daß er den Auftrag der Bekannten ſo gut erledige.

Endlich ſagte der Notar:

„Und nun iſt es wohl alles. Ich werde die ganze Sache ins Reine ſchreiben laſſen, dann muß ich die beiden Herren auf meine Kanzlei bitten.“

„Und wann kann das ſein?“ fragte der Großvater.

„Sehr bald, wenn es nötig iſt, morgen; wenn es bis übermorgen Zeit hätte, wäre es mir lieber.“

Der Großvater griff nach ſeinem Weinglas.

„Stoßen wir an, gratulieren Sie mir. Wenn ein Mann faſt ſein ganzes Leben fern vom Vaterland gelebt hat und kann endlich heim, dann iſt es Glück, meine Herren, Glück."

Und mit zitternden Händen hob der Alte ſein Glas, mit haſtenden Gebärden trank er den Wein auf ſein Glück.

Roſenkreutz tat die lärmende Freude des alten Mannes weh. Er wünſchte ſich weit weg von dieſem Handel.

Und ſo ging er mit dem Notar aus dem Schloß, verabredete noch einmal den Termin der Kaufunterzeichnung und ließ dann den Beamten allein in den „Herzog Auguſt" gehen.

Er, Georg, wollte noch ein wenig im Freien bleiben. Er umſchritt die hohe Steinwand, die das Schloß von der Waldwieſe trennte — und es reizte ihn plötzlich, über eine halbverfallene Treppe auf den Wehrgang zu ſteigen. Dieſe Mauerkrone oben mußte wohl einen Ausſichtsplatz bilden.

Die Steine ſchwankten ein wenig unter ſeinen Tritten, es war mehr ein Springen als ein Gehen, was ihn hinauf zu der Mauerzinne brachte.

Ein Baum beſchattete ſie, überwuchs ſie halb. Am Eingang der Runde konnte Georg ſehen, daß die Bekrönungsſteine innen zu Sitzen ausgearbeitet waren.

Georg trat näher. Da merkte er, die junge Clorinde ſaß hier oben. Ihr blaſſes Geſicht mit den bräunlichen Schläfen war dem Eindringling zugewandt.

„Oh, Verzeihung," ſagte Georg, „ich wußte Sie nicht hier. Darf ich ein wenig bleiben?"

Ein Zug von Hochmut, wie er ſonſt nur reiferen Menſchen eigen iſt, legte ſich über den roten Mund.

„Sie ſind ja auch wohl hier ſchon der Herr," antworte Clorinde.

Ihm ward nicht wohl bei dieſen Worten. Er fühlte ſie wie

einen Vorwurf, auch dafür, daß er zu ihr geſchwiegen vom Zweck ſeines Hierſeins.

„Ihr Großvater", ſagte er langſam, „will doch fort von hier. Er will nach Paris. Und Ihr Bruder will es auch. Es iſt dies nicht gut, ich weiß es ſelbſt. Aber was kann ich tun? Ich mache den Kauf nicht für mich. Sie gehen nicht gerne von hier?" fügte er nach einem Zögern hinzu.

Clorinde ſchwieg. Sie hatte den Kopf mit der Laſt lichtbrauner Haare geſenkt.

Eine jähe Welle ging über Georg Roſenkreutz hin. Er dachte, dich möchte man behüten und beſchützen. Und, um die Stille nicht zu einem erneuten Schweigen werden zu laſſen, redete er mit ſanfter Stimme weiter:

„Es iſt aber auch nicht gut, wenn Sie hier immer in der Einſamkeit bleiben. Für Ihren Bruder iſt es nicht gut. Ein Jüngling muß ſich doch mit dem Leben meſſen, und er muß ſich die Fähigkeiten erwerben, dem Leben zu begegnen. All dies iſt ihm hier verſchloſſen."

Clorinde ſah auf. Es kam etwas wie Vertrauen in ihr Geſicht.

„Es wird ihm überall verſchloſſen bleiben. Seit ſeiner Kindheit lebt er nur dem Gedanken, daß er ein Bourbon iſt. Ich habe nicht begriffen, daß dies ein Lebensverhängnis bedeutet. Ich habe gedacht, es leben viele junge Leute auf dem Lande ſo wie er, und eine Erinnerung zu haben, iſt doch ſchön. Nun hat die fremde Gräfin mit mir geſprochen. Sie iſt ſehr gut. Und gewiß weiß ſie alles beſſer, als wir hier es wiſſen."

Georg ſah ſich plötzlich ganz nahe bei Clorinde ſtehen.

„Kind," ſagte er, „laſſen Sie ſich dadurch nicht betrüben. Ihr Bruder Ludwig kann noch ſehen und lernen. Man muß ihm nur das wirkliche Leben zeigen. Es iſt reicher als die Vergangenheit, und es ſich ſelbſt zu ſchaffen, iſt ſtolzer als einer Idee, an der man gar nicht perſönlich beteiligt iſt, nachzuhängen.

„Wir haben keine Freunde," ſagte ſie herb. „Das alte Schloß iſt unſer einziger Freund, und den verraten ſie nun."

Georg ſah auf Clorinde.

„Ich bat geſtern die Gräfin, doch mit Ihnen zu ſprechen, daß Sie vielleicht den Großvater beeinfluſſen," ſagte er.

„Er hört nicht auf mich — er *will* fort. Was kann da mein Wünſchen, mein Bitten nützen."

Nein, dieſem Wahn gegenüber nützte wohl keine Stimme, das fühlte Georg ſelbſt. Er ſchwieg. Er dachte, faſt iſt's, als ſollte ich ſelbſt von der Heimat fort.

„Sie haben dem Großvater abgeredet," fragte plötzlich Clorinde.

„So ſehr es in meinen Möglichkeiten lag."

Sie ſah ihn nachdenklich an.

„Dann ſind Sie gut."

„Ich bin Ihnen gut," antwortete er,

„Und Sie können mir doch nicht helfen. Niemand kann da wohl helfen."

„Wer weiß, vielleicht wird alles noch anders," ſagte er gegen die eigene Überzeugung, nur in dem ſtarken Wunſch, es möchte ſo kommen. „Die Gräfin iſt Ihnen Freundin. Sie können ihr alles Vertrauen geben. Gehen Sie zu ihr. Tun Sie es. Ich aber will morgen noch einmal mit dem Großvater ſprechen, der Verkauf iſt ja noch nicht gerichtlich abgeſchloſſen."

Sie nickte dankbar. Und er fühlte plötzlich, daß er nun gehen müſſe. Ja, es war notwendig, daß er nun ging.

Er ſprang die Treppen hinunter. Er ging hinaus in den Abend und wanderte die Dorfſtraße entlang. Und dann trat er, ohne Gedanken, nur in dem Bedürfnis nach Abgeſchloſſenheit, über die vergraſte Schwelle des alten Kirchhofs.

Hier blühte nun alles. Im letzten Abendſchein ſtand der Flieder, ſtanden die Sträucher der gelben Johannisbeere. Und

über manchem der halbverſunkenen Hügel wiegten ſich weiße Narziſſenſterne, im leichteſten Lufthauch ſchwankend. Der Duft all des jungen Grüns, der noch das Geheimnis der mütterlichen Erde auszuſtreuen ſchien, erfüllte den Abend wie mit Verheißungen.

Georg ſetzte ſich auf die breite, liegende Grabplatte — hier hatte er die Gräfin Leyden zuerſt geſehen. Er dachte, es lag irgend etwas Ergreifendes um ſie, dem man nicht recht Worte geben konnte. Dieſes ſtille Beharren an der Stätte des Todes war wie ein Beruhen in ſich. Er empfand etwas wie Sehnſucht danach, weil er ſich ſelbſt unruhigen Herzens wußte.

Er dachte, warum betört mich dieſes Kind, daß ich eben verließ. Warum will es mir ein Schmerz erſcheinen, daß ich ſie allein laſſen muß. Und wie könnte ich ihr helfen? Der Gedanke ging durch ſeinen Sinn. Und er merkte kaum, daß langſam der Abend ſeine Schatten über den Totengarten breitete.

Und Georg ſaß ein wenig zuſammengeſunken auf dem Stein über einem Grabe und dachte, wie ſüß müßte es ſein, ihren Mund zu küſſen. Und wie müßte es gut ſein, ihre weichen Haare zu ſtreicheln. Ach, ſie ſollte doch nicht traurig ſein.

Aber nun ging ſie ja fort von hier, fort in eine ungewiſſe Zukunft — fort in ein ſchwankendes Leben, deſſen Lauf niemand ermeſſen konnte.

Wie ſeltſam der Abend war. Ja, vielleicht — dieſer Flötenton, der in ſeinem Lockruf wieder durch die Weite klang, machte ſo traurig.

Und Georg konnte plötzlich den Klang der Flöte nicht mehr ertragen; er ſprang eilends auf, er klinkte das Pförtchen hinter ſich ein und lief in einem jähen Bedürfnis nach Menſchen hinunter in den Pfarrhof.

Die Paſtorin trat ihm entgegen. Er verglich ihre Erſcheinung nicht mehr mit den Koſtümen der Waiſe aus Lowood. Er war der

Paſtorin gut, denn es hatte ſich herausgeſtellt, daß ſie immer drüben im Schloß ein wenig nach dem Rechten ſah.

„Wie hübſch, daß Sie kommen. Mein Mann und ich müſſen den Abend noch ins Dorf. Und die Gräfin plaudert gerne in den Dämmerſtunden. Nun iſt ſie nicht allein."

Georg fand die Gräfin Leyden in der Fliederlaube; ſie gab ihm herzlich die Hand und ſagte: „Jetzt wollen wir uns wünſchen, daß alles beſſer ausfällt, als wir denken. Ich bin drüben geweſen und fand den alten Mann ganz beſeligt. Er tat ſehr geheimnisvoll. Vielleicht hat er ja wirklich noch Verwandte in Paris, noch irgendeine reale Zugehörigkeit."

„Mir iſt nicht wohl bei dieſer Sache," antwortete er zögernd. „Ich komme mir vor, als überliſte ich den Großvater, trotzdem er es ja war, der ſeinen Beſitz ausſchrieb und auf ſofortige Abmachungen drängte."

Er ſprach noch eine Weile weiter. Sein Sprechen verriet eine faſt übergroße Anteilnahme an den Bewohnern des Sonneborns.

Die Gräfin ließ ihn ausreden. Dann ſagte ſie mit ihrer ſchönen, weichen Stimme: „Ich habe Freunde in Paris, meine beſte Freundin ſogar iſt für die nächſten Monate dort. Ich werde ſie unterrichten und werde es der jungen Clorinde ans Herz legen, zu ihr zu gehen. So brauchen wir für das Kind nicht ſo ſehr zu bangen."

Georg ging ſpät. Dann ſtand er unſchlüſſig vor dem Pfarrgarten.

Der Flieder duftete betäubend durch die Nacht. Und fern, von den Wieſen herüber, zirpten noch die Grillen. Zikadenruf und Sterne. Kleinſtes und Unermeßliches. Und doch eine Einheit. Und die Freude aller, die vor uns geweſen. In ſolchen Nächten war meine Mutter jung, dachte er, und hat nach den vertrauten Bildern der Geſtirne hingeſehen, und vielleicht

klangen ihr die Töne der Maiennacht in eine Sehnſucht. Und alles geht vorbei, um immer wiederzukommen in unſer aller Herzen.

Er fuhr ſich über die Stirne. Er fühlte ſich ſo wach. Und es war wohl ſchon die Mitternacht.

Georg ging durch die Dorfſtraße. Aber nicht nach dem „Herzog Auguſt" zu. Ehe er recht wußte, was er wollte, ſtand er vor der Schloßmauer. Und ohne Gedanken trat er durch das kleine Pförtchen ein und war auf dem Wieſenplan, den das Sternenlicht nur ſchwach erhellte.

Und er horchte. Stimmen hatten ihn hereingelockt — Stimmen, die aus dem erleuchteten Zimmer des erſten Geſchoſſes kamen. Man ſah das Licht durch das Blättergewirr ſchimmern.

Mein Gott, da oben feierten ſie ein Freudenfeſt.

Der Großvater ſprach laut und erregt. Und dann kam Gläſerklingen. „Singe, Louis, ſinge doch!" rief der Großvater.

Mit einer etwas rauhen, in der Mittellage gebrochenen Stimme begann der Flötenbläſer zu ſingen:

France adorée
Douce contrée —
Puissent tes fils, te revoir ainsi tous!
Enfin j'arrive
Et sur la rive
Je rends au ciel, je rends grâce à genoux.
Je t'embrasse, oh terre chérie —
Dieu, q'un exilé doit souffrir!
Mais, dèsormais, je puis mourir:
Salut à ma patrie.

Georg Roſenkreutz klang das wohlbekannte Lied des Béranger wie eine Trauerklage. Er dachte nicht daran, daß er hier ein Eindringling war, er dachte nicht, daß es ſonderbar ſcheinen

mußte, wenn er wie ein Horcher um die Fenſter lief. Er trat in den franzöſiſchen Garten.

Ob ſie wohl ſchläft? Ob Clorinde ſchläft? Sie ſollte nicht das Lied hören, während ſie ſchon den Abſchied fühlte, während ihr ſchon das Heimweh im Herzen brannte.

Er ging durch den Garten, die ſchwarzen Taxuswände entlang. Und er fühlte dieſen Garten plötzlich wie etwas Lebendiges. Die Gebüſche wurden wie zu Geſtalten, die näher zu kommen ſchienen, während er es doch war, der ſie durchſchritt.

Er wußte ja, warum er in den Garten getreten, er wußte, was er erwartet hatte — als er Clorinde fand. Zuſammengekauert auf einer ſteinernen Bank fand er ſie, und da wußte er, warum er nicht hatte ſchlafen wollen in dieſer Nacht. Er ſah, daß ſie weinte.

Und eine Welle floß über ſeine Seele. „Clorinde," ſagte er.

Sie antwortete nicht. Sie regte ſich nicht. Vom Schloß herüber kam Gläſerklang. Und durch die Büſche ſtrich der Nachtwind und machte ſie erſchauern, machte ihren Duft herber und heftiger.

Georg Roſenkreutz ſtand ohne Gedanken. Es war nun gut, daß er hier ſein konnte. Es mußte ſo ſein, daß er bei Clorinde war. Und ſo ſtark war ſein Teilnehmen an ihrem Kummer, daß er meinte, ſie müſſe es fühlen ohne Worte, ſie müſſe wiſſen, daß er hier wartete — — —

Wie lange dieſes ſeltſame Zuſammenſein gewährt hatte, wußte er ſpäter nicht mehr. Und da — da kam es:

Ein ſchriller Schrei drang plötzlich durch die Nacht. Ein aufſtöhnender, grell endender Schrei.

Er kam aus dem Schloß. Er wiederholte ſich nicht.

Georg ſah in das angſtverzerrte Geſicht Clorindes.

Sie war aufgeſprungen — nun ſtand ſie, den Atem angehalten, horchend. Eine Sekunde lang.

Und dann lief ſie, wie ein Schatten gleitend, an ihm vorbei durch die Laubengänge des Gartens. Georg folgte ihr. Er dachte nichts bei dieſem Laufen. Er fühlte erſt, daß er gewußt hatte, was geſchehen war, als er oben in dem Bourbonenſaal ſtand.

Da war Wein auf dem Tiſch. Kerzen brannten flackernd. Der junge Ludwig ſtand wie ein Erſtarrter und ſah mit Augen, in denen das Entſetzen lag, auf den Großvater hin.

Des Großvaters Körper aber lag ſeitlich über die Armlehne des Stuhles gefallen — das Hemd war aufgeriſſen, der Mund ſtand geöffnet wie zu einem Wort: der Großvater war tot. — —

Im Taumel ſeiner Freude war er nun in ein anderes Land gegangen — in ein Land, das keinen enttäuſcht. — —

Und es war — viel ſpäter wohl — daß Roſenkreutz die junge Clorinde in ſeinen Armen hielt. Es war, daß er in ihr Weinen hinein zärtliche Worte ſprach, und daß ſein Mund ſich zu ihren Haaren herabneigte, wenn er ſprach.

Müde und übernächtig kam Roſenkreutz am anderen Mittag aus dem „Herzog Auguſt" wieder ins Schloß. Er hatte ſich umgekleidet und ein wenig geruht.

Der Paſtor und die Gräfin waren noch in der Nacht herbeigeeilt. „Gott iſt gütig," hatte der Paſtor geſagt. „Dieſes arme Leben iſt befreit — und die Entzauberung blieb ihm erſpart." —

Georg Roſenkreutz trat wieder in den bourboniſchen Saal. Friedlich, und durch den Tod verſchönt und veredelt lag der alte Mann da.

Die Bilder der Bourbonen ſahen mit ihren gleichgültigen Geſichtern von den Wänden.

Und die beiden Kinder, des Toten einzige Nachkommen, hatten ſich zuſammengefunden, ſie ſaßen Hand in Hand, zwei Verſtummte — zwei Hilfloſe, Verwirrte, die ſich in der Unbegreif-

lichkeit dieſes Erlebens aneinander hielten, die zum erſten Male bewußt das gramvolle Bild des Todes ſahen.

Und in Georgs Geſicht kam ein ſonderbarer Zug, in ſeine Augen ein flackerndes Aufleuchten. Er ſah nach Clorinde.

Er wußte nicht, daß die Gräfin ihm gegenüber in einer Fenſterniſche geſtanden hatte. Sie kam plötzlich auf ihn zu.

„Georg Roſenkreutz, kann ich etwas mit Ihnen ſprechen?"

„Verzeihung, Gräfin, ich ſah Sie nicht." Er folgte ihr erſtaunt aus dem Raum. „Die Kinder," ſagte er draußen — „ſo allein?"

„Der Schmerz will gelebt ſein wie die Freude," antwortete die Gräfin. „Und ſie ſind ja beieinander. Es iſt auch nicht lange, daß ich ſprechen wollte. Aber gehen wir einen Augenblick ins Freie."

Sie ſchritten die Treppe hinunter. Dann bog die Gräfin in die kleine Kaſtanienallee ein, die zu dem Luſthaus führte.

Roſenkreutz trat an die Seite der Gräfin und ſah ſie fragend an. Sie erwiderte den Blick mit einem Aufleuchten ihrer blauen Augen.

„Lieber Georg Roſenkreutz, vielleicht ſind Sie mir in dieſer Stunde böſe für das, was ich nun ſage, aber Sie werden einmal erkennen, daß es das Richtige iſt." Sie machte eine Pauſe.

„Und was iſt das Richtige, Gräfin?"

Sie reichte ihm die Hand, ſah ihn feſt und frei an und ſagte:

„Laſſen Sie Clorinde mir. Sie können ſie bei mir immer finden. Später, wenn es Zeit iſt."

Roſenkreutz ſchwieg.

„Ich will das Kind mit mir nach Hauſe nehmen, ſobald es angeht, daß man die Geſchwiſter trennt," fuhr die Gräfin fort. „Und Sie, mein lieber junger Freund, Sie ſollen für den Bruder Ludwig ſorgen, es werden ſich Wege finden laſſen. Melden wir uns als Vormünder für die Kinder."

Es war dem von einem heißen Gefühl Verwirrten plötzlich eine Erleichterung, ſich ausſprechen zu können.

„Woher wiſſen Sie von mir, Gräfin?“ fragte er.

„Oh, man fühlt es Ihnen an. Sie ſelbſt wiſſen nicht, wieviel die Situation tat. Ihr Leben gehört einer weniger ſtillen Welt an als dieſe iſt. Clorinde muß erſt das Leben ſehen. Sie ſelbſt — ich weiß noch nicht, was für Sie wohl ſein wird, Georg Roſenkreutz.“

Er beugte ſich herunter und küßte die Hand der Gräfin.

Und dann gingen ſie miteinander über den grünen Wieſenplan, langſam, ſchweigend, in Gedanken.

In Gedanken der Zukunft.

Fernanda Banner

Er hatte folgenden Brief:

„Mein lieber Georg Roſenkreutz!

Sie haben mich in den Zeiten perſönlichen Zuſammenſeins oft verſichert, ich könne auf Sie zählen, wenn ich jemals jemand (ſo ſagen Sie) für einen Freundſchaftsdienſt brauchte. Nun iſt es lange her, daß wir zuſammen in Woodnorton waren.

Indeſſen Sie wiederholten mir Ihre Worte noch gar manchmal brieflich. Ich bin jetzt in einer ſolchen Lage, da ich ſehr notwendig den Beiſtand eines männlichen Freundes benötige. Geben Sie mir bitte Nachricht, wo Sie zurzeit ſind, ich richte den Brief an Ihre letzte Adreſſe, die vier Monate alt iſt, und damals hatten Sie Wanderpläne. Sobald ich weiß, wo eine Nachricht Sie erreicht, ſchreibe ich ausführlicher.

Ihre alte Freundin

Fernanda Banner."

Dieſer Brief hatte Roſenkreutz in der kleinen Univerſitätsſtadt Erlangen erreicht, wo er auf der Bibliothek nach Dokumenten über die Geſchichte der nach Franken gewanderten franzöſiſchen Refugiés ſuchte. Roſenkreutz zögerte nicht lange, er wußte, auf Bannershof gab es Fremdenzimmer, in dem an der Bahnſtation gelegenen Städtchen würde er auch einen Schlitten bekommen. So wollte er die Gräfin Banner über-

raſchen. Er wußte, wenn ſie geahnt hätte, daß er nur wenige Stunden Fahrt von ihr entfernt war, hätte ſie gleich um ſeinen Beſuch geſchrieben.

Georg Roſenkreutz fuhr ſüdlich durch das verſchneite fränkiſche Land. Es dämmerte ſchon, als er die Station erreichte. Da gab es nur den Poſtomnibus am Bahnhof. Der Kutſcher nahm das Gepäck an ſich und die Beſtellung auf den Schlitten vom Gaſthof zur Poſt nach dem Dorfe Rothenſtein.

Nein, Roſenkreutz wollte den Weg bis zum Städtchen und zum Schlitten lieber gehen. Der Himmel hing voll Schnee. Die Hügel der Landſchaft ſchienen wie herabgedrückt von der laſtenden Luft. Die Lichter in den Hütten an den Hügeln und die ferneren des Städtchens leuchteten gelb und bleich und wie in Mühen durch den Nebel. Nach Hauſe möchte man, dachte Roſenkreutz, an ſolchem Abend ſehnt man ſich nach einem feſten Zuhauſe — nach heimatlichen Mauern und alten vertrauten Dingen.

Er ſtieg durch den Schnee. Die Lichter wurden noch matter, denn nun fiel auch noch der Schnee vom Himmel. Was mag die Gräfin wollen, dachte Roſenkreutz. Eine Kleinigkeit war es gewiß nicht, darum zu ſchreiben lag nicht in Fernanda Banners Art. Und daß ſie auf ihn kam — gerade auf ihn. Sie hatten einander fünf Jahre nicht geſehen. Aber ſeinem Gedächtnis war ihre ausdrucksvolle Geſtalt nicht verwiſcht. Seinem Gedächtnis war ihr eindrucksvolles Sein nicht erblaßt. Er fühlte Freude und faſt etwas wie Stolz, daß Fernanda Banner gerade an ihn gedacht, denn er kannte ſie von vielen Freunden umgeben.

Roſenkreutz kam ins Gaſthaus zur Poſt. Da wurde er von dem geſchäftigen Wirt mit der Mitteilung empfangen, daß der Schlitten, auf den der Knecht gerechnet haben mochte, noch nicht zurück mit dem Bezirksarzt ſei.

Aber — der Wirt lächelte weltmännisch — er habe schon an dem Koffer gesehen, um was für einen Fahrgast es sich handele. Und es träfe sich, der Herr Baron von Cronberg, der ja in Rothenstein begütert sei, wäre hier. Er, der Wirt, habe vorbereitet, und es koste nur ein Wort — in einer Viertelstunde solle für den Baron Cronberg vorgespannt werden. Er säße im Herrenzimmer und tränke noch ein Glas Wein. Rosenkreutz folgte dem Wirt — und ehe er überlegen konnte, ob er nicht lieber zur Nacht hier im Gasthof bleiben solle, machte der Wirt schon eine Bemerkung zu dem Schlittenbesitzer.

Baron Cronberg, ein hagerer Fünfziger mit einem lederfarbenen Gesicht, wie es der Aufenthalt in den Tropen gibt, erhob sich und grüßte, als Rosenkreutz an seinen Tisch herantrat. Und er wehrte jedes Bedenken des Ankömmlings ab.

„Aber ich bitte, es freut mich, eine Gefälligkeit erweisen zu können."

Er rückte einen Stuhl für Rosenkreutz zurecht. „Wir müssen noch ein wenig warten, bis angespannt ist," sagte Cronberg und fuhr fort: „Ihr Name ist mir nicht unbekannt. Eine Lynar von Gisbert Lynar die Jüngste, hat einen Rosenkreutz geheiratet, nicht wahr — und da droben, im früheren Augustenburgschen in oder bei Gottorp, nicht wahr, ist ein Rosenkreutz begütert?"

„Das ist mein Onkel, Gustav Rosenkreutz, der Mann der geborenen Lynar ist sein Sohn."

„Nun sehen Sie — da stecken wir gleich mitten in Beziehungen," antwortete Cronberg und das Gespräch wurde lebhafter. Der Baron Cronberg schien sehr erfreut, mit jemand sprechen zu können. Er mochte in Weinlaune sein, dachte Rosenkreutz, denn sein hageres Soldatengesicht trug eigentlich verschlossene Linien. Es mochte auch sein, wenn jemand auf dem Dorf wohnt, wird er bei Gelegenheit redselig.

Was er draußen in dem Dorf Rothenſtein ſuche, fragte Cronberg nicht.

Sie ſaßen nun im Schlitten. Erſt ging es durch ein wechſelndes Hügelland etwas bergan, dann erreichte man ein weites Plateau.

Die Sterne waren herausgekommen. Flimmernd und ſcheinbar ſo nahe hingen die vertrauten Bilder der Geſtirne am Himmel. Sie machten das Land nicht hell — man konnte den Rand der Ebene nicht erkennen. Wälder waren zur Seite — Wälder wichen zurück — Wälder tauchten auf. Dazwiſchen die ſchneevolle Ebene.

„Ein verlaſſenes Land," ſagte Roſenkreutz.

„Oh," meinte ſein Nachbar aus ſeinem aufgeklappten Pelzkragen heraus, „mir kommt es hier noch bevölkert und belebt vor. Ich bin vier Jahre in Südafrika geweſen — Jahre vorher in Südweſt. Da lernt man andere Einöden kennen."

„Kämpften Sie für die Buren?"

„Ja — es war eine wilde Zeit."

„Ich bin nur an der Weſtküſte Afrikas geweſen," ſagte Roſenkreutz. „In den deutſchen Gebieten. Mit einer kleinen Forſchungsexpedition. Es verlief alles in Frieden und ich reiſte über Ägypten heim. Aber es ſind ſeltſame Eindrücke, die man von dort fortnimmt. Ich glaube, bliebe man lange in jenen Ländern, man würde faſt zu einer anderen Weltanſchauung gezwungen. Im Schutt von Jahrtauſenden, und bei dieſer neuen Arbeit auf kaum betretenem Land wird man ſich ſelbſt ſo unwichtig. Man iſt kein Ich mehr, ſondern mehr eine Funktion von allgemeinem Lebenswillen, von Geſetzen der Bewegung oder was immer."

„Das läßt ſich hören," erwiderte Cronberg. „Wer im Krieg geweſen iſt, im Krieg da unten, der hat manches Erinnern, in dem er lieber die Funktion von Geſetzen der Bewegung geweſen ſein will als er ſelbſt."

„Ich kann das verſtehen," ſtimmte Roſenkreutz zu. „Das Klima tut auch ſeinen Teil. Ich ſelbſt mußte des Klimas wegen immer fort — ich konnte die Hitze nicht aushalten."

„Das iſt's," ſagte der andere. „Man friert immer hier, wenn man jahrelang da unten war. Und friert doch lieber, als an die maßloſe Sonne zu denken —"

„Ja, man hört, der Waſſermangel kann Menſchen um den Verſtand bringen. Ich ſelbſt habe einmal zwei ſolche waſſerloſen Tage durchgemacht, es war entſetzlich."

„Zwei Tage, ſagen Sie," erwiderte der andere lebhaft. „Ich war einmal ſechs Tage ohne Waſſer. Man wird raſend. Man wird zur Beſtie. Oh — ich habe da eine verfluchte Erinnerung. Wiſſen Sie, wenn wir jetzt hier in den Schnee fielen, als Machtloſe, und erfrören, es wäre ein Einſchlafen. Wenn man verbrennt, man erſtickt im Rauch. Wenn man verhungert, man kann in Holz, in Erde beißen. Aber verdurſten —" der Mann ſchüttelte ſich. „Wir waren da unten einmal ſechs Tage ohne Waſſer. Im Krieg — im Buſch. Da ſtießen wir auf Engländer, die hüteten ein Waſſerloch — einen bekannten Brunnen, nach dem wir uns mit der Kraft der Verzweiflung geſchleppt. Wir waren zu weit — verſprengt — dort ſaßen fünf. Ein blutjunger Offizier — vier Mann. Sie ſahen uns noch nicht. Konnten ſich nicht verteidigen. Ich ſchoß den Offizier nieder. Wir ſchoſſen noch zwei Mann nieder. Die andern entwaffneten wir dann. Es war gräßlich. Der Offizier ſo jung. Mit einem vornehmen Geſicht. Aber — ich ſage Ihnen — ich wußte nichts als: ich kann auch nicht ſterben, ehe ich wieder etwas getrunken habe. Man ſagt ſich dann die Phraſe ‚c'est la guerre' — aber ſolche Erinnerungen ſind toll — wie Spukerſcheinungen aus der Unwirklichkeit, wenn man wieder zu Hauſe in einem ſtillen ziviliſierten einfachen Leben lebt."

Georg Roſenkreutz wurde der Nachbar unheimlich, mit dem

er durch die winterliche Einöde dahin fuhr. Aber er mußte wohl etwas antworten — ſo ſagte er: „Ja, wenn man Dinge, die einem der Krieg aufnötigt, hinterher mit ſeinem bürgerlichen Gewiſſen betrachtet, das mag wirklich oft geſpenſterhaft ſcheinen. Es gibt da wirklich kein anderes Wort, als eben c'est la guerre."

Der Schlitten hielt einen Moment vor einer Wegſenkung. Man ſah in einer ſanften Mulde Lichter — das Dorf Rothenſtein.

„Ja, wo darf ich Sie nun abſetzen laſſen? Wir ſind in zwei Minuten im Dorf. Im Pfarrhaus doch wohl?"

„Ich will nach dem Bannershof," ſagte Roſenkreutz.

„Bannershof — am Eingang der Allee" — rief der Baron dem Kutſcher zu.

Der Schlitten hielt. „Sie müſſen die Allee hinaufgehen," ſagte Cronberg. „Mein Kutſcher trägt Ihnen den Koffer nach. Ich warte hier auf ihn. Der Alleeweg iſt nicht fahrbar."

„Sie wohnen hier im Dorf, Baron?"

„Ja, mein Gut liegt am anderen Ende des Dorfes. Sie finden es, falls Sie es ſuchen."

Roſenkreutz dankte noch einmal für die Fahrt, dann ging er dem Kutſcher nach, die dunkle Allee auf das Herrenhaus von Bannershof zu.

Es war ein langgeſtreckter, einfacher Bau. Ein ganz ſtilles, altes Landhaus. Eine kurze, breite Steintreppe führte zu der Haustür, hinter deren Verglaſung Licht ſchimmerte.

Der Kutſcher ſtellte den Koffer nieder. „Ich will nicht klingeln," ſagte er dann verlegen, wie es Roſenkreutz ſchien.

„Einen Augenblick," ſagte Roſenkreutz und holte ein Trinkgeld heraus.

Der Kutſcher dankte wiederum verlegen. Es war ein junger Menſch. Er drehte ſeine Mütze in der Hand. Plötzlich flüſterte er: „Die Gräfin wird bös, wenn ſie hört, daß wir ihren Gaſt

bringen. Kann ja ein Schlitten von der Poſt geweſen ſein. Nichts für ungut." Und er ſtapfte eilig davon.

Mein Gott, dachte Roſenkreutz, da habe ich mich mit dem böſen Nachbar befreundet. Er zog die Klingel, und der dünne Draht klapperte in den Haltern.

Ein ſchöner, alter Mann, in eine blaue Tuchjoppe mit ſilbernen Knöpfen gekleidet, öffnete die Tür des Hauſes der Gräfin Banner. Dem Weißhaarigen, dem tiefliegende, wie erſchrockene Augen und eine große Naſe Charakter und faſt Würde gaben, ſchien ſo abendlicher Beſuch ungewohnt.

Roſenkreutz ſagte freundlich:

„Die gnädige Gräfin wird mich ſchon empfangen, wenn ſie zu Hauſe iſt. Melden Sie bitte Roſenkreutz."

Er traf die Gräfin in einem großen Schreibzimmer zu ebener Erde. Er hatte ihr nicht Zeit gelaſſen, ihm entgegen zu kommen. Und ſo fand er ſie mitten in der Beſchäftigung, die ſie vorgehabt: die dunklen Tiſche des Raumes waren mit Briefen und Papieren bedeckt — offene Schatullen ſtanden umher, farbige Porträts und Photographien dazwiſchen. Zwiſchen all dem, allein in dem düſteren gotiſchen Zimmer mit den ſchweren Deckenbalken, den Stollenſchränken, die hohe Geſtalt von Fernanda Banner.

Roſenkreutz lächelte, als in ihren großen dunklen Augen Freude aufleuchtete.

„Mir iſt, als ſeien fünf Jahre ausgelöſcht und es iſt ein Abend in Woodnorton," ſagte er, ihre Hand küſſend.

„Sie kommen — Sie kommen ſelbſt, lieber Georg."

„Mir ſchien es ſo das beſte, Gräfin. Heute morgen war Ihr Brief in Erlangen, heute abend bin ich bei Ihnen auf Bannershof. Ich hoffe, ich mache Ihnen keine häusliche Störung, ſonſt —"

Die Gäſte ſind ſelten auf Bannershof," antwortete die

Gräfin. „Die Gaſtzimmer warten immer. Nun müſſen Sie nach der Fahrt – mein Gott, wie kamen Sie denn heraus durch all den Schnee –"

„Mit einem Schlitten, Gräfin – mit einem Schlitten," ſagte er lächelnd. „Weil ich mich noch nicht de- und wiedermaterialiſieren kann, mit der Bahn und einem Schlitten. Sonſt wäre ich ſchon heute vormittag hier geweſen."

Sie rückte an einem der hohen, gotiſchen Lehnſtühle. „Nun müſſen Sie hier eine Zigarette bei mir rauchen, bis ein Zimmer geheizt iſt für Sie. Haben Sie keine Angſt, es gibt ein Gaſtzimmer auf der bewohnten Etage hier – nicht oben in aller Kälte."

Sie klingelte und der alte Diener kam. Die Gräfin beſtellt Tee und Heizung.

„Ja," ſagte ſie dann auf eine Bemerkung Georgs, „ich bin von zwei Weſen umgeben, noch älter als ich ſelbſt. Mit vieler Mühe habe ich mir noch eine jüngere Kraft aus dem Dorf durchgeſetzt. Hier ſind meines Bruders Albrecht alter Diener und ſeine alte Köchin. Die bedeuten mir immer gar genau, was recht und ſchicklich und Brauch iſt, und laſſen es mich ſehr fühlen, wenn ich dagegen verſtoße."

„Ach," meinte Georg, „ſo ein wenig liebevolle Vormundſchaft, das iſt ganz hübſch. Aber vor allem, Gräfin – wie geht es Ihnen? Sie ſehen ſo wohl aus" – er lächelte wieder – „wie ſchön iſt es, einen Menſchen wiederzufinden, wie man ihn verließ."

„Es iſt wohl die Freude über Ihre Überraſchung, Georg Roſenkreutz," antwortete ſie, „wenn ich Ihnen ſo wohl ausſehend erſcheine. Aber von mir und meinen Dingen" – ein Schatten ging über ihr Geſicht – „laſſen Sie uns ſpäter ſprechen. Nach Tiſch dann, ich weiß, Sie ſind es gewohnt, lange aufzuſitzen. – – Jetzt ſprechen Sie erſt von ſich. – Sie

ſind in Erlangen — und bitte, rauchen Sie, Sie wiſſen, ich habe Sie gerne ſo — mit unendlich vielen Zigaretten."

„Wie Sie befehlen, Gräfin," ſagte er — und holte ſich eine Zigarette.

„Nun werden Sie erſt Georg Roſenkreutz der Richtige," lächelte die Gräfin. „Ohne Zigarette erlöſchen Sie leicht."

„Es wird einem kein Gebrechen erſpart bei Ihnen, Gräfin," ſagte er heiter. Und wiederholte in ſeiner leicht betonten Höflichkeit: „Alſo, wie Sie befehlen, Gräfin — ja, ich bin in Erlangen, um Notizen aus Markgrafenzeiten zu ſammeln — —"

Georg hatte ſich zum Abend umgekleidet, ein Zimmer und ein Kabinett waren für ihn bereit gemacht. Es ſchien nach der Art der Ausſtattung des verſtorbenen Grafen Albrecht Banner Wohnraum geweſen zu ſein.

Man hatte zu Tiſch geſeſſen und in Rückſicht auf den alten Diener weiter geſprochen von den Merkwürdigkeiten der Univerſität Erlangen und anderen Dingen ſolcher Art. Dann folgte Roſenkreutz der Gräfin wieder hinüber in den Raum, wo er ſie zuerſt getroffen.

„Sie verzeihen doch, wenn ich dieſe Sachen etwas einſchließe. Ich kann ſie nicht über Nacht ſo liegen laſſen, obwohl das nur eine Art Pedanterie iſt."

Er verſuchte, ihr etwas zu helfen. Dabei fiel ihm auf, daß Fernanda Banners Hände nervöſer und trauriger geworden, als er ſie gekannt. Sie ſelbſt, die immer einen Zug des Leidens und des Schickſalsvollen gehabt, ſchien ihm nun auch verändert. Vielleicht iſt ſie bleicher, weil ſie Schwarz trägt, dachte er. Man war endlich fertig mit dem Aufräumen. Die alten gotiſchen Möbel, die Stollenſchränke und dunklen Tiſche ſahen jetzt ſo verſchloſſen aus. Ein paar von den Kerzen waren niedergebrannt und wurden nicht erneuert. Nur auf einem alten Armleuchter brannten noch Lichter.

„Rauchen Sie doch," wiederholte Fernanda Banner. Sie ſaßen in hochlehnigen Stühlen einander ſchräg gegenüber — die Gräfin ein wenig im Dämmern. Und endlich begann ſie:

„An der Unordnung, in der Sie mich hier fanden, Georg, ſehen Sie wohl auch, warum ich Sie rief: ich will fort von hier — und zwar für immer."

„Sie wollen nach England zurück, Gräfin?"

„Nein, nicht dorthin," ſagte ſie faſt heftig. „Ich habe zu ſchwere Erinnerungen dort. Irgendwohin — ins ganz Ferne, Fremde, will ich gehen. Aber dann kommt es mir wieder wie eine Poſe vor, alle Verbannten und Lebensſchiffbrüchigen gehen in die Verborgenheit, um zu ſterben."

Georg Roſenkreutz erſchrak. Weniger vor den Worten als vor dem hoffnungsloſen Ton, in dem ſie geſagt waren.

„Sie ſind nicht krank," antwortete er, eine Spur von Sachlichkeit in der Stimme, „alſo warum wollen Sie irgendwohin gehen, um zu ſterben?"

„Oh, ich weiß, es war eine ſentimentale Rede. Aber ich muß hier weg von dem alten Haus, der alten Heimat. Das mag einem ſchließlich vor ſich ſelbſt einmal die Erlaubnis geben, ſentimental zu ſein."

Georg wußte nicht, ob die Gräfin Banner reich oder wenig bemittelt war. Er kannte ſie, freundſchaftlich eingegliedert in einen großen engliſchen Landhaushalt. Bei entfernten Verwandten, die ihr mit auszeichnender Achtung begegnet waren, und die ſie ſehr liebten. Sollte hier der alte Beſitz, den ſie von ihrem einzigen Bruder überkommen hatte, nicht zu halten ſein?

„Ich kenne Ihre Gründe, die Heimat wieder zu verlaſſen, nicht, Gräfin. Sie ſind Ihnen zwingend?"

Fernanda Banner antwortete nicht ſogleich. Er bereute ſeine Frage halb, nachdem er ſie geſprochen. Doch vorhin, beim Ein-

räumen der Papiere, war ihm eine ſonderbare Haſt oder Unruhe an der Gräfin aufgefallen. Er dachte, es müſſe ihr Fortwollen etwas anderes zu bedeuten haben als eine pekuniäre Notwendigkeit. Vielleicht übereilte ſie einen Entſchluß.

„Laſſen Sie mich heute abend nicht von meinen Gründen ſprechen. Die Sache iſt, ich will nicht hier bleiben. Und will nicht wiederkommen. Darum hatte ich Sie bitten wollen, mich aufzuſuchen, falls Sie in irgendeiner Nähe waren. Sie kamen mir freundlich zuvor. Ich weiß nicht, ob ich den Bannershof gleich verkaufen kann. Ob ich es ſelbſt kann. Und darum wünſchte ich, ein mir vertrauter Menſch beſorgte es vielleicht. Sie verſtehen — man mag einen alten Familienbeſitz nicht in jedermanns Hände wiſſen."

Roſenkrantz zündete ſich eine neue Zigarette an. Er ging ein wenig im Zimmer umher. Nach einem Schweigen ſagte er:

„Reiſen Sie ein halbes Jahr ins Fremde, Gräfin. Sehen Sie zu, wie es Ihnen behagt. Laſſen Sie die alten Leute und alles hier. Sie verwalten das Gut ſelbſt?"

„Ja, es iſt klein und ich habe einen bewährten, jungen Inſpektor."

„Geben Sie es ihm in Pacht, Gräfin. Sie machen damit vermutlich den jungen Menſchen unverhofft ſelbſtändig. Zahlt er etwas weniger, als Ihr Reinertrag iſt — gut, Sie haben dann doch ungefähr die Rente, die Ihnen das Verkaufskapital von Bannershof lieferte. Ungefähr natürlich nur, weil das Haus unbenutzt ſteht."

Es iſt keine materielle Sache — " antwortete Fernanda Banner.

„Tauſend Verzeihungen, Gräfin. Und doch — Sie wollen die äußeren Dinge hinter ſich regeln. Wäre dazu mein Vorſchlag nicht ganz gut?"

„Ich will nicht wieder hierher zurück — ich will keine Brücken laſſen."

Er antwortete nicht ſogleich. Dann ſagte er, und er ſprach ſehr ſanft:

„Ich habe einmal irgendwo geleſen, man ſoll Türen nicht hinter ſich ins Schloß werfen, falls man den Schlüſſel dazu nicht in der Hand behält. Und ich ſelbſt denke, man ſollte kein adieu pour toujours ausſprechen, wenn man von etwas geht, das in irgendeinem Sinne noch teuer iſt. Denn nichts wird uns teurer als Unwiederbringliches und Verlorenes. Alles Nichtmehrſein adelt die Dinge, adelt auch Menſchen, die nur noch zum Namen und zum Erinnern geworden. Hätte ich eine Heimat, einen Beſitz, Land, ein altes Haus von den Eltern, von Vorvätern ſogar überkommen, ich würde es nur fortlaſſen, wenn die äußerſte materielle Not mir keine andere Wahl mehr ließe."

„Ich will mir den Vorſchlag mit der Verpachtung bedenken — — —"

Er war in ſeinen Zimmern, aber er konnte noch nicht ſchlafen. Die große Ruhe des Hauſes, in das auch kein Geräuſch von außen drang, war ihm ungewohnt und machte ihn ſonderbarerweiſe wacher, als er ſonſt um eine ſo ſpäte Stunde war.

Er mußte noch nachdenken über Fernanda Banner. Warum war ſie wohl hierhergekommen? Er hatte ſie in zwei Sommern auf dem engliſchen Landſitz geſehen, wo ſie auch nach dem Tod des Earl of Woodnorton, deſſen ſeit längeren Jahren frauenloſem Haushalt ſie vorgeſtanden, noch geblieben war, als die nächſte Freundin der erwachſenen Kinder.

Albrecht Banner, ihr Bruder, hatte ſchon damals nicht mehr gelebt, ſchon damals gehörte ihr der Bannershof als Eigentum Und nun wollte ſie hier fort?

Rief ſie ein Schickſal? Und was für ein Schickſal? Er mußte ſich erinnern: ſie eine ſchickſalsvolle Geſtalt zu nennen, wäre ihm vielleicht immer als die beſte Charakteriſtik für ſie er-

ſchienen. Sie war nicht mehr, was man jung nennt, geweſen, als er ſie damals kennen gelernt. Über vierzig wohl. Aber man fragte bei ihr nicht danach. Etwas Bedeutendes, Ungewöhnliches war um ſie immer geweſen, ein ihm nicht recht definierbares, anziehendes, ernſtes Etwas. Man vergaß ſie nicht, auch wenn man ſie nur flüchtig geſehen. Er aber hatte die Freude gehabt, ihr näher treten zu dürfen.

Und er dachte nun, nach Jahren wieder in ihrer Nähe und bei ihr in dem alten Haus, er möchte wohl wünſchen, ihr das Richtige tun und finden zu können.

*

Am anderen Vormittag — eine blaſſe Winterſonne war herausgekommen — ging Georg mit der Gräfin die Lindenallee entlang. Vereinzelte Steinbänke, mit hohen Kappen von Schnee, ſtanden zwiſchen den alten Bäumen. Der Weg, den geſtern Georg in der Dunkelheit gegangen, war ausgeſchaufelt.

Die Gräfin Banner hatte Georg gefragt, ob er ſehr eilig ſei oder ob er ihr wenigſtens einige Tage ſchenken könne. Er ſagte, gerne bleiben zu wollen. Jetzt, im hellen Tageslicht, ſchien ihm Fernanda Banner doch verändert. Für ihre Jahre ſah ſie freilich ungewöhnlich gut aus. Und er dachte, um dieſe Frau wird immer der Reiz eines ſeltſamen, verborgenen Schickſals, ihrer wundervollen Augen, ihrer lebensvollen Perſönlichkeit bleiben.

Doch ſah er heute hinter dem allen noch andere Züge. Ein Wiſſen, von dem ſie wohl nicht ſprechen wollte — ein Wiſſen, das voll Leiden war.

Sie wandten eben am Hauſe den Weg, um wieder die Allee hinunter zu gehen. Da ſah Georg Roſenkreutz durch die Pforte, die nach der Fahrſtraße abſchloß, ſeinen Schlittengenoſſen, den Baron Cronberg, eintreten. Und Georg fielen jäh die wieder vergeſſenen Flüſterworte des Kutſchers ein.

Er war einen Moment irritiert und ſah unwillkürlich aufmerkſam den den langen Weg hinunter, ob er ſich in dem Ankömmling nicht täuſche. Die Gräfin folgte ſeinem Blick. Und ſie ſchien zu erſchrecken.

„Kommen Sie bitte mit ins Haus," ſagte ſie erregt und haſtig.

Roſenkreutz folgten ihr.

„Tauſend Verzeihungen, Gräfin — ich weiß nicht — wollen Sie dieſen Beſuch, der kommt, nicht empfangen? Sagen Sie mir bitte ein Wort, Gräfin — ich kann ihm ſonſt nicht ſo einfach ausweichen. Der Baron Cronberg hat mich geſtern in ſeinem Schlitten hierher gebracht."

„Und er wußte, daß Sie zu mir wollten?"

Sie ſtanden ſchon unter der Haustür, als die Gräfin dies fragte.

„Nein, das erfuhr er erſt im Dorf."

Gut. So müſſen Sie ihn wohl empfangen, wenn er zu Ihnen will. Aber Herr von Cronberg weiß, daß er von mir nicht empfangen wird."

„So wird es das beſte ſein — ich ſpreche draußen mit ihm," ſagte Roſenkreutz haſtig.

„Ja, tun Sie das."

Roſenkreutz ging zurück. Eine kleine Strecke vom Haus entfernt ſtieß er auf Cronberg. Der hatte den Pelz über Beſuchskleidern. Er ſah nervös und fahl aus.

Er grüßte konventionell — ohne Miene zu machen, Roſenkreutz die Hand zu geben.

Er ſagte: „Es iſt peinlich für Sie, daß Sie geſtern mit dem Mann fuhren, den die Gräfin Banner als einen Feind behandelt. Ich war geſtern nicht ganz in Form vielleicht, daß ein Mann wie Sie in Rothenſtein wohl niemand als Fernanda Banner beſuchen kann — und hätte Sie nicht in die üble Lage

gebracht, eine Gefälligkeit, und ſei ſie noch ſo klein, von mir anzunehmen. Aber ich danke jetzt dem Zufall. Ich bitte Sie um einen Gegendienſt: Die Gräfin Banner hat meinen Beſuch, d. h. mich perſönlich vor ihrer Tür dreimal abweiſen laſſen. Ich aber muß ſie ſprechen. Möchten Sie bei ihr für mich anfragen, ob ſie heute oder zu zu einer anderen ihr gelegenen Stunde mich empfängt? Ich werde hier warten. Sie müſſen die Güte haben, Ihre Botſchaft mir wieder heraus in den Schnee zu bringen. Und wenn ſie mich nicht empfängt, ſo ſtellen Sie bitte von mir die zweite Frage an die Gräfin, ob ich Sie auf heute nachmittag zu mir bitten darf. Es muß etwas zwiſchen ihr und mir geſprochen werden, ſei es auch durch Vermittlung."

Georg Roſenkreutz zögerte einen Moment — die ganze Situation ſchien ihm unbegreiflich. Da trat Cronberg einen Schritt näher:

„Herr, es iſt keine Donquichoterie — ich muß die Gräfin ſprechen. Bitte, fragen Sie."

„Ich werde es tun, Baron Cronberg."

In der Bibliothek, wo er ſie geſtern abend getroffen, fand Georg die Gräfin.

Bleich und nervös ausſehend, ging ſie in dem Saal hin und her. Er richtete den Auftrag Cronbergs wörtlich aus, Fernanda Banner antwortete lange nicht. Roſenkreutz wurde nicht ungeduldig, aber er wurde ſchließlich verlegen. Er dachte, durch dieſe Fahrt, für die ich ja nun nichts kann, habe ich ihr vielleicht die Lage kompliziert. Plötzlich wandte ſich die Gräfin zu ihm.

„Ich weiß, daß Sie mein Freund ſind, Georg. Iſt es töricht, wenn ich denke, daß Ihre Geſinnung zu mir ſich durch nichts ändern kann?"

Sie ſprach faſt wie in Angſt. Aber in Georg Roſenkreutz' Geſicht kam ein leiſes Lächeln:

„Gräfin," ſagte er, „es läge nicht in Ihrer noch in irgend jemands Macht. Das wiſſen Sie. Gegen meine Ergebenheit für Sie gibt es kein Mittel."

In ihren Augen lag etwas Hilfloſes. Er fühlte und erriet plötzlich, ſie konnte jetzt nicht zu ihm ſprechen. Und ſie wollte vielleicht doch, er ſolle erfahren, was da war."

„So ſagen Sie ihm, daß Sie kommen."

*

Am frühen Nachmittag ging Roſenkreutz hinüber nach dem Gut.

Der Gutsbeſitzer war ſo erregt, daß er nicht die Kräft zu höflichen Einleitungen hatte. Oder er ließ ſich nicht die Zeit. Kaum daß Roſenkreutz, ſeiner Überkleider ledig, das Arbeitszimmer des Barons Cronberg betreten hatte, begann dieſer zu ſprechen.

„Darf ich Sie nun fragen, ob die Gräfin Sie unterrichtete, weshalb ſie ſich feindlich zu mir ſtellt, oder ſind Sie nicht befugt, mir eine Antwort darauf zu geben?"

Roſenkreutz ſagte ohne Zögern:

„Ich weiß nicht das allergeringſte. Bis zu Ihrem Erſcheinen heut morgen hatte ich nicht Ihren Namen von der Gräfin gehört. Sie ſagte mir, ſie würde nichts dagegen haben, wenn ich erführe, was Sie willens ſind, mir mitzuteilen."

Der andere wandte ſich brüsk:

„Fernanda Banner iſt meine Frau!"

Eine Geſte des Erſchreckens entfuhr Georg Roſenkreutz. Dann ſagte er ruhig und gefaßt:

Ich habe Sie nicht verſtanden, Baron."

„So ſchenken Sie mir eine halbe Stunde Gehör. Wenn Fernanda Banner nichts dagegen hat, daß ich ſpreche, ſo ſoll es geſchehen. Ich muß ihnen, damit Sie mich begreifen, die ganze unſelige Sache, die mein und ihr Leben um das Beſte beraubt hat, entwickeln. Aber ich bitte, rauchen Sie dabei — ich tue es auch. Sie werden etwas Geduld haben müſſen."

Roſenkreutz war befangen. Er dachte flüchtig, ob er es wohl mit einem Geiſtesgeſtörten zu tun habe — ob er gehen ſolle und dieſes Unbegreifliche oder Verwirrte nicht anhörrn.

Dann aber fühlte er, es iſt beſſer, ich höre es, als der Mann ſucht ſich einen anderen Vertrauten. So blieb Roſenkreutz. Der Baron Cronberg ging im Zimmer umher. Es war eine Weile ſtill. Und dann begann er zu reden:

„Das Gut hier hat ſchon meinem Urgroßvater gehört. Ich aber war der Neffe des vorigen Beſitzers. Als ſolcher kam ich erſt zu Beſuch, als ich den Dienſt ſchon quittiert hatte, wegen einer Sache körperlicher Verletzung, die mich ſpäter nicht hinderte, in Afrika zu kämpfen. Meine erſte Frau beſaß ein Gut in Schleſien, das ich bewirtſchaftete. Ich beſuchte meinen Onkel, als ich mit meiner Frau in Scheidung lag.

Das iſt vor vierundzwanzig Jahren geweſen.

Hier auf dem Bannershof wohnte Fernanda Banner. Die Gräfin war damals neunzehn Jahre alt, ich bin ſieben Jahre älter als ſie. Ihr Bruder Albrecht Banner, ihr einziger Verwandter, hatte ſeine leidenſchaftlich geliebte Braut verloren. Albrecht Banner war auf Reiſen, als ich damals hierher kam. Er durchſtreifte jahrelang den aſiatiſchen Kontinent. Fernanda Banner hatte eine alte Verwandte bei ſich.

Um kurz zu ſein — zwiſchen Fernanda Banner und mir entſtand eine Leidenſchaft. Die Angelegenheit meiner Scheidung war ſo weit, daß ich nur noch auf einen Ausſpruch zu warten hatte.

Wir wollten alles Aufſehen vermeiden. Fernanda hatte eine intime Freundin in England, die Frau des Earl of Woodnorton, Parlamentsmitglied, reichlich älter als ſeine Gattin.

Fernanda reiſte zu Woodnortons. Vertraute ſich ihnen an. Der Earl of Woodnorton verſprach, die Hochzeit auszurichten. Der Bruder hatte ſeine Einwilligung geſandt. Nach engliſchen

Geſetzen waren wir von dem Beibringen umſtändlicher Papiere befreit."

Der Erzähler machte eine Pauſe. Er ſah ſeinen Zuhörer nicht an — er ſprach abgewandt, als redete er in die Luft.

„Nun kommt mein Schuldkonto. Ich war leichtſinnig. Ich habe nicht abgewartet, die Scheidungsurkunde in Händen zu haben. Sie konnte jeden Tag eintreffen — ich hatte ein Telegramm meines Anwalts, daß es ſich nur noch um einige Tage handeln könne. Ich war ein leidenſchaftlicher Mann. Ich war töricht. Ich dachte nicht, unrecht zu tun. Ich konnte nicht mehr warten. Ich ertrug es einfach nicht mehr. Fernanda Banner war ein ſprühendes Temperament. Ich — erlaſſen Sie mir das alles. Woodnorton machte in aller Stille in einem kleinen Ort uns die Hochzeit. Wir fuhren nach Woodcliffe, einem Nebengut der Woodnortons. Ich hatte zwei Wochen lang Fernanda Banner zur Frau. Ich geſtehe, es gab keinen Moment, daß ich an meine Scheidungsurkunde dachte. Sie kam nicht. Statt deſſen kam meine erſte Frau nach London, zu dem Earl of Woodnorton. Weiß der Henker, wie ſie das alles herausgebracht. Dieſer Teufel von Weib hatte in ſeinem Haß auf mich im letzten Moment — als ſie von meiner Beziehung zu Fernanda Banner hörte, die Scheidungsklage zurückgezogen, mit der Erklärung, daß ſie nie und nimmer in eine Scheidung willigen würde. Wir hatten keine anderen Gründe gehabt, als die gegenſeitige Abneigung. Der Earl of Woodnorton kam zu uns, d. h. er kam zu mir. Er verbot mir ſein Haus. Er brachte es zuſtande, daß ich Fernanda nicht mehr ſah. Ich fuhr wie ein von Furien Gehetzter nach Deutſchland, à tout prix die Löſung meiner Ehe zu betreiben. Ich habe dem Teufel von Weib mein ganzes Vermögen angeboten — ich habe ſie angefleht, ihr gedroht — alles umſonſt. Ich ſtand vor einem Stein. — Ich ſchrieb Briefe über Briefe an Fernanda, der Earl of Wood-

norton ſandte ſie uneröffnet mir zurück. Ich reiſte nach England — es war mir unmöglich, zu Fernanda zu dringen. Ich ſandte nacheinander zwei Freunde — der Earl of Woodnorton verabſchiedete ſie kalt. Ich ſandte Detektivs, die Dienerſtellen in Woodnorton annehmen ſollten — ſie brachten mir keinen Beſcheid zurück. Da kam ein Brief des Earl. Er würde mich den deutſchen Geſetzen überliefern, wenn ich noch einen einzigen Verſuch machte. Die Gräfin Banner ſtehe unantaſtbar unter dem Schutze ſeines Hauſes. Jeden Verſuch, mich auf die Eheſchließung vor Gericht zu berufen, würde er mit einer Anzeige an den deutſchen Generalſtaatsanwalt beantworten.

Ich beſaß keine Freundin. Eine kluge, mir wohlwollende Frau hätte doch wenigſtens irgendein Mittel, einen Weg gefunden, eine Botſchaft von mir an Fernanda zu bringen. Aber da war niemand, der mir half. Meine Freunde rieten mir, mich an den Grafen Albrecht Banner zu wenden. Der war, wie ich Ihnen ſchon ſagte, auf dem aſiatiſchen Kontinent. Mit unendlicher Mühe konnte ich — wieder durch einen engliſchen Detektiv — ermitteln, woher ſeine Briefe an die Schweſter in Woodnorton kamen. Schreiben half mir ja nichts — ich zweifelte keinen Augenblick, daß Albrecht Banner von Woodnorton aus zu meiner ſtrengſten Gegenpartei gemacht würde."

Der erregte Erzähler machte eine Pauſe. In dieſe hinein fragte Roſenkreutz:

„Iſt dieſes wirklich denkbar, daß es für einen Menſchen keine, aber auch keine Möglichkeit geben kann, eine Botſchaft zu einem andern zu bringen? Sie mußten doch, ſo viel ich die Lage überblicken kann, fühlen oder wiſſen, daß Fernanda Banner von Woodnortons beeinflußt oder gar behindert geweſen iſt. Sie reiſten, ich bin verſichert — in einer Zwangslage ab, Fernanda hatte in dem entſetzlichen Unglück ja niemand als die Freunde, ſie war ihnen geradezu ausgeliefert."

„Dies bedachte ich wohl, wenn vielleicht auch nicht ſo ganz klar. Dennoch — mir ein Wort zu ſchreiben, hätte alle Freundſchaft für und von Woodnortons nicht verhindern können, wenn ſie gewollt hätte."

„Die Gräfin war aber ſehr jung — und mußte ihre Handlungsweiſe, die Tatſache, daß Sie ſie verließen, die ihr der Earl noch in anderer Auffaſſung darſtellen mochte, um ihr Herz von Ihnen abzuwenden, im böſeſten Lichte ſehen."

„Dieſes weiß ich — aber was ſollte ich tun?"

„Sie konnten telegraphieren," ſagte Roſenkreutz.

Der andere lächelte bitter: „Als ob ich das nicht getan hätte. Meine geöffneten Depeſchen ſandte mir der Earl of Woodnorton ebenfalls zurück."

„Sie konnten ſich einem Paſtor, einem Arzt, und wenn es einer Schullehrerin war, die in der Nähe wohnten — anvertrauen."

„Die Gräfin Banner verließ den ummauerten Park von Woodnorton nicht — und empfing niemand."

Roſenkreutz lenkte auf die Erzählung zurück:

„Und Sie reiſten nach dem aſiatiſchen Kontinent?"

„Ich reiſte — mühſelig die Mittel dazu aufbringend — nach dem aſiatiſchen Kontinent.

Erlaſſen Sie mir die Reiſebeſchreibung. Ich kam wieder nach England, ohne Banner je perſönlich erreicht zu haben. Meine troſtloſen Verſuche wiederholten ſich. Ich ließ mich dann anwerben zur indiſchen Armee. Das alles immer, von Hoffnung getragen. Man gewinnt Kameraden, die Beziehungen haben."

„Jahre nach der Sache," fuhr Baron Cronberg fort, „reiſte ein engliſcher Seeoffizier, mit dem ich vertraut geworden und der einen vornehmen Namen trug, in ſeine Heimat zurück. Er verſprach mir, koſte es, was es wolle, die Gräfin Banner zu ſprechen.

Der Earl of Woodnorton empfing ihn mit allen Ehren. Er ſagte ihm, dies gälte ſeiner Perſon, ſeinem Namen, ſeiner Tapferkeit. Nur die Miſſion, die er in Woodnorton wolle, möge er als geſcheitert betrachten: Woodnortons Verbindungen waren ſo gut, daß er, ehe der andere ein Wort geſagt, wußte, es kam ein Freund zu mir."

Roſenkreutz ſeufzte. „Das iſt ja fürchterlich," ſagte er. „Aber nun mußten Sie doch endlich glauben, daß Fernanda Banner nichts mehr von Ihnen hören wollte."

„Ich habe nie eine andere Frau geliebt," ſagte der andere. „Ich heiratete einſt, weil man es mir nahe legte, weil alles zu klappen ſchien, weil ich auch wohl etwas verliebt war. Fernanda Banner aber brachte ich nicht aus meinem Herzen. Mein Gott — es klingt vielleicht unglaublich. Wäre ein Ende geweſen — eine Sache Auge in Auge — ein Ausſprechen — alles hätte wohl anders ſich geformt. Aber dieſes tödliche Schweigen. Dieſes fürchterliche Nichts. Und ſie lebte doch noch. Und ich ſpürte ihren Haß. Glauben Sie mir, ſo etwas ſpürt man. Und ſolange noch ein Haß iſt — iſt nicht alles verloren.

Ich will mich kurz faſſen. Meine Frau ſtarb dann. Die Frau, die ich nie wiederſehen konnte vor Zorn. Ich ging nach Südafrika.

Da war ſpäter der Krieg. Schließlich vergehen auch Jahre, vergehen Jahrzehnte."

Er ſchwieg erſchöpft. Roſenkreutz vermochte nichts zu ſagen. Daß man zwanzig Jahre lang, über Schweigen und Ferne, über eiſiges Schweigen und undurchbrechbare Ferne hinüber eine Liebe bewahren könne, hatte er nie bedacht. Nicht in ſeiner Möglichkeit, nicht in ſeinem Unwahrſcheinlichen. Nun ſtand es vor ihm und beanſpruchte ſeine Gedanken. Und er fühlte — die Kehrſeite, das Extrem der Liebe, die andere Leidenſchaft: der Haß mochte hier wohl am Werke geweſen ſein. Der Haß

eines Ohnmächtigen, nicht gegen die Frau gefühlt, aber gegen die Ohnmacht, hatte in dieſe Natur keine Ruhe kommen laſſen.

Plötzlich dachte Roſenkreutz: ich glaube ja ſchon dieſe ganze, unfaßliche Geſchichte.

Er richtete ſich ein wenig auf. Er ſah im Zimmer umher. Es bot nichts Ungewöhnliches — ein Herrenzimmer, weder beſonders geſchmackvoll, wie man es oft genug auf einem ländlichen Beſitz ſieht. An den Wänden waren alte Riedinger-Stiche, Pferde und Hirſche, in ſchwarzen Rahmen. Auf dem Tiſch vor Roſenkreutz lagen einige Broſchüren, Zeitſchriften und Tageszeitungen. Das Rieſenformat der Times war erkenntlich. Ihre Nummern mochten ziemlich alt hierher in das fränkiſche Dorf kommen.

„Seit wann ſind Sie denn wieder hier?" fragte Roſenkreutz endlich in das Schweigen hinein.

Cronberg, der am Fenſter geſtanden hatte, kam näher.

„Ich will ganz ehrlich zu Ihnen ſein. Das Gut hier habe ich vor Jahren an einen Freund verkauft. Und nun eine Schiebung gemacht — einen anderen Käufer vorgeſchoben. Bis zum Moment meiner Ankunft. Die war vor wenigen Wochen. Ich hatte natürlich mein Auge hier auf dem Bannershof, erfuhr, daß Fernanda Banner vor einem Jahr zurückkam. Ich habe lange gewartet — nun, ſo konnte ich auch ſo lange noch warten, um ihr, wie in den alten Zeiten, als Nachbar entgegentreten zu können."

„Mein Gott," ſagte Roſenkreutz, „Sie werden verſtehen, daß all dies mich auf das äußerſte verwirrt. Was wollen Sie denn nun? Eine Unterredung? Wohin ſoll das führen? Können Sie denn noch etwas erwarten?"

Georg Roſenkreutz erſchrak vor der Wirkung ſeiner Worte. Der hagere, braune Mann erbleichte. Aus einem verängſteten,

farblos-fahlen Geſicht ſahen entſetzte Augen auf Roſenkreutz. Der Mann zitterte. Seine Stimme klang heiſer:

„Daran habe ich nicht gedacht — nein, daran nicht — wenn nun nichts mehr wäre, wenn all dies tödliche Warten umſonſt geweſen wäre?"

Irgend etwas im Ton des fremden Mannes ergriff Roſenkreutz. Er konnte ſich plötzlich einer gewiſſen Suggeſtion nicht entziehen. Er ward angeſteckt von der Angſt, die aus Cronbergs Worten kam. Und ſo dachte er jäh und fühlte es auf irgendeine Weiſe mit: welche wahnſinnige Enttäuſchung wäre es, wenn auf dieſes ewige Warten, nun, da die beiden ſich räumlich ſo nahe waren, das Nichts käme.

„Ich werde mit Fernanda Banner ſprachen," ſagte Roſenkreutz impulſiv. Der andere ergriff ſeine Hand.

„Aber," — Roſenkreutz ſchien die ganze Sache ſchon wieder ſo unglaublich, ſo faſt weſenlos, als habe er eine Geſchichte geleſen, die nicht mehr Realität iſt, „ich kann ja nur Fernanda Banner fragen, ob ſie Sie nicht doch empfangen möchte. Aber was wollen Sie noch? Eine Vergebung? Eine Verſöhnung? Werden Sie einander nicht fremder als die Fremdeſten ſein — nun?" — —

Cronberg ſchüttelte den Kopf. In ſeinen Augen war ein ſonderbares Flimmern.

„Und wenn es wäre," ſagte er hinter zuſammengepreßten Zähnen hervor — „wenn es wäre — noch einmal will ich ſie geſehen haben. Damals — unten in Transvaal, habe ich eine ähnliche Not erlebt. Ich erzählte Ihnen davon. Damals dachte ich, ich kann nicht eher ſterben, bis ich wieder etwas getrunken habe. Ich ſchoß aus dem Rücken die Leute nieder, die das Waſſerloch bewachten. Weil es einfach unerträglich war — unerträglich: — Und dieſes Andere, dieſes Jetzt — ich will Fernanda ſehen. Und ſei es nur, daß ich die Fremdheit ſehe.

Was dann ist, das weiß ich nicht. Sie können solche Ding nicht verstehen, Rosenkreutz, danken Sie Gott, daß Sie es nicht verstehen. Daß Sie nie lernen mußten, was Warten heißt. Mit gebundenen Händen, in verzweifelter Ohnmacht warten, warten. Man möchte schreien, man möchte ein Wort stammeln, ein Wort zu dem Menschen, dessen Liebe man besaß, und man schreit ins Leere. Man möchte kommen, man möchte ein Irrsal aufklären — und man steht vor eisernen Toren. Und die Zeit verrinnt. Oh, sie geht langsam genug. In einer tödlichen, leeren Langsamkeit schleicht sie und häuft Staub auf das Gewesene, eine Schicht nach der anderen, langsam und unerbittlich. Und man weiß, es gibt viele Menschen, die vergessen, was gewesen, durch Zeit und Entfernung. Blaß und bläßer wird ihr Erinnern. Zum Schatten wird ihnen, was einst lebte. Vielleicht — dieses hofft man — auch zum Gespenst."

Er lächelte momentan fast listig.

„Vom Gespenst bist zum Revenant ist ein kleiner Schritt Dieses hofft man dann. Danken Sie Gott, daß Sie so etwas nicht kennen."

George Rosenkreutz fühlte sich fast elend. Er konnte es nicht mehr ertragen, diesen Mann zu hören.

Er stand auf.

„Ich werde mit der Gräfin sprechen, was in meinen Kräften steht."

Und Sie geben mir bald Nachricht?" fragte Cronberg.

„Sobald ich irgendeine Mitteilung zu machen habe, ist sie bei Ihnen, verlassen Sie sich darauf."

Die Dämmerung des Winterabends war schon herabgesunken, als Rosenkreutz den Gutshof verließ. Er ging langsam durchs Dorf. Der Schnee lag hoch und durch Rad- und Schlittenspuren eher aufgewühlt als gebahnt auf dem Weg.

Rosenkreutz wünschte sich eine Stunde des Alleinseins, über

alles Gehörte nachdenken zu können. Aber ein Gefühl von Takt trieb ihn nach dem Bannershof. Was ſollte Fernanda Banner denken, wenn dieſer Beſuch ſo lange währte! Sie wartete wohl in einer gewiſſen Ungeduld — auch wenn ſie eigentlich auf nichts wartete.

Er bog in die Lindenallee ein. Langſam — ſehr langſam ging er den Weg entlang. Da kam die dunkle Geſtalt von Fernanda Banner auf ihn zu. Er erſchrak — und war doch froh darum. So hatte er keine Zeit, zu bedenken.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick hier draußen?" fragte ſie.

„Gerne. Alles, wie Sie wünſchen."

Fernanda Banner ging eine Weile ſchweigend neben ihm her. Er dachte, wie iſt das alles möglich. Er begriff, auch ſie hatte ja nicht vergeſſen — und darum mußte wohl Wahrheit in dem liegen, was er gehört. Auch ſie hatte nicht vergeſſen, denn warum wollte ſie ſonſt fort — eilig und überſtürzt, wie auf der Flucht, fort mit dem alten Haus ihrer Heimat.

„Ich hätte Sie nicht dorthin laſſen ſollen," ſagte Fernanda Banner endlich, „denn nun ſind Sie beſchwert mit dieſen alten Dingen — und fühlen ſie als Wirklichkeit, als Jetzt. Aber ich weiß ja nicht — was hat er Ihnen geſagt?"

Es war ein Zögern in ihrer Stimme. Ein Haltmachen noch vor der Frage, trotzdem ſie ausgeſprochen.

„Der Baron Cronberg" — Roſenkreutz zögerte einen Moment, dann fuhr er fort — „hat mir die Geſchichte eines unfaßlichen Irrſals erzählt."

„Eines Irrſals?» fragte die Gräfin ironiſch.

„Mir kommt es ſo vor. Oder die Geſchichte einer Handlung, die wohl unbedacht und ohne letzte Gewiſſenhaftigkeit war, aber doch ſo menſchlich begreiflich — zum wenigſtens aber geſühnt durch ein Leben voll Leiden."

„So mag es ja klingen, wenn man ein Dritter iſt, der es

hört. Aus ferner Zeit herüber hört. Sie ſind ſehr tolerant, Sie nennen einen Betrug ein Irrſal."

„Cronberg glaubte, war überzeugt, daß er in kürzeſter Zeit — in wenig Tagen frei ſein würde —"

„Hat er Ihnen das geſagt?"

„Ja, Gräfin." — —

Georg ſaß in ſeinem Zimmer. Die Gräfin hatte ihn gebeten, ſie allein zu laſſen. Roſenkreutz verſuchte zu leſen oder zu ſchreiben, aber es ging nicht.

Er mußte an die beiden Menſchen ſeiner Nähe und ihr Schickſal denken. Er ſtand vor etwas Rätſelhaftem, vor dem ſeiner Jugend Unbegreiflichen, wie Menſchen noch leiden konnten um Dinge, die faſt ein Vierteljahrhundert lang in der Vergangenheit lagen. Und er ſtaunte die Kraft eines ſolchen Affektes an — ob es nun Haß war, ob es nur ein faſt wahnſinniger Eigenwille war von dem Mann — oder der Wunſch nach einer Rechtfertigung für ein Tun, über dem Zeit lag — Zeit für eine ganze neue Menſchenexiſtenz.

Roſenkreutz war jung, und ein heftiger Wille in ihm wehrte ſich, daß es ſolche Dinge des Schickſals geben ſollte: daß Menſchen, die ſich einſt geliebt, in irgendeiner Zeit ihrer Exiſtenz unſichtbare und undurchbrechliche Mauern zwiſcheneinander haben ſollten.

Dies ſprach ihm gegen alles, was er glaubte, gegen die Erkenntnis ſeines Herzens, gegen ſeinen Eigenwillen, ſeinen Menſchen- und Schickſalsglauben. Er wurde von einer heftigen Ungeduld gepackt. Wie entſetzlich muß es ſein, immer zu warten — ohnmächtig und vergeblich durch eine ſchier endloſe Reihe von Jahren auf etwas zu warten das das Herz noch will.

Es verlangte Roſenkreutz, die Gräfin zu ſehen. Aber ſie ließ ihn erſt zum Abendbrot herüberbitten. Das wurde eine ſchweigſame Mahlzeit.

Als ſie zuſammen drüben in dem gotiſchen Zimmer waren, ſagte Roſenkreutz haſtig und faſt überſtürzt, als möchte ihm hier in dem Raum, der ſo feierlich und geſchloſſen und verſchwiegen war, der Mut zu der Frage wieder entgleiten:

„Iſt es nicht möglich, daß Sie Cronberg empfangen, Gräfin? Es erſcheint mir nach dem, was ich heute von ihm hörte, eine Pflicht der Menſchlichkeit."

„Sie ſind ſehr jung," antwortete Fernanda Banner.

Er ſagte raſch und etwas im Affekt:

„Ich hoffe, Mitleid und Gerechtigkeit — Gerechtigkeit gegen wen es auch ſei, ſind nicht ein Vorrecht beſtimmter Jahre."

„Oh" — Fernanda Banner warf den Kopf zurück — „Sie greifen mich an, Georg Roſenkreutz? Gut — wenn dieſe unſelige Vergangenheit noch einmal aus ihrer Gruft ſteigen muß — dann ſollen Sie das Geweſene von mir ſelbſt hören."

Sie ſchien ihm gereizt und böſe. Er dachte, mein Gott, vielleicht kommt dieſes Vertrauen aus einem erregten Augenblick. Und er ſagte ſehr ſanft:

„Denken Sie — Sie erzählen es hier dieſem alten Zimmer. Ich weiß ſpäter nichts mehr davon, wenn Sie befehlen."

Sie ſchien wieder wankend zu werden in ihrem Entſchluß. Faſſungsloſigkeit faſt lag über ihren Zügen, die er ſonſt nur in Würde, in Harmonie gekannt. Und doch, das fühlte er, ſie muß nun ſprechen.

Und nach einer Weile begann ſie:

„Ich war jung — und habe dieſen Mann geliebt. Geliebt mit dem Glauben der erſten Jugend. Als ich vierzehn Tage mit ihm verheiratet war, verſchwand er. Der Mann meiner Freundin, der Earl of Woodnorton, kam zu mir und ſagte mir — o gewiß ſo ſchonend, wie ſo etwas Gräßliches überhaupt ausſprechlich iſt, daß ich einem Betrüger zum Opfer gefallen. Daß er nicht geſchieden ſei, nie geſchieden werden könne. Und daß

man ſchweigen müſſe. Denn über mich ſollte nicht zu dem Herzeleid noch der Skandal kommen.

Laſſen Sie mich auch ſchweigen von allem, was ich litt. Ich will nur das Äußerliche erzählen. Meine Freundin, Klara Woodnorton, kam. Ich ſah niemand als ſie, viele Wochen lang. Ich wartete verzweifelt auf Briefe. Nie kam ein Brief. Später — ſpäter hat mir Woodnorton geſagt, er habe die Briefe des Betrügers zurückgeſandt. Ich hätte ſie wohl gerne geleſen. Aber ich war ja ganz zerbrochen. Ich hatte niemand als Woodnortons — ich war neunzehn Jahre alt. Und ich mußte ihnen ja nur danken, danken für allen Schutz, alle Zartheit, alle Hilfe —"

Die Gräfin ſtand auf — ſie ging im Zimmer umher. Sie blieb vor einem Fenſter ſtehen und ſah hinaus in die Nacht.

Endlich ſagte Roſenkreutz:

„Sie waren zu ſehr betrübt, um handeln zu können, Gräfin, nicht wahr?"

„Handeln?" Ein bitterer Ton lag in ihrer Stimme. „Ich war ja ganz zerbrochen. Ich wartete doch Wochen um Wochen, er ſollte handeln. Und dann — dann kam erſt die furchtbarſte Zeit: ich wußte, daß ich Mutter werden würde."

Georg Roſenkreutz erhob ſich. Er ſtand neben der Gräfin. Er küßte langſam ihre beiden Hände.

Etwas wie ein verirrtes Lächeln kam über ihr Geſicht.

„Ich kann nicht ſo ausführlich ſein" — fuhr ſie fort. „Ich begriff es damals ja alles nicht, daß eine von der Behörde und vor der Kirche geſchloſſene Ehe keine Ehe ſein ſollte — mein Gott, man iſt wirr in der Zeit, da man ein Kind erwartet.

Woodnorton ſprach auf mich ein. Er wolle alles tun, für das Kind zu ſorgen, er würde mich vor jedem Schatten hüten, der auf mich fallen könne — er ſtellte nur die eine Bedingung, ich müſſe alles tun, wie es ſeine Einſicht, ſeine Fürſorge für richtig erkannt habe.

Ich war krank im Herzen, ich war auf das grauſamſte betrogen — ich erwartete das Kind. Wohin ſollte ich mit ihm? Ich blieb. Blieb damit unter den Geſetzen von Charles Woodnorton.

Das Kind — mein Sohn, ward ſpäter in Eton erzogen. Der Earl hat ihm einen Namen erwirkt — in einer Privataudienz beim König — den Namen nach einem kleinen Nebengut der Woodnortons. Er galt als ein Verwandter der Woodnortons. Ich hatte das Glück, ſeine Entwicklung beeinfluſſen zu können, ihm nahe zu ſein. Er iſt mit zwanzig Jahren geſtorben.

Da ging ich aus England, ging hierher." Sie machte eine Pauſe. „Wünſchen Sie noch, ich ſoll jetzt den Mann wiederſehen?"

Georg Roſenkreutz ſchwieg. Er ſchwieg, weil er nicht wußte, wo beginnen.

Da ſprach Fernanda Banner wieder:

„Hat er Ihnen geklagt, daß ſeine Briefe unbeantwortet blieben? Es mag ſein. Aber ich hatte nichts mehr mit dem Mann einer anderen Frau zu tun. Nein, nichts mehr. Und wenn nichts anderes es mir verbot, dann verbot es mein Stolz — ſpäter, als ich wieder denken konnte.

Ich habe das Leben ertragen, das ſein Tun mir bereitete. Alles habe ich ertragen. Ich habe eine endloſe — oh, eine endloſe Zeit um meine Ruhe gekämpft. Die will ich mir nicht mehr antaſten laſſen, ſagen Sie ihm das, Georg Roſenkreutz, wenn Sie ihm etwas ſagen müſſen. Das Kind — iſt ja tot."

Georg Roſenkreutz war erblaßt. Er fühlte, nicht Mitleiden konnte man dieſer Frau geben. Der dunkle Strom ihrer Schmerzen war für eines anderen Auge ans Licht geſtiegen. Der Gram und das Herzeleid langer Jahre traten für eine kurze Zeit aus ihrem Schweigen. Und nun wußte auch Georg Roſenkreutz, warum ſie die Gewänder der Trauer trug: um den Sohn. — —

Oh, er erinnerte ſich wohl des Etonſchülers in Woodnorton, des feinen, ſchlanken Knaben, der Fernanda Banner ſtolz ſeine Freundin nannte Und er begriff, daß wohl auch eine Art von Heldenmut für Fernanda Banner dazu gehört hatte, den Sohn nicht als ihren Sohn anzuerkennen, ihm die beſſere äußere Lebensſtellung als Adoptivkind des Earls of Woodnorton zu laſſen.

Roſenkreutz ſtand neben der Gräfin. Er ſagte warm und einfach: „Sie haben ſich ſelbſt, Sie haben immer ſich ſelbſt."

Sie lächelte ſchwach und erwiderte nichts. Es war ſtille im Zimmer. Die Scheite im Kamin fielen zuſammen. Fernanda Banner ging und warf ein wenig Feuerung in den Kamin — trockene Fichtenzapfen, die raſche und heftige kleine Flammen entfachten.

„Es iſt gut, daß uns der Ofen wärmt," ſagte ſie. „Der Kamin iſt mehr als Anblick gut."

Roſenkreutz dachte — wäre es nicht doch beſſer, ſie ginge wirklich von hier? Er dachte, muß es nicht zur quälenden Melancholie werden, die langen, langen Abende des Winters hier an dem ſtillen Feuer zu ſitzen, bis es erliſcht, wie endlich im Menſchen auch das Erinnern erlöſchen mag vom Tage der Entflammung?

Und plötzlich, wie ohne eigenen Willen, begann er von Cronberg zu ſprechen. Und während er Einleitungsworte ſuchte, wurde ihm der andere Mitträger dieſer Trägödie wieder lebendig. Die Qual ſeines ohnmächtigen Wartens, ſeines hilfloſen Suchens, ſeiner armen Not — die geworden aus einem Augenblick des Leichtſinns oder aus einer Leidenſchaft heraus, die ſich über den Geſetzen der Zeit und des Tages fühlte.

Er ſprach ſo ähnlich, wie der fremde Mann vor Stunden zu ihm geſprochen — er fand die Worte wieder, fand den Ausdruck für all das Verzweifelte, enervierend Raſtloſe ſeines

Wartens nach dem Augenblick, wo er ſeine Schuld oder ſein Schickſal der, die ihn einſt geliebt, ſagen könne.

Fernanda Banner unterbrach ihn.

„Ich kann das nicht mehr hören," rief ſie faſt heftig. „Ich kann nicht mehr, Georg Roſenkreutz. Ich habe von mir ſelbſt ſeit Jahren nicht mehr geſprochen — wie heute. Sie müſſen mich laſſen."

Er verſtand wohl, daß ſie allein ſein müßte, und ſo wünſchte er ihr gute Nacht. —

Nach dem ländlich frühen Mittageſſen des anderen Tages begann Roſenkreutz wieder zu ſprechen. Er fühlte, es ging nicht, daß ſie jetzt von irgend etwas Gleichgültigem redeten. Das Thema lag in der Luft — und er wußte wohl, ſeit Wochen rang Fernanda Banner mit Entſchlüſſen. Dieſes Fortgehenwollen von hier und ſeine Berufung dazu war ja nur der letzte Willensakt von ihr geweſen, den Entſchlüſſen zu entgehen, und ſo ſprach er und bat von neuem und auf die eindringlichſte Weiſe, ſie möge doch dem Mann, der ſo verzweifelt darauf warte, eine Unterredung gewähren. Wie ſie auch ausfiele, ſie müßte den Mann beruhigen. Sie müßte ihm Faſſung geben, ſie würde wenigſtens die Qual des Wartens von ihm nehmen, die er ſo endloſe Zeit getragen.

„Ich kann nicht," antwortete ſie, bleich bis in die Lippen, „quälen Sie mich nicht — es iſt mir unmöglich. Es darf nicht ſein."

Ungeduld ſtieg in Georg Roſenkreutz auf, die Ungeduld deſſen, dem es ein faſt fanatiſcher Wunſch geworden iſt, zu helfen.

„Es darf nicht ſein, ſagen Sie. Aber um Gottes willen, wo in aller Welt könnte es denn noch ein Geſetz, eine Norm für eine ſo außergewöhnliche Lage geben?"

„In mir," antwortete Fernanda Banner.

Er wußte nicht ſogleich eine Antwort. Er hatte wohl das Ge-

fühl, mit ſeinen Worten, mit ſeinem Drängen ſie zu erregen, ja vielleicht zu quälen. Zugleich aber dachte er, ſie würde es ſpäter einmal bereuen, daß eine ſo belangvolle Situation ſie handlungslos gefunden habe.

Und ſo ſprach er weiter. Sprach davon, daß ſie eine Grauſamkeit begehen würde, wenn ſie dem Mann, der ſo ſehr danach verlangte, nicht die Möglichkeit zu einer Ausſprache gäbe.

„Eine Grauſamkeit?" ſagte Fernanda Banner. „O Georg Roſenkreutz, Sie wiſſen nicht, was Sie ausſprechen. Und" — Affekt kam in ihre Stimme — „was ich vielleicht ausſprechen würde, wenn er vor mir ſtünde, das ahnen Sie nicht — und er ſoll es nie hören. Nein, niemals hören."

Georg ſah ihre Erregung. Und eben weil er in den ganzen Tagen der Zeuge ihres Bewegtſeins geweſen, hielt er Cronbergs Sache nicht für verloren — und glaubte, auch für ſie würde die Ausſprache irgendwie Frieden bringen können.

„Jede Gewißheit iſt beſſer als ein endloſer Zweifel," ſagte er. „Jedes Etwas beſſer als das ewige Nichts."

„Wiſſen Sie das ſo genau, Georg Roſenkreutz?"

„Ja," ſagte er und ſah ſie feſt an.

„Sie ſind unerträglich," ſtieß Fernanda Banner heraus. „Wiſſen Sie denn, ob es nicht ein letztes Mitleid mit dem Manne iſt, wenn ich ihn nicht ſehe? Ich weiß ja nicht, was ich dann rede. Es gibt auch eine Grenze, ein Maß für unſere Beherrſchung."

Endlich ſchwieg Georg. Er war enttäuſcht. Enttäuſcht, daß nun all der Aufwand an Gefühl und Bewegung ins Nichts zerfließen ſollte. Denn wie es ſo oft geht, der, welcher als Mittler in einer Sache aufgerufen oder durch Verhältniſſe in ſie geſtellt wurde, fühlt ſich bald als Akteur und will ſchließlich für die andern handeln. Nicht ohne die Zeichen der Verſtimmung ſchwieg Roſenkreutz.

„Dann bleibt es alſo, wie es zu Anfang war, Gräfin," ſagte er nach einer langen Pauſe — „wir wollen den Verkauf des Bannerhofes beſprechen. Ich glaube zwar, daß mit Ihrer Ablehnung Herrn von Cronberg nichts mehr in dieſem Dorf, nichts mehr in der Landſchaft halten wird."

Die Gräfin ſah ihn an. Lange und faſt ſchmerzlich. „Und ſind Sie böſe, Georg Roſenkreutz?"

Er verneinte nicht. Denn er ſagte konventionell: „Wie ſollte ich ein Recht dazu haben?"

Wieder war ein Schweigen. Die Minuten gingen leer — wie die Tage und Stunden nach einem Ende gehen.

Roſenkreutz konnte noch keine Teilnahme faſſen für die äußeren Dinge, die nun kommen ſollten. Er wartete noch auf etwas Unbeſtimmtes. Und er verließ die Gräfin, um, wie er ſagte, Briefe zu ſchreiben oder dergleichen.

*

Es verging ein ſchweigſamer Tag. Roſenkreutz und Fernanda Banner verbrachten einen bedrückten Abend zuſammen unter mühſam herbeigeholten, unnützen Geſprächen.

Des andern Tags fand er ſie noch bleicher und erregter als bisher.

Ihn quälte das alles. Er kam ſich überflüſſig vor, er dachte, er ſolle nun das Nähere über ihre Abreiſe und dergleichen mit ihr beſprechen. Aber es kamen ihm keine Worte. Dann wieder dachte er an den wartenden Cronberg und wagte ſich nicht einmal auf einen Spaziergang, aus Furcht, dem Unglücklichen zu begegnen.

So kam wieder ein ſchweigſames Mittageſſen heran, verging, und ſie ſaßen zum Kaffee im gotiſchen Zimmer.

„Warum ſind Sie ſo unerträglich ſtill?" fragte endlich Fernanda Banner gereizt.

„Verzeihen Sie, Gräfin, aber ich kann nur noch ſchweigen.

Ich hatte alles andere erwartet, nach unſeren Unterredungen — aber nun kann ich nur noch ſchweigen."

Da ſagte ſie plötzlich, wie in einem jähen, ſich ſelbſt preisgebenden Entſchluß:

„Sie reißen einem das letzte Geheimnis von den Lippen, Georg Roſenkreutz. Gut — erfahren Sie alles und dann werden Sie auch endlich verſtehen."

Sie war aufgeſtanden. Sie rang mit einer unermeßlichen Erregung. Und ſie fand endlich Worte:

„Mein Sohn, der den Namen Charles Woodcliffe trug, iſt ohne Möglichkeit der Gegenwehr in Transvaal erſchoſſen worden. Von einem feindlichen Offizier im Dienſte der Buren. Der Offizier hieß Cronberg."

Roſenkreutz wurde bleich. Er taſtete nach einer Stuhllehne.

Fernanda Banner fuhr fort:

„Wünſchen Sie, daß der Mann, den Sie ſo warm vertreten, dies hier von mir erfährt, wenn wir unſere Abrechnung machen?"

Es war ein großes Schweigen.

Roſenkreutz wußte nichts zu ſagen — in dies Letzte hinein konnte er nicht reden.

Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen, da horchte er erſtaunt auf.

Mit einer veränderten, traurigen, faſt hilfloſen Stimme ſagte Fernanda Banner:

„Das darf er nicht erfahren — Georg, das darf er nicht wiſſen. Der Diener meines Sohnes, der bei ſeiner Leiche blieb, hat ſich das Geſicht des Offiziers gemerkt. Er hat nachgefragt. Nein, dies darf er nicht wiſſen. Damit würde er nicht fertig. Dieſes Gräßliche hat er nicht verdient. Er weiß es nicht, verſtehen Sie, Georg, er weiß es nicht, daß ein Kind da war. Woodnorton hat gut verborgen; er liebte Charles; er wollte

ihn ins Leben ſtellen ohne das Wiſſen, wieviel Trauer um ſein Kommen geweſen. Ich bin aus England fort, nach Charles' Tod. Ich mußte meine Trauer anderswo verbergen. Aber das alles darf Cronberg nicht wiſſen — das — hat er nicht — verdient." — —

Über Georg Roſenkreutz kam plötzlich ein Erkennen. Ein Erkennen, wie es uns manchmal von irgendwoher zufällt, als ein Geſchenk des Augenblicks. Und ſo ſeltſam es in dieſer Stunde ſein mochte, etwas, wie ein fernes, lichtes Lächeln kam über ſein junges Geſicht. Ein Lächeln, das nicht verletzte, ein Lächeln, das wie eine große Erhebung war — über das Schickſal, über den Schmerz:

Georg Roſenkreutz hatte ſeinen Menſchenglauben wiedergefunden.

Und er ſagte:

„Es iſt die Liebe, die Cronberg den letzten Schmerz erſparen möchte. Oh, ſprechen Sie jetzt nichts mehr, Gräfin — ſagen Sie kein Wort — und laſſen Sie mich gehen. Nur wer dem andern irgendwo noch gut iſt, kann ſo für ihn denken." —

Er verließ den Raum, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie mußte nun allein ſein. Sie mußte es durchleben, ob er, Roſenkreutz, mit ſeiner Intuition des Augenblicks ein Unbewußtes enthüllt.

Als Roſenkreutz draußen auf einer wegbaren Straße am Rande des Waldes durch den Winternachmittag ging, wollten ihm ſeine Worte vielleicht verwegen und rückſichtslos vorkommen. Hier im Schweigen der weiten, ſchlafenden Landſchaft, in der großen Stille verſtand er plötzlich jene Fernanda Banner, die nur noch Schweigen und Ruhe wollte, beſſer. Vielleicht gibt es Dinge, die man in ihren Gräbern laſſen muß — die nur als fürchterliche Geſpenſter eine Auferſtehung haben könnten. Aber bei Georg Roſenkreutz war der Glaube

der Jugend, daß es bei uns liegt, die Dinge des Schickſals zum Guten zu formen.

Er kam auf eine kleine Anhöhe, von der man das Dorf überſehen konnte — das Dorf zwiſchen dem Bannershof und Cronbergs Gut. Wunderliches, einſames Land, dachte Roſenkreutz. Zwei Menſchen hat es wieder zurückgezogen mit der Kraft der heimatlichen Erde. Und ſein Herz wurde warm. Er dachte, die heimatliche Erde wird ihnen doch noch den Frieden bringen. Den Frieden nach ſo langem Kampf. Den Frieden auch über einem ſo traurigen Grab. —

Georg Roſenkreutz kam durch die dunkelnde Lindenallee nach dem Bannershof zurück. —

Es war um die Teeſtunde.

Er zögerte, was er tun ſollte. Da ließ ihn Fernanda Banner rufen.

Er fand ſie in dem gotiſchen Zimmer, wo er ſie zuerſt begrüßt.

Sie kam ihm langſam entgegen, gefaßt und voll Ruhe.

„Es iſt Ihr Werk, Georg — ich habe mich entſchloſſen, Cronberg zu ſprechen," ſagte ſie. „Ich will nicht über dieſen Entſchluß noch eine Nacht hingehen laſſen. Wollen Sie hinüber gehen, Georg Roſenkreutz, und ihn benachrichtigen? Ich weiß nicht, was daraus wird — niemand kann es wiſſen —"

„Friede für Sie beide wird daraus," ſagte Georg Roſenkreutz ernſt. Und er küßte die Hand Fernanda Banners. — —

*

Auf der Landſtraße, die zum Bannershof führt, wanderte Georg Roſenkreutz manche Stunde hin und her — die Kälte des Winterabends um ſich, über ſich in ſchmerzlichem Schein die ewigen Geſtirne. Er achtete der Kälte nicht und nicht des einförmigen Weges, den er auf und ab lief.

Er wollte nicht im Hauſe ſein. Er dachte, ſie müſſen ſich ganz allein fühlen können. Wie allein auf der Welt. Als gäbe es

keine Menſchen außer ihnen. Und dann werden ſie den Sinn dieſer Stunde verſtehen, dieſer bitteren Stunde, die zu wandeln in ihren Händen liegt, nachdem das Schickſal ſo lange ihren Händen entglitten.

Im Dorfe bellte klagend ein Hund. Der Wind, der ſich ſchon lange erhoben, wurde heftiger.

Da bog endlich Georg Roſenkreutz in die Lindenallee ein — und ging nach dem Hauſe.

Er war leiſe gegangen, aber man hatte ihn doch gehört. Das Geräuſch ſeiner Zimmertür vielleicht.

Die Stimme der Fernanda Banner rief ihn: „Georg."

Er trat auf den Flur zurück. Da ſtand Fernanda Banner, Cronberg hinter ihr. Fernanda Banner gab Roſenkreutz die Hand. Sie konnte nicht ſprechen.

Der Mann hinter ihr aber ſagte mit einer veränderten, tiefen, ſtillen Stimme:

„Sie hat mir meine Schuld vergeben."

Georg Roſenkreutz konnte nicht gleich ſprechen. Er wandte nur das Geſicht. Er ſah zu den beiden hin, wie ohne Gedanken.

Ganz ſtill war es ſekundenlang auf der Diele des Bannershofes. Still war alles geworden, das ſo lange gequält hatte.

„Sie zeigen mir etwas Unvergeßliches," ſagte Georg Roſenkreutz.

Und er hob in unbewußter Geſte, wie zu einem Gruß oder Dank, die Hand — und ging zurück in das Zimmer, aus dem er gekommen.

Das Fräulein von Sombreuil

Als in Paris die große Revolution ihre erſten Zornwellen hochwarf, hat der Markgraf Alexander von Ansbach-Bayreuth die hohenzollernſchen Stammlande an die preußiſche Krone heimgegeben. So war, bis Bonapartes Willkür anders über ſie beſtimmte, die gute alte Stadt Ansbach in Franken preußiſch geworden. Und wie einſt die franzöſiſchen Refugiés unter den preußiſchen Herrſchern und den fränkiſchen Markgrafen Schutz geſucht hatten, ſo kamen um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts die Emigranten nach Ansbach.

Etwa zweitauſend Exilierte, darunter eine Menge von Mitgliedern des franzöſiſchen Geburtsadels, belebten und bevölkerten die Stadt, in der es ſtill geworden war nach Auflöſung des markgräflichen Hofes.

Im ſogenannten „Schlößchen", einem nahe dem Hofgarten gelegenen, von dem kunſtverſtändigen früheren Miniſter von Zocha erbauten, weitläufigen Wohnhaus lebte ein Graf von Villelûme mit ſeiner Frau und einem jungen Sohn.

Villelûme hatte die Zeit beſſer vorausgeſehen als die meiſten Emigranten. Er war imſtande, das Schlößchen zu kaufen, weil er ſein Vermögen nach England gerettet und dort in allerlei Liegenſchaften angelegt hatte, die Renten brachten. Außer ihm konnten ſich wenige ſeiner Landsleute einiger Revenuen rühmen, und wenn auch der Graf Villelûme und noch einige andere bequem zu leben beſaßen, waren ſie außerſtande, der

ganzen Kolonie zu helfen. Sie konnten nur einzelne etwas unterſtützen und taten dies, indem ſie ihnen bei ihren Unternehmungen förderlich waren.

Aus dieſem Grunde verließ an einem hellen Mainachmittag die Gräfin Villelûme ihr Haus, wanderte über den Schloßplatz und ging dann durch eine enge Gaſſe nach dem ſogenannten unteren Markt, einer feinen Häuſerreihe gegenüber einer Kirche, wo die Maimeſſe ſtattfand.

Die kleine, grazile Dame, die für die Bewohner der Stadt wie alle Emigranten etwas Auffallendes hatte, bedachte ſich noch unterwegs, wie ſie die fünfzig Taler, die der Graf für dieſen Meßgang ausgeſetzt hatte, am beſten unter ihre Standesgenoſſen verteile. Denn jene Damen und Herrn, die bei Louis XVI. und Marie Antoinette getanzt hatten und in goldenen Kutſchen gefahren waren, ſtanden jetzt, wenn Meſſe war, auf den Markt von Ansbach und boten ihre kleinen Arbeiten feil.

So arbeiteten hier alle: Damen aus den müßigen Pairshäuſern des königlichen Frankreichs, Abbés, die ſonſt in den Salons die humanen Gewiſſen der Zeit geſpielt, junge Edelleute, den Pagerien entriſſen. Sie arbeiteten mit ihren Händen, ihre kleinen, manuellen Talente ſchafften ihnen jetzt den Lebensunterhalt. Vielleicht ahmten die Damen nun nach, was ſie einſt ihre Jungfern hatten arbeiten ſehen — die Abbés und die Pagen ſuchten knabenhafte Liebhabereien hervor und bildeten ſie zu einem Gewerbe aus.

Was in der Heimat und in alten Verhältniſſen eine Unmöglichkeit geweſen wäre, wurde ihnen hier das edle Attribut des Exils. Sie warteten auf die Heimkehr, die Hoffnung auf die Wiederkunft der alten Zeiten belebte ihren Mut. Sie ſuchten mit der Grazie und Leichtigkeit ihrer Raſſe auch dieſem Zuſtand ſeinen Charme abzugewinnen. In ihnen allen lebte etwas

von dem phantaſtiſchen Reiz, der durch die alten Märchen ſchreitet, wo man heute die Prinzeß, morgen die Hirtin und übermorgen die Gattin des Mächtigſten iſt, oder heute ein ſchweifender Flötenſpieler und morgen der Liebſte der jungen Frau Königin.

So ſtand — nicht mit Todesverachtung oder Scheu und gedrückt, ſondern lächelnd — eine Dame aus einem der ſtolzeſten Pairshäuſer, die Gräfin Choiſeul, in ihrer Marktbude, Zahnpulver und Parfüm eigener Erfindung zu verkaufen. Sie plauderte dazu, und die Käufer, die meiſt der Geſellſchaft von Ansbach angehörten, wurden empfangen, als gälte die Sache einem wohltätigen Zweck. Die berühmten Choiſeul-Hände nahmen mit ſpitzen Fingern das plebejiſche Geld — und niemand konnte merken, daß unter den hohen, gewölbten Lidern der Gräfin zuweilen ein kühler, ängſtlicher Blick über die kleinen Summen hinging. Der Abbé Renaud hielt ſeine Drechſlereien in derſelben Bude feil. Es ſchien ihm ſchicklich, daß die Gräfin durch ihn eine Art Schutz hatte.

Madame d'Eſton betrieb ihre Sache geſchäftlicher. Ihre Hauben waren auch von Bürgerfraurn begehrt, ſie rief Vorübergehende an und hatte mehr Abſatz als der Sieur de St. Geraud mit ſeinen Maroquinmützen, die er für Kunſtwerke hielt, und der beleidigt wurde, wenn jemand aus dem Bürgerſtand daran mäkelte oder feilſchte.

Die Söhne des Marquis de Ponat hingegen ſtanden fein und ſchlank mit hochmütigen Geſichtern in ihrer Bude, wo die Pfeifen, Maultrommeln und Flöten hingen, die ſie verfertigt hatten.

Kam ein Käufer, ſo ſpielten ſie ein Lied, und die ſeltſamen Weiſen, die ſie auch auf den einfachſten Inſtrumenten hervorbringen konnten, lockten die Paſſanten an.

Sie hielten in ihrem Stand aus Gefälligkeit auch die Papp-

arbeiten des Capitain de Fermery feil, der ein Soldat war, dem jede Leutſeligkeit fehlte und jedes Talent zum Verkauf.

So waren die Träger ſtolzer Namen des alten Frankreichs unter den Bürgern und Händlern der Meſſe. Die Gräfin Choiſeul hatte ihren Stand an der Gumbertuskirche, dicht bei dem ſchönen Brunnen, auf dem die vergoldete Büſte des letzten Markgrafen ſtand. Dieſen Platz liebte ſie, und ihre Freunde ſagten gern, die Gräfin Choiſeul fühle ſich noch vornehmer als der regierende Herr, denn er hielte nur Waſſer feil und ſie Parfüms.

Zum Stand der Gräfin Choiſeul trat alſo die Gräfin Villelûme. Sie wählte ein wenig Zahnpulver, einige Flakons und ein paar gedrechſelte Büchschen des Abbés Renaud und legte dann mit diskreter Gebärde ein Päckchen Talerſcheine in die Kaſſe.

Das alles geſchah unter lebhafter Konverſation. Sie ſei untröſtlich, nicht länger bleiben zu können, ſagte Charlotte Villelûme, aber ſie müſſe noch die ganze Meſſe abgehen. Es blieb gerade leer vor dem Choiſeulſchen Stand. Da wandte ſich die Gräfin dem Abbé zu und ſagte leiſe: „Die Villelûme ſieht ſehr ſchlecht aus. Lieber Renaud, wäre es nicht eine Pflicht, ſie zu warnen?"

Der Abbé Renaud wiegte bedächtig ſeinen kleinen, ſchmalen Kopf hin und her.

„Warnen, teuerſte Gräfin? Eine Frau vor ihrem Anbeter warnen, heißt, ſie ſicher in ſeine Arme treiben. Oder es heißt, eine Nachtwandlerin wecken."

Doch die Gräfin antwortete: „Ich weiß nicht, ob Sie recht haben. Unſere gute Villelûme trägt ein dunkles Erinnern. Man muß auf ſie achtgeben."

Charlotte Villelûme ſchritt unterdeſſen, wirklich einer Nachtwandlerin nicht ganz unähnlich, durch das Gewühl des Marktes.

Der Pompadour wurde ſchwerer und ſchwerer unter den Einkäufen, und es ſchien harmlos und natürlich, als bei der Bude der jungen Ponats ſich lächelnd ihr ein hochgewachſener, brünetter Herr näherte und ſagte: „Gräfin, Sie erlauben mir doch, daß ich Ihre Sachen trage?“

Die Gräfin nickte: „Gewiß, ich danke, Graf Egmont.“

Die jungen Marquisſöhne in der Bude begrüßten voll Reſpekt Charlotte Villelûme.

„Kommt Gaſton nicht noch ein wenig?“ fragte der ältere Ponat.

„Nein,“ ſagte Gaſtons Mutter. „Sein Vater erlaubt es ihm heute nicht. Aber vielleicht darf er morgen nachmittag kommen, nicht wahr?“

Der Graf Egmont war an die benachbarte Bude des Sieur de Renaud getreten. Dann trat er unauffällig wieder zu Charlotte Villelûme, und ſie kamen, wie ohne Abſicht, langſam in kleine, ſtille, menſchenleere Gaſſen.

Da beugte ſich Graf Egmont zu Charlotte Villelûme herab und ſagte: „Ich reiſe alſo übermorgen. Die Poſt iſt ſchon beſtellt. Ich warte dann in London. Es geht alles aufs beſte. Acht Tage ſpäter ſind wir zuſammen, Charlotte.“

„Und dann?“ fragte die Gräfin Villelûme.

„Dann? Nun dann haben Sie die Brücken hinter ſich abgebrochen und ſind in Freiheit. Und bei mir, Charlotte.“

Er redete weiter. Er ſchilderte der Gräfin Villelûme allen heißen Reiz dieſes ferneren Lebens. Ihr Gemahl würde ſicher in die Scheidung willigen. Sie können ihm ſofort von London aus ſchreiben. Es läge ja alles ſo günſtig. Sie mache die von ihr ſchon öfter unternommene Reiſe, um die Revenuen des Grafen Villelûme einzuziehen, niemand würde Verdacht ſchöpfen, alles ginge vortrefflich.

Charlotte Villelûme ſagte leiſe: „Und mein Sohn?“

Der Graf von Egmont antwortete brüsk: „Gaston Villelûme gehört zu seinem Vater. Sie sind die gleichen Charaktere. Kalt, ruhig, affektlos. Wir haben das doch oft besprochen. Aber ich will nicht drängen. Nein. Sie reisen in Geschäften Ihres Mannes nach England — und ich werde dort sein. Alles andere haben Sie erst dort zu entscheiden."

Er begleitete sie bis in die Nähe ihres Hauses. Und beim Abschied flüsterte er noch einmal: „Alles, was dann sein wird, hast ja nur du zu entscheiden."

Die Gräfin Villelûme kam erregt in ihre Zimmer. Sie hatte Egmont noch kein Versprechen gegeben. Irgendein Zögern war noch in ihr. Aber es erfüllte sie mit Unruhe und Erwartung, zu denken, daß sie ihn traf, wenn sie nun nach England ging, und daß es an ihr lag, bei ihm zu bleiben. Es war, daß er ihr, die in einer stillgewordenen Ehe dahinlebte, eine neue Erregung gegeben. Sie kannte lange nur noch einen ruhigen Mann, der in seiner Arbeit und der Erziehung seines Sohnes aufging. Und nun brachte Egmont wieder einen Traum in ihr Leben. —

Kühl und ruhig ging Charlotte Villelûme in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Der erhob sich und fragte: „Hast du etwas zu besprechen? Es ist nur, ich erwarte in einer kleinen Viertelstunde Freund Cologne."

Der Sieur de Cologne redigierte von Ansbach aus die französische Zeitung, die in Mannheim herauskam. Villelûme äußerte sich gerne in diesem Blatt, und die beiden Herren konferierten fast täglich miteinander.

Charlotte Villelûme saate: „Es ist nur, wann soll ich nach London? Ist es nächste Woche recht?" Villelûme, ein schlanker Vierziger mit einem sehr ebenmäßigen, beherrschten Gesicht, sah einen Moment erstaunt auf, dann aber antwortete er ruhig: „Ich dachte, die Reise eilt nicht so sehr. Aber ich bin

natürlich vollkommen einverſtanden, wenn ſie früher ſtattfindet."

Der ausdrucksvolle Mund der Gräfin Villelûme zog ſich in den Winkel herab. Gewiß, es war ihrem Manne völlig gleichgültig, wann ſie fuhr.

„Wo iſt Gaſton?" fragte ſie.

„Gaſton hat Zimmerarreſt. Und am beſten keine Unterbrechung darin."

Charlotte Villelûme wollte etwas Heftiges erwidern. Aber ſie zwang es nieder. Gut, es lag nicht an ihr, daß ſie ihren Sohn ſo wenig ſah.

Sie verbrachte einen einſamen Abend. Sie ordnete Papiere in ihrem Schreibtiſch. Es war gut, Ordnung zu ſchaffen, wenn man eine Reiſe vorhatte. Was konnte ſie denn halten in dieſem Hauſe? Der Sohn gehörte ihr nicht, ſondern dem Vater. Aus Neigung und Charakter gehörte er zu ihm. Und des Grafen einſtige Liebe zu ſeiner Frau war eingeſchlafen. Die Politik, die Erziehung Gaſtons, das alles beſchäftigte ihn. Die Schickſale der verſchiedenen Landsleute in der Stadt waren ihm wichtig. Wie ſeine Frau ſich fühlte, bedachte er nicht. Wohl, ſie verbrannte, ſie ordnete Papiere. Denn — vielleicht kam ſie nicht wieder, wenn ſie nun ging. Und es durchſchauerte ſie, wenn ſie dachte, von wem ſie erwartet wurde. Sie fühlte ſich plötzlich wie glücklich. Sie ſah ein neues Wunderland vor ſich, das ſeine Tore auftat. Und in dieſem Gedanken wurde ſie weich, dachte ſie an Gaſton, ihren Sohn, der heute den ganzen Tag das Zimmer nicht hatte verlaſſen dürfen.

In einem ſpontanen Entſchluß überſchritt Charlotte die Korridore und klinkte vorſichtig die Türe bei Gaſton auf, denn ſie glaubte, vielleicht ſchliefe er ſchon. Aber Gaſton ſaß bei einer Kerze an ſeinem Arbeitstiſch. Er ſprang auf und begrüßte höflich und kühl ſeine Mutter.

„Warum biſt du noch nicht zu Bett?“ fragte ſie.

„Weil Papa befohlen hat, daß ich aufbleibe.“

„Zu welchem Zweck denn, ſollſt du noch lernen?“ Die Gräfin Villelûme fragte es zerſtreut. Sie fand kein Gefallen an dem Weſen Gaſtons. „Muß du denn die ganze Nacht aufbleiben? Was haſt du denn getan?“

Gaſton Villelûme legte ſeine Bücher zuſammen und ſagte: „Ich hatte Hausarreſt und bin trotzdem auf die Meſſe gegangen. Ich muß aufbleiben, bis der Sieur de Cologne geht.“

„Aber der bleibt doch oft ſo lange,“ rief die Gräfin mit einiger Teilnahme. „Gehe du ſchlafen. Ich werde es Papa ſagen, daß ich dich zu Bett ſchickte.“

Da wurde der Junge rot und ſagte faſt erſchrocken: „Nein, ich darf das nicht. Ich bin noch in Strafe.“

„Nun, antwortete die Gräfin, „dann werde ich heute Papa bitten, daß er dich freiläßt.“

Aber Gaſton, ſtatt ihr zu danken, antwortete: „Ich bitte, das nicht zu tun.“

Die Gräfin ſich ſo abgewieſen ſehend in einer Aufwallung von Beſorgnis um ihren Sohn, ſagte kein Wort mehr, ſondern verließ das Zimmer. Sie war böſe auf Gaſton. Wie unfreundlich benahm er ſich. Gut, ſie wollte einmal ſehen, ob er zu ſeinem Vater auch ſo war. Sie überdachte raſch, es ſtand gewöhnlich die Tür ſeines Arbeitszimmers zu dem blauen Kabinett offen, da konnte ſie unbemerkt ſehen, was vorging. Und ſie wartete, von einer unbeſtimmten Eiferſucht gereizt, bis der Sieur de Cologne das Haus verließ und ſie Villelûme nach Gaſton rufen hörte.

Dann betrat ſie leiſe das blaue Kabinett, wo ſie von einer Fenſterniſche aus das Arbeitszimmer überblicken konnte. „Würden ſie nun ſehr vertraulich miteinander ſein? Aber nein, es war durchaus keine freundliche Szene im hellen Licht der Ker-

zen. Villelûme befahl in kaltem Ton, Gaſton ſolle ſeine Jacke ablegen. Er ſelbſt ging im Zimmer umher, griff irgendwo einen dünnen Rohrſtock auf und ſetzte ſich endlich auf einen Armſtuhl. Dann ließ er Gaſton vortreten und begann eine Art von moraliſchem Verhör, oder vielmehr eine Reihe von demütigenden Fragen, zu denen er zuweilen die Antworten ſelbſt formulierte und nachſprechen ließ. Sie waren ohne Zweifel aus einem Erziehungsbuch, das die ſtrengſten Anſichten über Vergehen von Kindern hatte.

Charlotte Villelûme dachte, Villelûme liebt die Zeremonien und die Unterwürfigkeit. Er handelt nie im Affekt. Alles muß wohlüberlegt und bedacht und ordnungsgemäß vor ſich gehen. Warum aber ſagt der Junge kein freies Wort? Warum ſträubt er ſich nicht gegen dieſe aufgezwungene Demut, die niemand von ſelbſt hat. Oh, dachte ſie bitter, er iſt gut erzogen. Sie ſind eine Art. Keines hat einen Funken von Temperament. Da gibt es weder Zorn noch Gnade.

Sie wartete noch. Sie dachte, vielleicht würde Gaſton ſich verteidigen. Oder aber, er würde dann ſich wehren, wenn er wirklich geſchlagen werden ſollte. Aber Gaſton beging nichts dergleichen, ſondern als der Graf die moraliſchen Reden erſchöpft hatte und ihnen Taten folgen ließ, trafen ſie einen Regungsloſen.

Dergleichen gehörte damals zur Erziehung, deshalb betrachtete es auch Charlotte Villelûme als eine Erleichterung, als es endlich ſo weit war.

Aber etwas anderes erfüllte ſie mit Bitterkeit und jäher Eiferſucht. Sie dachte, während ſie in ihr Zimmer eilte, ſo ſehr hängt alſo Gaſton an dem Vater, oder ſo kalt iſt er, daß er lieber ſich von ihm Schmerzen zufügen läßt, als mir die Befreiung davon zu danken. Gut. In dieſem Hauſe wollte man ihre Fürſorge nicht. —

Am andern Tag wandelte die Gräfin Choiſeul am Nachmittag auf der Promenade. Dort verſammelte ſich gewöhnlich der franzöſiſche Adel und brachte eine Art von Boulevard-Leben auf die ſtille Straße von Ansbach, die mit ihrem breiten Fahrdamm, ihren Kaſtanien und Linden ein angenehmer Aufenthalt war. Die Gräfin traf den Marquis von Ponat und Villelûme, die eifrig miteinander ſprachen. Sie winkte einen Gruß zu beiden hin und ſagte im Vorübergehen: „Ich beſuche Ihre liebe Frau, beſter Villelûme."

Charlotte Villelûme ſaß wieder vor ihrem Schreibtiſch und ordnete Papiere, als ihr die Gräfin gemeldet wurde. Geſtern war die Dame aus dem Blut der Valois in einer Marktbude geſtanden, heute kam ſie, wie ſie in Paris zu einer Freundin gekommen wäre: verbindlich, liebenswürdig, heiter.

Charlotte Villelûme aber hatte ein leiſes Gefühl von Mitleid. Sie ſah, wie mühſam aus alten Reſten beſſerer Zeit zuſammengeſtellt der Putz der Gräfin Choiſeul war. Dieſe plauderte. Nicht von ihren Miſeren, das wäre taktlos und ennuyant geweſen. Sie ſprach davon, daß die Frau Miniſterin von Hardenberg bald einen Ball geben würde für die Emigranten und erzählte weiter, eben jene Dame habe Gaſton Villelûme ſo lieb, ſie beneide die Gräfin faſt um dieſen ſchönen Sohn. Da ſagte Charlotte Villelûme heftig und erregt: „Mein Sohn gehört ſeinem Vater, und ſein Vater gehört ſeinen Geſchäften. Mich brauchen die beiden nicht."

Zwiſchen den Damen waren ſolche Vertraulichkeiten nicht das gewöhnliche. Die Gräfin Choiſeul richtete ſich ein wenig höher auf. Sie ſtrich mit den ſchönen, mondänen Händen über die Tiſchplatte hin, als wolle ſie etwas entfernen, was nicht hergehörte. Und ſie ſagte feſt:

„Meine liebe Villelûme, wenn ein heranwachſender Knabe ſeine Mutter nicht braucht, ſo iſt es, weil ſie ſich zu wenig um

ihn kümmert. Oh, liebe Freundin, ich weiß, es iſt nicht leicht, im wahren, tiefſten Sinn Mutter zu werden. Denn das heißt, ſehr demütig werden. Das heißt, tauſendmal ſich ſelbſt zu überwinden. Es heißt, die eigenen Träume begraben."

Charlotte Villelûme errötete.

„Um eines Pflichtbegriffs willen, Gräfin Choiſeul? Nein, das kann nicht die Wahrheit freier Menſchen ſein."

Die Gräfin Choiſeul beugte ſich ein wenig vor. Sie ſagte weicher, als ſie je zu Charlotte Villelûme geſprochen:

„Eine Mutter iſt kein freier Menſch mehr. Eine Mutter findet keine Ruhe und keine Seligkeit, wenn ſie ihr Kind allein gelaſſen hätte. Die Leidenſchaften wechſeln, die Träume unſerer tiefſten Sehnſucht aber bleiben fern wie die Wolken am Horizont. Sie ſind vielleicht unſere Religion, unſer Himmel. Ein Kind verbindet uns mit der Erde. Dieſe Erde freiwillig zu verlaſſen, das wäre nie gut —"

„Was wiſſen Sie von mir?" fragte Charlotte Villelûme in einer leiſen Verwirrung.

„Ich habe viel an Sie gedacht," ſagte ſchlicht die Gräfin Choiſeul. „Ich mußte heute zu Ihnen. Ich weiß nicht. Nur an Sie denken mußte ich dieſe Nacht, weil ich Ihnen gut bin." — —

Charlotte Villelûme blieb in Erregung zurück. Und plötzlich dachte ſie, ſie wolle noch einmal zu Gaſton gehen. Der Graf war nicht zu Hauſe. Vielleicht fand ſie doch noch eine Stunde mit Gaſton, die ihm dann ſpäter ein Erinnern an ſie hinterließ. Sie traf Gaſton in ſeinem Zimmer. Er lag auf dem Sofa, hatte die Beine über eine Lehne geſtreckt und ſtarrte mit einem ſonderbaren Ausdruck nach der Decke. Er ſprang erſchrocken auf und ſtrich ſich das Haar und die Jacke zurecht. „Bleib doch liegen," ſagte Charlotte Villelûme, denn ſie dachte, ſein Rükken wird ihn noch ſchmerzen, und ſie fuhr raſch fort: „Was haſt

du denn eben gedacht, als ich herein kam? Magſt du mir das nicht erzählen, was dich beſchäftigt? Sieh, ich wollte gerne den Nachmittag mit dir plaudern. Wir ſprechen uns ſo ſelten, du biſt immer mit Papa." Sie merkte mit einer gewiſſen Befriedigung, Gaſton erſchrak ein wenig bei dieſem Wort. Sie wiederholte ihre Frage. Da ſagte Gaſton: „Ich habe etwas Seltſames gehört. Henri Ponat hat es mir vorhin erzählt. Ich dachte immer, Frauen hätten keinen Mut."

„Ach," lächelte Charlotte Villelûme, „wirklich gar keinen Mut?"

„Weißt du," fuhr er fort, „ich meinte, ſie können nichts ertragen. Männer kämpfen, Männer erdulden Gefangenſchaft und Tod um einer Sache willen, aber Frauen weinen und klagen. Aber da hat mir Henri etwas erzählt. Daran dachte ich gerade. Eine Dame unſeres Standes ging in Paris ins Gefängnis, um ihren Vater und ihre Brüder zu retten. Und dafür hat ſie etwas getan, das ſei das Argſte, was ein Menſch tun kann, ſagte mir Henri. Es wäre ſchlimmer geweſen, als ſelbſt zu ſterben, und böſer, als wenn man gefoltert wird. Er wollte mir ſagen, was es war; aber da kam der Marquis ins Zimmer und verbot Henri, noch ein Wort von der Geſchichte zu reden. Und ſo habe ich es nicht zu Ende gehört. Es war in der Revolutionszeit, und dieſe Dame hieß das Fräulein von Sombreuil. Weißt du nicht ihre Geſchichte? Du warſt doch früher auch in Paris, da könnteſt du doch davon gehört haben."

Die Gräfin Villelûme ſah einen Augenblick zur Seite. Dann ſagte ſie: „Setze dich zu mir, da hierher auf das Sofa, Gaſton. Ich will dir die Geſchichte des Fräuleins von Sombreuil erzählen:

Sie war achtzehn Jahre alt, als ſie mit ihrem Vater, dem Gouverneur der Invaliden, und ihren Brüdern verhaftet und in den Kerker geworfen wurde.

Sie konnte ſingen, und ſie hatte einmal ihrem Vater ſein Lieblingslied geſungen. Das hörten die Henkersknechte, und ſie verlangten nun oft, ſie müſſe ihnen luſtige oder wilde Lieder vorſingen. Mit blutigen Armen und Händen kamen ſie manchmal in den Raum herein, wo das Fräulein von Sombreuil mit einigen andern Damen war und verlangten ihren Geſang."

„Tat ſie es? Sang ſie?" fragte Gaſton.

„Ja, ſie tat es. Denn dann durfte ſie ihren Vater ſehen. Oder manchmal vergaßen die Henkersknechte einige von ihren kleinen Beſchäftigungen, wenn das Fräulein von Sombreuil ihnen die Lieder der Normandie oder die wilden Rhythmen von der Loire ſang.

Aber es kam ein Tag, da wurde Herr von Sombreuil zum Tribunal geführt, und ſeine Söhne ſollte ohne alles Verhör derſelbe Spruch treffen wie den Vater. Die Söhne aber ſchleppte man gebunden gleich auf den Hof, wo die Guillotine arbeitete. Da wußte das Fräulein von Sombreuil, wie es um ihren Vater ſtand — und ſie wartete vor der Tür des Gerichtszimmers, wartete und wartete.

Endlich öffnete ſich die Pforte, und die Henkersknechte ſchoben Herrn von Sombreuil heraus. Er ſollte ſofort das Schafott beſteigen. Da warf ſich das Fräulein von Sombreuil über den Vater — und zuſammen wurden die beiden auf den grauenhaften Hof gezerrt, wo ſchon mehrere ſoeben gefallene Tote lagen.

Da beſchwor das Fräulein von Sombreuil die Henker, den Vater zu ſchonen und ſie dafür zu töten. Nein, das ginge nicht, ſagte mitleidig einer, der gern die Lieder der Normandie hörte. Aber ein anderer, ein brauner, rieſenhafter Menſch, fing an zu lachen und ſchrie: ‚Das iſt die mit den Liedchen. Kommt, wir wollen ihr eine Gnade erweiſen. Es wird heute nicht ſo genau nachgezählt, wieviel Arbeit wir getan haben.'

Und er nahm einen ſchmutzigen Becher und füllte ihn mit dem Blut der eben getöteten Ariſtokraten und ſagte grinſend: ‚Sie ſoll das trinken.‘

Und er kam zu dem Fräulein von Sombreuil, hielt ihr den Becher mit dem noch warmen Blut hin und ſagte:

‚Wenn du das trinkſt, Bürgerin, iſt dein Vater frei und deine Brüder. Wenn du nicht trinkſt, zwingen wir dich, ein Liedchen zu ſingen, während wir ſie kaput machen.‘

Das Fräulein von Sombreuil ſah ihren alten Vater und die jungen Brüder.

Und da trank ſie das Blut — ſie überwand das namenloſe, körperliche Entſetzen vor dem Trank, ſie überwand die Pein der Seele: ſie konnte ſich zwingen zu dieſem Schauderhaften, weil ſie das Leben ihres Vater und ihrer Brüder damit erkaufte.

Aber" — die Stimme der Gräfin wurde leiſer — „ſie hat das nie überwinden können. Es quälte ſie lange — lange Jahre —"

„Woher weißt du das?" rief Gaſton. „Iſt ſie niemals froh geworden? Wo iſt ſie jetzt? Lebt ſie noch?"

Da kamm ein ſonderbares trauriges Lächeln über das Geſicht der Gräfin. Und wie eine, die plötzlich der Zwang erfaßt, ſich preiszugeben, die nichts mehr fürchtet, die Abſchied nimmt, ſagte ſie: „Ich bin das Fräulein von Sombreuil."

Sie hatte keine Wirkung ihrer Worte erwartet. Sie waren ihr entflohen, wie wilde Vögel fliehen. Da ſich Charlotte Villelûme von zwei jungen Armen umfaßt. Und ſie fühlte einen weichen, heißen Mund auf dem ihren.

Und Gaſton, ihr vierzehnjähriger Sohn, ſtammelte: „Ich will dich ſo lange küſſen, bis deine Lippen nichts mehr von dem fremden Blut wiſſen — nichts mehr wiſſen."

Es war Charlotte Villelûme, als begriffe ſie nichts. Und ſie

begriff doch, begriff es, ein wunderbares neues Gefühl am Herzen:

Das war ihr Sohn, der so sprach. Das war der Überschwang der Sombreuil, der da aus ihm redete, ihm seine Zärtlichkeit, seine Wärme gab. Das war Blut von ihrem Blut, Herz von ihrem Herzen — und sie lächelte und sagte „Mein kleiner Gaston, hast du mich denn lieb?"

Gaston Villelûme schlug seine dunkeln Samtaugen auf. Er sagte nur: „Ich bin der Sohn des Fräuleins von Sombreuil." Und er drängte sich an seine Mutter. — —

Sie wurden aufgeschreckt. Villelûme kam nach Hause. Charlotte merkte, daß Gaston irgend etwas Ungutes erwartete.

Aber Villelûme kam freundlicher als sonst in das Zimmer. Er ging, nachdem er Charlotte begrüßt, auf Gaston zu und gab ihm die Hand.

„Nun, mein Junge," sagte er, „das hättest du mir gestern wohl erklären dürfen wegen der Messe. Ich achte deine Freunde deswegen nicht geringer."

Gaston wurde dunkelrot.

„Es ist," wandte sich Villelûme an Charlotte, „Gaston hatte gestern Hausarrest und lief dennoch in den Morgenstunden auf die Messe, wo ich zufällig auch so früh zu tun hatte. Ich dachte, er sei aus Freude am Vergnügen da. Aber es verhielt sich anders. Seine Freunde Ponat besaßen, da ihr Vater erst heute von einer Reise kam, nicht das Geld, ihren Marktstand zu bezahlen. Es wäre ihnen somit der Verdienst entgangen. Sie vertrauten sich Gaston an am Vorabend, und der lief dann des Morgens hin, um ihnen beizustehen. Denn es wäre sehr blamabel für die Ponats gewesen, wenn sie einen Fremden hätten bitten müssen, und es wäre ihnen zu Hause schlimm ergangen. Gaston wollte die Armut seiner Freunde nicht bloßstellen, son-

dern er hat ſich für ſein Fortlaufen beſtrafen laſſen. Das war ſehr anſtändig gegen die Freunde gehandelt."

Charlotte Villelûme wußte nun, warum Gaſton geſtern ihre Fürſprache abgelehnt hatte; es war, damit er bei einer Erörterung über die Sache nicht ſprechen mußte.

Gaſton ſtand ſcheu zur Seite. Aber plötzlich wurde er von einem unwiderſtehlichen Drang erfaßt, und als verkünde er ſeinem Vater eine Neuigkeit oder müſſe ihm klarmachen, was ſeine Mutter war, rief er: „Mama iſt das Fräulein von Sombreuil."

Der Graf von Villelûme lächelte nicht zu dieſer kindlichen Botſchaft. Er wurde faſt verwirrt.

„Die Sombreuil, ja, die Sombreuil," ſagte er vor ſich hin, „ſie können Opfer bringen."

Etwas ſcheu wandte er ſich an Charlotte: „Ich glaube, du haſt viel mit Gaſton zu ſprechen." Und er ging leiſe aus dem Zimmer. —

Charlotte Villelûme aber ſaß mit ihrem Sohn zuſammen. Und in dieſer Abendſtunde öffnete ſich ihr ſein junges Herz. Sie erfuhr, daß er nie gewagt hätte, mit ſeinen Dingen zu ihr zu kommen, weil er gedacht, es intereſſiere ſie nicht. Sie erfuhr, daß er ſeinen Vater fürchte und immer in Angſt lebe vor ſeiner Härte. Er könne oft ſeine Schularbeiten nicht richtig machen, und niemand helfe ihm; die Ponats täten es ja gerne, aber ſie wären etwas hinter ihm mit ihrem Wiſſen.

Wenn er ſchlechte Noten heimbrächte, glaube Papa, er ſei nicht fleißig geweſen. Und er könne doch oft manches nicht lernen, ob er nun Mama nicht manchmal fragen dürfe. Im Schutz der Dämmerung erzählte der Junge, von einem jähen Vertrauen erfaßt, ſeine kleinen Leiden und ſeine Wünſche — und Charlotte Villelûme dachte voll Beſchämung, daß ſie, in ihre eigenen Gedanken verloren, ſich nicht darum gekümmert hätte.

Aber Gaſton wurde wieder munterer. Er ſagte von neuem voll Stolz:

„Du biſt das Fräulein von Sombreuil. Oh, ich werde auch einmal etwas Großes tun. Du ſollſt ſchon ſehen, Mama.“

Carlotte Villelûme dachte, es war die Tat eines verzweifelten Affekts, für die mein Sohn mich jetzt bewundert. Es war die Selbſtüberwindung eines Augenblicks, für die jetzt ſein knabenhaftes Herz ſchlägt.

Die Stunde ſprach zu Charlotte Villelûume: Dieſes Opfer haſt du einſt deinem Vater gebracht. Iſt nicht noch ein anderes von dir zu bringen für deinen Sohn?

Und ſie wußte, es wird nicht die Selbſtüberwindung eines Augenblicks ſein, ſondern ein langes und ſtilles Opfer ihres letzten Frauentraumes — ein banges, banges Opfer.

Ihre Seele zitterte bei dieſem Entſchluß. Aber ſie war nicht nur von einem Schmerz erſchüttert: ihrem Sohn, der ihres Blutes war, wollte ſie ſeinen Glauben erhalten an das Fräulein von Sombreuil und ihm einen neuen Glauben geben an ſeine Mutter.

Und mit der Kraft des Entſchluſſes, die auch das Fräulein von Sombreuil getragen, nahm Charlotte Villelûme ihr Herz in mutige Hände, es ihrem Sohn zu ſchenken.

*

Dieſe kleine Geſchichte ſandte mir Georg Roſenkreutz einmal als Gruß aus unſerem alten Ansbach. Und dann iſt ihm eine lange Zeit vergangen, von der ich nicht ſprechen möchte. Nur ein Stück davon kann ich aus der Ferne erzählen; und es iſt ein Wort darin, das klingt, wie ein verwehtes Lied:

„Weil ich Sie liebe, Goſpodin —“

Weil ich Sie liebe, Goſpodin

Georg Roſenkreutz bekam ſeine beiden Zimmer im vierten Stock des Hotels. Er hatte eben den Tee genommen, nun drehte er das elektriſche Licht aus und trat an das breite Fenſter. Er mochte den Blick auf den Potsdamer Platz gerne. Da lag, ſeltſam in der Tiefe, das Bahnhofsgebäude, da floſſen die Straßenbahnlinien zuſammen. Und alles war von Menſchen, Dingen, Lichtern überflutet und in unabläſſiger Bewegung.

Dieſe raſtloſen Wellen aber gingen um eine große Stille, um einen engen, abgeſchiedenen Raum, wo hinter Mauern noch verſchollene Tote ruhen. Im klaren Schein unzähliger Flammen konnte man ſehen, daß der Raſen noch grün war, von dem traurigen Grün alter Winkel und Kirchhöfe, die ſelten mehr ein Fuß betritt.

Georg Roſenkreutz dachte, nun haben ſie die Grabſteine ſchon entfernt. In einer Mauerecke ſchienen ſie zuſammengeſchichtet, die paar alten Steinwürfel und Eiſenkreuze, die ihm ſeit langen Jahren dort Vertraute geweſen. Und ihm fiel ein, die Totenſtätte war endlich dem Vergeſſen beſtimmt. Dann würde der Platz da unten ſein, wie es hundert andere in irgendwelchen Städten gibt.

Er trat vom Fenſter zurück und machte das Zimmer wieder hell. Er ordnete ſeine Sachen auf dem Schreibtiſch. Hatte er denn etwas zu ſchreiben? Mußte jemand ſo dringend ſeine Adreſſe erfahren? Nein. Georg fing an zu rauchen. Er ſah

ſich gedankenlos dabei die Einzelheiten ſeines Zimmers an; es war ein kleiner, feiner Raum, von dem man nicht denken konnte, daß ein antipathiſcher Menſch ihn vorher bewohnt.

Georg ertappte ſich plötzlich dabei, daß er unverwandt auf das Meſſingkäſtchen mit der Glasſcheibe nächſt der Türe geſehen hatte. Er wußte, in dieſen kleinen Behälter fielen faſt lautlos die Briefe. Der Aufwärter ſchob ſie herein. Dann lagen die Briefe wie in einem gläſernen Sarg – ein Kommen, ein Warten, eine Verheißung oder ein Geweſenes.

Ja, es gibt ſolche Briefe, die man mit einer vagen Hoffnung ergreift, doch im Innerſten wiſſend, daß ſie nur das Phantom eines einſt Geweſenen vorzugaukeln vermögen – vielleicht irgendwo an einen Schmerz rührend oder an einen Klang, um alles wieder aufs neue ins Weſenloſe fallen zu laſſen.

Georg ſah nach der Uhr. Noch Stunden, bis er hinunter ins Reſtaurant gehen konnte, zu eſſen. Er mochte das nicht ungern.

Man ſah fremde Geſichter: lachende, gleichgültige, überanſtrengte. Doch gleichviel: alle trugen ſie irgendwo ein verbanntes Schickſal. In einem Exil geht jeder Menſch.

Oder ſollte er Bekannte antelephonieren? Noch nicht, dachte er. Sie fragen alle, auch wenn ſie ſchweigen. Es iſt ſehr unnützlich und auch nicht ſchön, ſchweigend oder in Worten das Urteil zu vernehmen, daß die Frau, die man liebte, nicht mehr die Billigung der Freunde hat, ſeit ſie uns nicht mehr liebt.

Aus dieſer grauſamen Melodie macht auch der Ton der innigſten Teilnahme keinen Sphärenklang. Draußen, auf dem Lande, in ſeinem verödeten Haus klang die grauſame Melodie an jedem Tag – lange, lange ſchon. Draußen, auf dem Lande, wo nichts ſich wandelt, wo ſelbſt die Dinge vor Alter faſt zum Übernatürlichen werden, glaubt man an ewige Wiederkünfte.

Dies endlich zu verlernen, war Georg nach Berlin gekommen. Er erzählte ſich, daß es intereſſante Zeitfragen, neue Kunſtwerke, Bücher, Erfindungen und Menſchen gäbe. Welches alles man in Berlin kennen lernen könne.

Doch als er, von dem beſten Willen erfüllt, auf der Straße ſtand, buchſtäblich bereit, ſich in das bewegte Leben zu ſtürzen, überkam ihn die Sehnſucht des Landmenſchen, die auch in der Großſtadt nach ſtillen Winkeln ſucht.

Und er wiederholte es dem Chauffeur, ja, gewiß, nach dem Krögel wolle er. — —

Georg wollte das Auto nicht warten laſſen. Nein, er war ja bekannt in der Gegend. Und er bog in das dunkle Gäßchen ein.

Die bröckelnden, hohen, vor Alter faſt ſchwarzen Mauern waren ihm vertraut. Es ging an ihnen entlang bis zu einer Haustüre, die über verwahrloſte Flure, deren Dielen knackten, wieder hinausführte in einen zweiten Hof.

Dort waren Werkſtellen im Erdgeſchoß. Ein Schmied, ein Wagenarbeiter, ein Althändler wohnten da. Aus ihren Gewölben fiel ein wenig Licht in den Hof, genug, daß man die einfache, beinahe edle Linienführung der grotesken Holzpfeiler ſehen konnte, die den Überbau des Krögels ſtützen.

Es gab Georg irgendein Gefühl von unperſönlicher Trauer, die edlen Formen hier in der dunklen Verwahrloſung des öden Baues zu ſehen — weil es um alle Kunſt, um alles Bauwerk, das die nicht mehr ſehen, welche es ſchufen, wie eine leiſe Melancholie liegt.

Hier am Krögel hatte Georg einſt einen alten, ſiebenarmigen Leuchter gekauft. Vor Jahren. Damals waren dieſe Stücke noch nicht ein Induſtrieartikel, ſondern noch die Zeugen alten Kults. Wenn ſpäter der Leuchter brannte — einſam in der Stille eines weiten Raumes —, war immer etwas Feierliches

geweſen, als fühlte man einen hohen Abkömmling unter ſich. Nun war der Leuchter lange erloſchen und ſie, für die er auch gebrannt, fort in ein neues Glück.

Wir quälen uns doch ſo gerne. Wir gehen an Gräber und an Stätten der Erinnerung, die uns gewiß nichts ſchenken. Das alte Gewölbe am Krögel — nun gut, Georg Roſenkreutz betrat es.

Es war gleichgültig, was er da nun kaufen würde. Aber er wollte hineingehen, um ſeine Jugend wieder zu fühlen. Wie wir alles tun, weil wir müſſen. — — —

Das Mädchen hieß Eliſabeth.

Es hatte die weichen, ſchimmernden Augen der Slawen. Es hatte die weiche, läſſige, blühende Grazie der Kinder eines ſonnenwarmen Landes am Meer.

„Meine Heimat iſt Kroatien," ſagte ſie auf eine Frage, die Georg an den alten Mann gerichtet.

Und der Händler im Krögel antwortete: „Die Liſa iſt das Großkind von meiner Schweſter."

Georg aber wählte unter den Silberſachen, die auf dem zerbeulten, altersbraunen Tiſch lagen. Die Eliſabeth rieb mit einem Lederlappen daran herum.

„Ein Muttergottesbild, Herr," ſagte ſie, und ihre Stimme war ſehr weich. „Ich möchte mich freuen, wenn Sie das behalten wollten."

„Warum?" fragte Georg Roſenkreutz.

Das Mädchen hob die Hand zu einer leichten Gebärde. „Was wollen Sie? Wer kommt hierher in dieſe dunklen Mauern, wenn er ſehr froh iſt? Und die Mutter Gottes iſt gut für die Traurigen. Beſſer noch die Sonne. Aber hier in dieſer Stadt iſt es ja immer trübe und grau."

Georg war es nicht gewohnt, daß man ihn einen Traurigen nannte. Es gab zwei Gruppen ſeiner Freunde: die eine ſagte,

Georg würde es noch als ein großes Schickſalsglück empfinden lernen, daß er losgelöſt ſei von einer kalten und wankelmütigen Frau; die andere bemühte ſich, Georg zu beweiſen, daß ſie das größte Vertrauen und ſein Glück beſäßen.

Oh, gute Freunde — ſehr gute Freunde.

Das Mädchen aus Kroatien aber ſagte ihm, er wäre ein Trauriger.

Er ward verwirrt von dieſen Worten. Und ſeine Hände ließen das Muttergottesbild wieder ſinken, ſeine Hände griffen nach dem andern Silberzeug, das man ihm vorgelegt. Es waren alte Löffel, Fiſchſchaufeln und Kuchenheber, deren Stiele in kunſtvoll gearbeitete Segelſchiffe, gotiſche Kirchenfenſter oder menſchliche Geſtalten ausliefen.

„Das Muttergottesbild möchte Ihnen wohl armſelig ausſehen," ſagte das Mädchen aus Kroatien. „Sie müſſen aber an die ſchönen Feſte der Madonna denken; die Blumen des jungen Jahres bringt man ihr, und ſie enttäuſcht niemals, ſie bleibt immer ſanft und gut."

„Ich will gerne das Muttergottesbild nehmen," antwortete Roſenkreutz.

Und während der Alte den Preis machte und das Mädchen noch mit dem Lappen an dem Amulett rieb, ſah ſich Georg ein wenig in dem Raum um.

Nahe dem Ofen, in einem tiefen Stuhl, ſaß aufrecht eine alte Frau. Ihr verrunzeltes Geſicht war von einer großen, bunten Kattunhaube umgeben. Die Greiſin hatte bisher geſchwiegen. Nun ſagte ſie in eine Pauſe hinein: „Der gnädige Herr muß aus meiner Heimat ſtammen. Ich kann das hören. Und er iſt ein guter Herr, ich kann das ſehen. Vielleicht hilft er uns."

Roſenkreutz ſah überraſcht auf. Er trat näher zu der alten Frau — und bald wußte er ihre Geſchichte: Die Greiſin und

das Mädchen waren aus Kroatien gekommen, um den Vater der Eliſabeth zu ſuchen. Die Großmutter war mit ihrem Manne nach Kroatien ausgewandert, und dort hatte ſpäter ihre Tochter einen deutſchen Arzt geheiratet, der ſich ſeiner Geſundheit wegen an der dalmatiſchen Küſte aufhielt und ſpäter tiefer ins Land kam. Noch ehe ihm ſeine Tochter, die Eliſabeth, geboren, war er in Erbſchaftsſachen nach Berlin zurückgekehrt. Und war verſchollen.

Das bildete in Kürze die Erzählung der Großmutter. Und ſie brachte aus einer Lade einige Papiere und reichte ſie Roſenkreutz.

Soviel dieſer beurteilen konnte, waren es wichtige Papiere, ein Trauſchein und eine Taufmatrikel.

„Ich lebe nicht mehr lange, da iſt es Zeit, daß ich mich aufgemacht habe," ſagte die Alte.

Roſenkreutz aber dachte, man würde den Mann, der durch achtzehn Jahre nichts von ſich hören ließ, kaum noch unter den Lebenden zu ſuchen haben.

„Sie müſſen ſich bei der Polizei erkundigen."

„Ich bin krank von der Reiſe, und wer kümmert ſich dort um eine alte Perſon? Und ich kann die Liſa nicht ſchicken, daß ſie nach ihrem Vater fragt auf der Polizei. Der Bruder und die Nachbarn aber, die wollen nicht gerne hingehen."

Roſenkreutz zögerte. Dann war es ein Etwas in dem alten Geſicht, das ihn irgendwie ergriff. Er ſagte, er wolle Erkundigungen einziehen.

Das Mädchen aus Kroatien leuchtete ihm über die dunklen Flure.

„Sie ſind gut, denn Sie ſind gut zu einer alten Frau," ſagte ſie.

Er ſah das Mädchen an, wie es, von der Kerze flackernd beleuchtet, vor ihm ſtand. Anmut und Freiheit lag um ſie. Und

in den weichen ſlawiſchen Augen war ein flirrender Schein. Er mußte noch daran denken, während er zurückging.

*

Georg Roſenkreutz ſtand an der Mauer, die den Krögel trennt von der Spree. Das Waſſer war eine dunkle Maſſe — jenſeits des Waſſers aber ſtand groß, fern, hochaufgerichtet ein altes Barockhaus.

„Wieviel von der kühnen Sehnſucht der Gotik im Barock liegt —" ſagte er, mit einem Zurückwerfen des Kopfes hinüberzeigend auf das Haus — „nur, daß der Elan in eine andere Kuppel ſich ergießt.

Er hatte wie zu ſich ſelbſt geſprochen, denn was ſollte das Mädchen aus Kroatien mit dieſen Worten machen? Doch die Eliſabeth antwortete: „Die Sehnſucht hat viele Formen, aber es iſt doch immer das gleiche Wollen."

Er wandte raſch den Kopf. „Und was wäre dieſes Wollen?"

Das Mädchen aus Kroatien ſtrich die lichtbraunen Haare aus der Stirn. Sie hob ein wenig die Arme. Es war ſchön, wenn ſie ſich bewegte. Durch den ganzen Körper lief es dann wie ein ſeltſamer Rhythmus.

„Fragen Sie nicht," antwortete ſie.

Er ſchwieg. Er war gerne da. Wie eine ſeltſame, wilde Blume kam ihm die Liſa vor.

Und immer ſpürte man, wenn ſie näher kam, den Duft ihres Haares oder ihrer Haut, der war wie der Duft einer ſüßen Frucht.

Liſa ſah George Roſenkreutz an. Mit einem nicht guten Blick.

„Warum kommen Sie in den Krögel? Das ſind nicht Ihre Wege. Sie ſollen nur der Großmutter noch helfen, dann kommen Sie beſſer nicht wieder."

„Warum kleine Liſa?"

Da ſagte ſie mit ihrer weichen Stimme, aber in leichtem,

ſingendem Ton: „Sie wiſſen es doch, weil ich Sie liebe, Goſpodin.“

„Sie meinen, der Traurige ſoll getröſtet werden?“

Sie hatte plötzlich einen Zug von Reife um den ſehr roten Mund: „Sie ſind traurig, und ich habe ein unruhiges Herz — Goſpodin, was ſoll das ſein?“

„Ein ungleiches Geſpann, Liſa.“

Sie lachte und begann ein kleines kroatiſches Liedchen zu ſingen.

Er aber ging nachdenklich nach Hauſe. Mein Gott, er war wirklich ſehr oft im Krögel geweſen. Die Polizei hatte Intereſſe für die Sache mit dem verſchollenen Vater gezeigt. Aber die Recherchen gingen langſam.

Und die Großmutter war voll Ungeduld, ſie fürchtete immer, zu ſterben, ehe ſie eine Gewißheit erführe. Das Mädchen aus Kroatien intereſſierte Georg. Er nannte ſie eine Natur. Und er fühlte ſich angeregt, weniger ſchwerfällig, wenn er ſie ſah. Und ſie beſaß etwas wie Weisheit.

Er empfand plötzlich, es würde ihm ein Entbehren ſein, nicht mehr in den Krögel zu gehen. Und er war ſo hilflos, daß er dieſes Entbehren nicht auf ſich nehmen wollte. — — — — — —

Die Zeit ſtand ihm ſo ſeltſam ſtill. Die Abende waren ſo ſanft. Die Großmutter ſprach von ihrer Jugend und alten Dingen der Heimat, der Bruder rauchte ſeine Pfeife, und das Mädchen aus Kroatien ſang die Lieder ſeines Volkes.

Man ſaß zuſammen, wie aus der Welt vertrieben. Und jeder trug ein Schickſal und ein Herzeleid. Der, dem das kroatiſche Mädchen verſprochen geweſen, hatte einen erſtochen und irrte flüchtig im Unbekannten. Die Großmutter hatte es erzählt. Vielleicht ſehnte ſich das Mädchen eines heißblütigen Volkes noch nach dem, der einen ermordet. Und ſie mußte manchmal ein Wort von Liebe ſagen. Oder ihr Herz begehrte eine andere

Welt, oder ihre Sinne einen anderen Augenblick, wenn ſie leiſe lächelnd auf eine Bitte Georgs nach der Gitarre griff: „Weil ich Sie liebe, Goſpodin.“

Eines bangen Abends war es verändert im Krögel. Das Mädchen hatte Angſt um die Großmutter. Die war nicht mehr ſo wie an all den anderen Tagen. Als Georg kam (mit einem kleinen Fingerzeig von dem Detektiv verſehen, den er mit den Nachforſchungen nach Liſas Vater betraut), war Verwirrung im Krögel.

Die Großmutter ſaß aufrecht in dem zerſchliſſenen Lehnſtuhl. Sie hatte die ſeltſame, große Kattunhaube auf wie immer.

Georg war bedrückt von eigenen Gedanken. Sonſt hätte er an dieſem Geſicht leſen können, der Tod iſt nicht mehr fern. Ihm fiel nur auf, wie ſeltſam die großen, dunklen Augen blickten.

Und die Großmutter redete mit der Enkelin.

Es war wohl die Fortſetzung eines längeren Geſpräches, was Georg hörte: „Die Mutter Gottes verzeiht uns, mein Kind. Aber nur, was unſer Ernſthaftiges war, darf ſie verſtehen. Und dann werden wir losgeſagt vom Böſen, weil das keine Macht mehr über uns hat, wenn wir bei Gott ſind. Und dann tut man uns die Tür auf und führt uns zu den Unſrigen. Da ſitzt der Urvater an ſeinem Tiſch und er gibt uns die Hand, und die Urmutter holt den Wein und ſagt: Nun biſt du daheim. So warten die Geſchlechter aufeinander, und jedes hat drüben ſein eigenes Haus. Da iſt es nicht mehr, daß wir in der Fremde herumtappen. Da iſt es nicht mehr, daß wir verlaſſen und allein und krank im Herzen ſind. Ein jeder hat ſein Zimmer und ſein Gärtlein und ſein' Sach'. Und wer kein Kind hatte im Leben, der iſt dort geachtet wie ein Vater und eine Mutter. Bloß wer kein Herz hatte im Leben, der kommt nicht dorthin, wo die Geſchlechter wohnen. Und wenn einer einen böſen Tod

geſtorben iſt aus Unfrieden mit ſich, dann ſieht er den Ölbaum. Kein Geſchlecht iſt vornehmer als das andere. Wer mit den Seinigen zuſammenlebte, der iſt ſo vornehm wie der Graf von Paris und wie der Erzbiſchof. Nur wer ſich der Seinigen ſchämte, mit denen ihn Gott verbunden hat, der kommt nach Walhall in einen kalten Saal, wo jeder allein ſteht. Ja, ſo iſt es."

„Erzähle noch, wie es bei den Ureltern ſein wird," ſagte die Enkelin.

„So wie am Feierabend. Und alle ſind da. So verbunden ſind wir wie es die Geſchlechter hier nur ſind, wenn eins hat ſterben müſſen und man begräbt ihn. Keiner ſitzt mehr verlaſſen in ſeiner Kammer. Keiner muß ſein Brot an einem fremden Tiſch eſſen. Wir ſind daheim." —

Georg ſah, an dieſem Abend würden ſeine kärglichen Nachrichten nicht recht angebracht ſein. Doch er blieb in der dunklen Ecke ſtehen, denn die Liſa machte ihm ein Zeichen.

„Großmutter," ſagte ſie mit ihrer weichen, ſüßen Stimme, „iſt nichts, was du willſt? Soll ich dir von unſerem Garten erzählen und von unſerem Dorf?"

„Das liegt weit fort, Liſa. Ich muß an den andern Weg denken. Und die Nachbarin ſoll kommen."

Da ging Liſa nach der Tür. Die Nachbarin wartete ſchon. Und während die Nachbarin die alte Frau begrüßte, trat Liſa zu Roſenkreutz.

„Haben Sie Sorge?" fragte er.

„Sorge? Ach, ich weiß es lange, daß die Großmutter nicht mehr heim nach Kroatien geht, ſondern in das andere Vaterland."

„Und Sie, Liſa?" Er fragte es erſchreckt.

Sie ſtand nahe bei ihm, ſo nahe, daß er den ſonnigen Pfirſichgeruch ſpürte, der von ihr ausging. Sie beugte den Ober-

körper ein wenig zurück. „Ich? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie ja nun."

Es war nicht der ſingende Ton in Liſas Stimme, nicht der ſingende Ton von den anderen Tagen. Es war ein Klang, wie ihn die Großmutter vorhin gehabt, als ſie von dem Urvater ſprach.

Ein kalter Strom lief Georg über den Rücken. Etwas wie Schrecken fiel in ſein unklares Empfinden, das ihm noch kaum bewußt geworden. Er rang nach einer Äußerung und verhinderte ſich zugleich an einer Gebärde.

Und ſo verrannen Augenblicke — ihm eine Scham und eine Hilfloſigkeit.

Die Nachbarin rief nach Liſa. Sie hatte draußen eine Flaſche Wein ſtehen laſſen, guten Wein für die Kranke.

„Liebe Liſa, Sie wiſſen, daß ich da bin, wenn Sie mich brauchen. Daß ich in allem wie ein Freund und ein Bruder —" Er konnte nicht zu Ende ſprechen, denn durch die Türe kamen neue Menſchen. Allerlei Geſichter, die wohl im Krögel zu Hauſe ſein mußten. Jedes wollte einen Dienſt erweiſen. Man wußte, der alte Hermann war zum Arzt gegangen. Das hatte Bedeutung.

Doch Roſenkreutz dünkte es, die alte Frau ſei nun ruhiger. Er fand ſich nicht zuſammengehörig mit all den Fremden. Er wollte lieber morgen wiederkommen.

Die Leute ſtießen ihn an, niemand hatte mehr ſeiner acht. So ging er, halb bedauernd, halb erleichtert, zu Liſa kein Wort mehr ſagen zu können — mehr geſchoben, als von einem eigenen Willen getrieben, aus dem Zimmer.

Draußen im finſterem Hofe des Krögels ſtand er noch eine Weile unſchlüſſig.

Nein, er kam beſſer morgen allein wieder.

Georg Roſenkreutz ſtand am Fenſter ſeines Hotelzimmers.

Er ſah wieder auf den alten Kirchhof hinab, der nun bald von der Erde verſchwunden ſein würde. Und er mußte noch an die Worte der Großmutter im Krögel denken. In ihrem Himmel waren die Geſchlechter beiſammen, die Blutsverwandten. ‚Unſer Erdenſtreben geht zu den Wahlverwandten,‘ dachte er.

Er ſah ſich plötzlich mit dem Mädchen aus Kroatien hier im Hotel gehen — über die Korridore mit den breiten Teppichen zum Liſt — im Reſtaurant unten, vor Menſchen. Und er ſah ſich mit ihr zu Hauſe. In tauſend Romanen ſind ſchon die Konflikte ſolcher Heiraten geſchildert worden.

Vielleicht wäre es ja der Weg in ein neues Leben. Eine ganz andere Linie. Die Rückkehr zur Natur, zum freien Spiel der Kräfte.

Aber ſeine Hand war matt — —

Er drehte das Licht auf. Da ſah er, in das Meſſingkäſtchen mit dem Glasdeckel war lautlos ein Brief gefallen.

Er wußte, das war ein Brief aus weiter Ferne, ein Brief von ihr. Er ging, ſchwerfällig, als trüge er eine Laſt, zu dem Käſtchen.

Der Brief ſagte ihm, daß man in freundſchaftlichen Geſinnungen an ihn dächte. Und wie es ihm ginge. Und ob er, Georg, ihr nicht einmal Bücher ſenden möchte, die ihm etwas bedeuteten. Sein Urteil ſei intereſſant und von Wert, ſein Geſchmack ſei auch ihr Geſchmack. Ja, und wie es ihm ginge? Das möge er doch ſagen.

Und Georg las wieder und wieder den Brief der Frau, die nicht mehr ſein war. Warum kam er gerade heute? Fühlte ſie, daß er vor etwas ſtand, das nicht ſein eigenſtes war? Sehnte ſie ſich nach etwas in ihm? Oh, ſie wechſelten manchmal Briefe. Aber warum kam gerade heute einer — nach halbjährigem Schweigen gerade heute? Es gibt Kontakte auch über Stille und Raum, wenn Menſchen einander einſt ſehr nahe waren.

Was man einmal erweckt hat in einer anderen Seele, kann es je ſterben? O nein. Es muß manchmal einer allein die Flammen hüten. Es muß manchmal einer allein das Licht durch eine dunkle Nacht tragen, bis der Morgen wieder kommt. Fühlte ſie, er, der ſich nie von ihr hatte löſen können, wollte nun fort? Und dachte ſie ihn zu halten, weil ſie ſelbſt vielleicht auch in dem neuen Glück wußte, ſie würde auch ihn wieder brauchen, der ſie ſo ſehr geliebt?

Georg dachte die halbe Nacht über alle Auslegungen nach, die der kleine Brief ermöglichen konnte. Und am nächſten Tag entwarf er viele Antworten. Bis zuletzt ſeine Affekte ein wenig ermatteten — und er plötzlich den Brief ſah als das, was er war: ein freundliches Wort, eine kleine Bitte um eine Gefälligkeit.

In Cannes fand man wohl wenig deutſche Bücher.

Es war ſchon ſpät am Nachmittag, als Georg faſt haſtig in die Krögelſtraße einbog. Er hatte das Gefühl, dieſes ſpäte Kommen ſei nicht ſchön von ihm.

Im Krögel war es ſtill.

Ein paar Männer ſtanden auf dem Hof. Einer davon grüßte Roſenkreutz, nicht ohne Achtung, faſt mit einem gewiſſen Mitleid.

„Der Alte läßt keinen hinein," ſagte der Mann. Georg erkannte, es war einer der Nachbarn, die am vorigen Abend bei der Großmutter eingetreten.

„Steht es nicht gut?" fragte Roſenkreutz.

Da ſah ihn der Mann einen Augenblick lang erſtaunt an. „Die Großmutter hat etwas von Ihnen gehalten. Es war eine geſcheite Frau."

„Sie iſt tot?"

Der Mann machte eine Geſte. „Hat ihr Leben ausgelebt. Das iſt das Unglück nicht. Ich dachte, Sie haben es geleſen,

es ſteht ſchon in der Zeitung. Ich hab' ſie gehen ſehen bis an die Mauer. Sie hat was Feines gehabt, das Mädchen. Hab' ſie auf die Mauer ſteigen ſehen, habe ihr zugerufen. Da war aber kein Halten."

„Was iſt geſchehen?" fragte Georg — ganz ſtill.

„In die Spree, des Morgens, als die Großmutter endlich tot war. Hat wohl ein Entſetzen gefaßt an dem ſchweren Tod, oder hat in was anderem nicht mehr ſich helfen können. Ein Poliziſt war da, aber ſchon in der Nacht. Sie wurde ausgefragt um einen, den man ſucht. Wegen einer Mordtat. Ich weiß nichts, und die Toten leben nicht mehr."

„Und man hat — ſie gefunden?"

Da rief ein zweiter Mann: „Im Treibeis? Nee, der Alte kann nich det Waſſer abſuchen laſſen. Und det Waſſer is anjenehmer als det Loch im Sande bei de Bazillen." —

Georg Roſenkreutz ſtand an der Mauer. Der Stillere der Arbeiter hatte ihn hingeführt. „Ich liebe Sie, Goſpodin," hatte das Mädchen aus Kroatien geſagt. Warum war ſie gegangen? Aus welcher Qual? Trug Georg eine Schuld?

Aber er konnte nichts denken. Er fühlte nur alles kalt, fremd und fern. Er ſah die Dinge um ſich, und ſie prägten ſich ihm ein. Die dunkle Maſſe des Krögels lag im Abendgrauen. Frühlingswirrnis trug ſchon der Wind. Dem Menſchen, der da allein an der Mauer des Krögels ſtand, war es, als käme dieſer Sturm nur, um hohnvoll an Gräbern zu rütteln und von der Sinnloſigkeit alles Werdens, das dem Vergehen zuirrt, zu zeugen.

Eisſchollen trieben auf der Spree. Das Waſſer floß träge unter ihrer Laſt. Drüben im Nebel, jenſeits der dahinwälzenden Bewegung, lag der Barockbau, der eine gotiſche Sehnſucht in ſich gebannt hat.

Alles verſinkt,' dachte Georg Roſenkreutz.

Und er hörte fern, im Rauſchen des Frühlingswindes verweht, ein Wort: „Weil ich Sie liebe, Goſpodin —"

Er ſah, wir ſtehen an einem Strom, der treibt die Schiffe vorbei, Schiffe mit goldenen Wimpeln und traurige Kähne, mit dem Unrettbaren und dem Herzeleid beladen. Und wir ſtrecken die Hände aus — in Sehnſucht, in Abwehr — die ohnmächtigen Hände.

Epilog

In unſerem alten Ansbach habe ich Freund Roſenkreutz zuletzt getroffen. Wir wanderten durch den ſchweigenden Ort, vorüber an all den Häuſern mit der Grazie kleiner Schlöſſer, über die weiten Plätze und durch ruhevolle Straßen. Und wir dachten der Zeiten und Menſchen, die gingen und nur noch im Tabernakel des Herzens wohnen, dachten der Zeiten, die vielleicht noch ſein können, bis der Genius die Fackel ſenkt.

Ein Sommernachmittag war. Es blühten die Linden von Ansbach. In den Vorgärten wucherten, wie zu der Mütter Tagen, alte Blumen, der Kirchhof war überſponnen von Grün. Ja, wir hatten ſo viel zu beſuchen gehabt in Ansbach. Gräber und Häuſer, Tote und Lebende. Und wir gingen an den Stätten der Jugend, der eigenen und ſolcher, die wieder jung gemacht iſt in erinnernden Herzen.

Oh, jeder kennt eine ſolche Stadt, die zuweilen noch vor ſeinen Augen auftaucht, die ſeine Schritte wieder betreten. Und dann fühlte man ſich dort umgeben von allem Wiſſen, von ſonderbarer Freude und muß Häuſern zuwinken und alten Brunnen und Bäumen, die ſo wunderlich noch da ſind, indeſſen uns die Zeit ging, die Zeit uns nahm — —

Freund Roſenkreutz und ich mußten lächeln, als wir wieder einmal an einem alten Haus in einer engen Gaſſe laſen, daß Platen die Tulpe im deutſchen Dichtergarten ſei.

Eine feinere Zeit als die jetzige hat ſeine von ihr unbegriffenen Leiden geachtet, eine fernere wird ſie vielleicht als ein Stück Natur anerkennen. Er ſteht ſo ſtolz in Erz vor alten Bäumen, und man hat ſein Säkulum mit Licht und Muſik gefeiert, als ich jung war in dieſer Stadt, wo Böſes und Stolzes, Geiſt und Brutalität, ſchöne Sitte und ſtiller Wandel ſo ſeltſam nebeneinander die Erinnerung füllen.

Wir ſtanden auf dem Markt vor der alten Gumbertuskirche der Schwanenritter, und dachten, auch ihnen noch den Gruß des Reſſentiments zu bringen. Da machten uns Gedankenverlorene die wilden Gebärden der Marktfrauen, die Habe zuſammenrafften, aufmerkſam, daß der Sommerhimmel ſchwarz geworden. Und wir liefen und ſuchten im Schloßhof Schutz vor einem jähen Unwetter.

Eine Frau dort aber dachte, wir wollten die Sammlungen ſehen. Und mit einer gewiſſen zwingenden Geſte führte ſie uns nicht in die Prunkgemächer des Markgrafen, ſondern über viele Treppen und Korridore in einen beſcheidenen Teil des Schloſſes.

Draußen ging ein Gewitter nieder. Der Regen praſſelte an die Scheiben. Wir aber hatten ganz für uns allen die Geborgenheit der ſtillen Räume.

Keiner von uns war je hier geweſen in dieſem Flügel. Er ſchloß ſich auf, wie manchmal im Traum es Türen zu endloſen Gemächern tun, in denen man etwas Wunderſames ahnt. Nur daß der Traum immer abbricht, ehe das Ereignis geſchaut wird, das eine verborgene Sehnſucht des Blutes oder des Herzens ſucht.

Wir ſahen alle die Dinge an, die es dort gibt in den feierlichen Räumen: aus alter Erde geholte Urtiere, und die auf dem Juraſchiefer verſteinerten Gebilde ferner Epochen, wo alles Menſchliche noch ſchlief im Dunkel des Werdens.

Wir ſahen an den Wänden die Herrſcher des fränkiſchen Landes und ihre Frauen und ihre Geliebten. Und wieder in einem anderen Raum waren die Bildniſſe von Männern, die ihr Schickſal für Krieg oder ein holdes Abenteuer einmal auf kurz in dieſe Stadt verſchlug: den Marſchall Bernadotte, der einſt ganz gerne ſeine Gascogner-Wünſche als Fürſt von Franken befriedigt hätte, den Leutnant Neidhart von Gneiſenau, der ein Liebchen in dieſer Stadt gelaſſen und mit armen, verkauften Ansbacher Truppen nach Amerika zog.

Ich weiß nicht, wie es kam, wir traten plötzlich zuſammen von den toten Bildern fort an eine kleine Lade, ein altes Eichenſchränklein, und öffneten wie gedankenlos ſeine Türen.

Da lag allerlei: Schreibbücher und ein ſteifer Hut, von Alter braunrot geworden, Stiefel und Kleider, und ein kleiner weißlich-vergilbter Fetzen von Leinwand.

Und es war, daß wir dieſes dünne, alte Gewebe in den Händen hielten — und auf ein paar rotfarbige Flecke ſahen und einen Schnitt, wie von einem Stich.

Und wir laſen auf einem alten Papier: ‚Das Totenhemdlein des Kaſpar Hauſer.‘ Da wurden wir wunderlich betroffen von einem fernen Schauer —

Armes, kleines Gebilde, das einſt über einem unruhigen Herzen lag, über dem verirrteſten Herzen der Erde vielleicht. Armes, kleines Gebilde, das plötzlich die Tragödie wach werden ließ von einem trübe geſunkenen Leben — die Tragödie des Menſchen, der aus dem Unbekannten in die Verlaſſenheit ging, und an dem alles Irrſal des Seins zum dunklen Symbol wurde.

Das Nichts des Erdenwallens ſteigt grell auf aus des Kaſpar Hauſers alter Geſchichte. Das Hilfloſe der gebundenen Seele und des zeitlichen Schickſals wird zum Ereignis. Und jene

Ironie, die über allen Menſchenfragen ſteht, hebt ihre ſchmale Hand.

Mir wurde ſonderbar benommen, als ſähe ich ein Geſpenſt aus unbegreiflichen Zeiten — als ſtiegen zugleich all die alte Armut, die ſchmerzlich-wohlbekannten Dinge von Kämpfen vergangener Geſtalten, von Heimat und ſchwerem Schickſal vor mir auf.

Aber Georg Roſenkreutz ſtarrte das vergilbte Hemdlein an, als ſei es ein ſchönes Wunder. Wir ſprachen nichts. Wir legten es leiſe wieder an ſeinen Platz und ſchloſſen die Türen des Schreins und gingen ſtill aus dem Raum. —

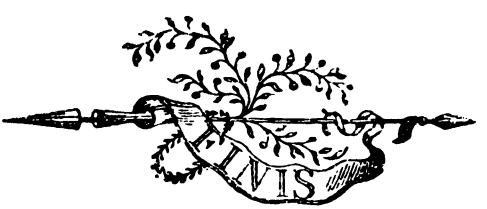
Wir wanderten noch lange ſchweigſam durch die alte Stadt und ihren großen Garten, bis der Mond hinter den melancholiſch-ſteilen Lindenalleen kam — der Mond, der uns ſagte, dieſer Tag nahm nun ſeinen Abſchied und wir mußten jeder ſeinen Weg fortgehen aus dem alten Ort.

Fremd ſah Roſenkreutz aus. Ich fühlte, ſeine Gedanken gingen in Weiten, zu Namenloſem hin. Vielleicht ſuchte er nach dem Urheber all der Dinge und Geheimniſſe und Leiden, die das Herz lebt in dieſem ſchmerzlich-armen, reichen Leben. Denn all die Schwermut und Vergangenheit und Liebe dieſer alten Stadt laſteten auf uns im Wehen des Abends.

Da ſagte Georg Roſenkreutz im Schutze einer dunklen Gaſſe:

„Ich will an dieſes Totenhemdlein denken, wenn ich traurig bin. Wenn ich glaube, alles verrinnt. Ein armſeliger Fetzen Leinwand ließ uns heute faſt um einen weinen, den wir nie gekannt. Der nie etwas Großes gewollt hatte, den man nur liebt um ſeiner grenzenloſen Einſamkeit willen.

Wir dachten ſeine Spur von der Erde verwiſcht, und ſuchten ihn nicht, und fühlten plötzlich an unſeren Händen die Male ſeines verronnenen Blutes.

Warum ſollen wir nicht glauben dürfen, daß auch unſer Herz noch berühren kann über Zeit und Fremde hinweg?

Glauben, daß durch Nacht und Finſternis und ſelbſt Vergeſſen die Spur nicht erliſcht, die von unſerem Herzen hinaus will – in die Unendlichkeit – – – – – – – – – – –"